

# kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*G. Belli, W. Dürrson, G. Fuchs, Chr. Haidegger,  
E. Karolczak, J. Kelter, D. Kittner, B. Lassahn, J. Leskien,  
A. Rheinsberg, H. Rubinstein, M. W. Schulz, E. Stöppler,  
R. Valenta, Th. Weißenborn*

*Ursula Püschel: Anna Seghers zum 80. Geburtstag  
O. Neumann: Sozialistische deutsche Literaturtradition  
H. G. Klaus: Englische Arbeiterliteratur*

*Alfred Andersch: Aus dem Nachlaß  
Friedrich Hitzer: Fragmente zu einem großen Plan*

*Jürgen Kuczynski: Geschichte des Alltags  
Fideli Hotz: Die Wittelsbacher  
Max Faulhaber: Jahrgang 1904  
Rodolfo Caltopen: Spanische Erinnerungen  
Franz Müller: Der Prozeß gegen die Weiße Rose*

**GESCHICHTS-  
BILDER**

1181

Krefelder Erklärung

## Keine Atomraketen in Europa!

Immer offensichtlicher erweist sich der „Nachrüstungsbeschluß“ der NATO vom 12. 12. 1979 als verhängnisvolle Fehlentscheidung. Die Erwartung, wonach Vereinbarungen zwischen den USA und der Sowjetunion zur Begrenzung der eurostrategischen Waffensysteme noch vor der Stationierung einer neuen Generation amerikanischer nuklearer Mittelstreckenwaffen in Westeuropa erreicht werden könnten, scheint sich nicht zu erfüllen.

Ein Jahr nach Brüssel ist noch nicht einmal der Beginn solcher Verhandlungen in Sicht. Im Gegenteil: der neugewählte Präsident der USA erklärt unumwunden, selbst den bereits unterzeichneten SALT-II-Vertrag zur Begrenzung der sowjetischen und amerikanischen strategischen Nuklearwaffen nicht akzeptieren und deshalb dem Senat nicht zur Ratifizierung zuleiten zu wollen.

Mit der Verweigerung dieser Ratifizierung durch die USA würde jedoch die Aussicht auf Verhandlungen zur Begrenzung der eurostrategischen Nuklearwaffen unvermeidbar in noch weitere Ferne rücken. Ein selbstmörderischer Rüstungswettlauf könnte nicht im letzten Augenblick gestoppt werden; seine zunehmende Beschleunigung und offenbar konkreter werdende Vorstellungen von der scheinbaren Begrenzbarkeit eines Nuklearkrieges müßten in erster Linie die europäischen Völker einem untragbaren Risiko aussetzen.

Die Teilnehmer am Krefelder Gespräch vom 15. und 16. November 1980 appellierten daher gemeinsam an die Bundesregierung, die Zustimmung zur Stationierung von Pershing-II-Raketen und Marschflugkörpern in Mitteleuropa zurückzuziehen; im Bündnis künftig eine Haltung einzunehmen, die unser Land nicht länger dem Verdacht aussetzt, Wegbereiter eines neuen, vor allem die Europäer gefährdenden nuklearen Wettrüstens sein zu wollen.

In der Öffentlichkeit wächst die Sorge über die jüngste Entwicklung. Immer entschiedener werden die Möglichkeiten einer alternativen Sicherheitspolitik diskutiert. Solche Überlegungen sind von großer Bedeutung für den demokratischen Prozeß der Willensbildung und können dazu beitragen, daß unser Volk sich nicht plötzlich vollzogenen Tatsachen gegenübergestellt sieht.

Alle Mitbürgerinnen und Mitbürger werden deshalb aufgerufen, diesen Appell zu unterstützen, um durch unablässigen und wachsenden Druck der öffentlichen Meinung eine Sicherheitspolitik zu erzwingen, die eine Aufrüstung Mitteleuropas zur nuklearen Waffenplattform der USA nicht zuläßt –  
Abrüstung für wichtiger hält als Abschreckung –  
die Entwicklung der Bundeswehr an dieser Zielsetzung orientiert.

# kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von  
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,  
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

GESCHICHTSBILDER

ZU DIESEM HEFT	3
<i>Gerd Fuchs</i> : Das Grab des Jacob Veit	5
<i>Werner Dürrson</i> : Schubart-Feier	12
<i>Anna Rheinsberg</i> : Marie	28
<i>Christine Haidegger</i> : Bewegung unter der Oberfläche	32
<i>Bernhard Lassahn</i> : In San Francisco geht es auch nicht weiter westlich	41
<i>Jürgen Leskien</i> : Angolanisches Tagebuch, 15. Januar	43
<i>Jochen Kelter</i> : Battle of Britain	50
<i>Gioconda Belli</i> : Bis daß wir frei sind	51
<i>Elke Karolczak</i> : Anrecht <i>Reinhard Valenta</i> : Zukunft	52
<i>Theodor Weißenborn</i> : Glaube und Wissen	53
<i>Hilde Rubinstein</i> : Energiesparprogramm	54
<i>Erika Stöppler</i> : Waffenschau in Freedom City	55
<i>Dietrich Kittner</i> : Olympische Schlußfolgerung (BRD)	58
<i>Ursula Püschel</i> : Das heftige Gebrauchtwerten – Über Anna Seghers	59
<i>Oskar Neumann</i> : Tradition und Aktualität	73
<i>H. Gustav Klaus</i> : Vom künstlerischen Aufbäumen des Proletariats Zu M. Ashraf: „Englische Arbeiterliteratur . . .“	80
<i>Werner Preuß</i> : Kein anderer K. – Zu Kleist-Interpretationen	87
<i>Carl Dietrich Carls</i> : Alle Wölfe gegen sich – Begegnung mit Ernst Barlach	95
<i>Max Walter Schulz</i> : Für Alfred Andersch	98
<i>Friedrich Hitzer</i> : Fragmente zu einem großen Plan	99
<i>Aus dem Nachlaß von Alfred Andersch</i> : Der Erzählte An die Kommunisten	114 115
<i>Jürgen Kuczynski</i> : Was soll eine Geschichte des Alltags?	116
<i>Fideli Hotz</i> : Bayerische Ansichten – Aus Anlaß der Wittelsbacher-Ausstellung	126
<i>Max Faulhaber</i> : Jahrgang 1904	133
<i>Franz Müller</i> : Der Mut zu leben	142
<i>Rodolfo Caltopen</i> : Bittere Erinnerungen	152
ANMERKUNGEN	168

Zu diesem Heft

Das Wahlergebnis vom 5. Oktober ist insofern ermutigend, als eine deutliche Mehrheit dem Mann die Übernahme der Regierungsgeschäfte versagte, der mit seinem Programm und seiner Person für die größten Risiken, die gefährlichsten Abenteuer bürgte. Das heißt längst nicht, daß die Risiken ausgestanden, die Abenteuer ad acta gelegt wären. Denn mit den Gewählten an der Spitze setzt sich die große Raketenkoalition und, was daraus mit Notwendigkeit folgt, die große Opfer-bringen-Koalition weiter fort. So kann dem Verlierer zwar von seinem Parteifreund Höcherl der Anfang vom Ende seiner Karriere vorhergesagt werden, damit keinesfalls jedoch schon das Ende des von ihm besonders massiv repräsentierten Rechtsdrucks. Was das zum Beispiel an Verachtung elementarer demokratischer Normen bedeutet, signalisiert der Vorgang im Sicherheitsausschuß des Bayerischen Landtages: Da wurden von Strauß endlich Beweise für seine zwischen dem Bombenmord auf dem Oktoberfest und dem Wahltag lauthals verkündete „DDR-Agenten-Theorie“ im Zusammenhang mit der Wehrsportgruppe Hoffmann gefordert, und er ließ wissen, er fühle sich dem Parlament gegenüber nicht verantwortlich, weil er seine Behauptungen ja nicht als Bayerischer Ministerpräsident aufgestellt habe, sondern als Kanzlerkandidat – weiß Gott „in dreister Weise eine Spaltung seiner Persönlichkeit“ (MdL Gerhard Zech). Aber eben solche Spaltungen sind zur Zeit typisch, nicht nur für Personen, sondern in der Sache der bundesdeutschen Politik. Da wird die Literatur Schwarzafrikas zum Thema der Buchmesse 1980 erklärt, und wenn ihre Repräsentanten nach Frankfurt kommen, stehen sie dort Vertretern des südafrikanischen Rassistenregimes und Verbreitern des bundesdeutschen und internationalen Neonazismus gegenüber. Und das, nachdem soeben in Bologna, München und Paris bewiesen wurde, wie kurz der Weg vom faschistischen Wort zum faschistischen Mord ist. Da wird Ernesto Cardenal mit dem Friedenspreis ausgezeichnet, aber seine Unterschrift unter die Forderung nach einem Verbot von faschistischer, neonazistischer, kriegsverherrlichender Literatur wird stillschweigend verdrängt. Und wer als Bundesbürger gar vertreten wollte, was Cardenal gesagt hat über die „Revolution, die dazu geführt hat, daß sich jetzt der Frieden und die Gerechtigkeit küssen“, der hätte sein Berufsverbot weg, so sicher wie das Amen des Papstes in der Kirche von Altötting. Warum bei so viel Fragen in die Zukunft, bei so viel Unsicherheit über die Zukunft, nun ein Heft „Geschichtsbilder“? Vor allem darum: *Man muß wissen, woher man kommt, um zu wissen, wohin man geht.* Aber läßt sich das so einfach sagen: *wissen?* Läßt sich noch positiv zitieren, was Bertolt Brecht von Wissenschaft und Kunst, von ihrer gemeinsamen Funktion hält: „daß beide das Leben der Menschen zu erleichtern da sind, die eine beschäftigt mit ihrem Unterhalt, die andere mit ihrer Unterhaltung“? Diese optimistische Bestimmung erscheint dort zweifelhaft, wo Christa Wolf vor der Darmstädter Akademie fragt: „Gefesselt durch eine weithin unverstandene Vergangenheit, gebannt in eine fast alternativlose Gegenwart, voll böser Vorahnung – wie sollen wir sprechen?“ Wir sind nicht der Meinung von Christa Wolf, daß das, was bei Georg Büchner

noch unter Spannung, ja Überanspannung zusammenhielt, die Sprachen von Politik, Wissenschaft und Literatur, „inzwischen unrettbar weit voneinander weggetrieben sind“. *Unrettbar* – das steht in Widerspruch ganz sicher zu dem, was Anna Seghers, die Achtzigjährige, in ihrem Leben geleistet und mit ihrem Werk bewirkt hat – Hegel nennt es „Entfaltung der Wahrheit“ – und auch dazu, was Christa Wolf dann selbst sagt: „Literatur heute muß Friedensforschung sein“.

Es ist nicht naiv und nicht Unvernunft, es ist die geschichtliche Erfahrung mit einer Literatur, die an die Wurzeln der Handlungen rührt, die uns mit Christa Wolf hoffen läßt, daß es wirklich einem Generalstab schwerer werden mag – genauer vielleicht: schwerer, ja bis zur Unmöglichkeit schwerer gemacht werden kann –, „über einer Stadt das Kreuz zu machen, die innig und genau beschrieben wurde, als über einer, die keiner kennt. Die niemandem so nahe ging, daß er sie als seine Kindheitsstadt, als Stätte seiner Demütigung oder seiner ersten Liebe beschreiben mußte.“

November 1980

*Redaktion Kürbiskern*

## Gerd Fuchs Das Grab des Jacob Veit

Lea Grunds Hof war einer der größten im Dorf. Die Grunds hatten schon Lehrer in der Familie und einen Ingenieur. Sie waren im Schöffebuch seit 1632 erwähnt, und obwohl sie eigentlich nur hier hereingeheiratet hatte, pflegte Lea Grund, kam ein neuer Arzt oder Notar ins Dorf, zu fragen, na wie gefällt es Ihnen denn bei uns.

Ihre einzige Tochter verheiratete sie mit einem Tierarzt. Das war eine umständliche Geschichte. Es ging um Weinberge, Land und ein Stadthaus in Trier. Das Dumme war nur, daß die beiden Kinder nicht recht wollten. Es wäre aber so schön gewesen und hätte so gut gepaßt, und schließlich fand das auch der junge Tierarzt. Nur die Theres, die hatte sich das alles ganz anders vorgestellt. Aber schließlich konnte sie sich auch den jungen Tierarzt vorstellen. Das alles war halb komisch, halb traurig, war aufregend, wichtig, waren Herzenssachen alles, die Theres wurde behandelt wie eine kranke Kuh, das beschäftigte mehrere Familien und gipfelte schließlich in einer enormen Hochzeit, die eher einem Staatsakt glich als einem Fest. Doch dann kamen die Nazis, dann holten sie Julius Grund, und dann war da ein Grab und ein Kreuz, auf dem stand Julius Grund 1881–1933.

Als das Nachnahmepäckchen mit der Asche Julius Grunds gekommen war, hatte das Dorf den Atem angehalten. Aber Lea Grund ließ die Urne praktisch unter Ausschluß der Öffentlichkeit beerdigen. Sie setzte einfach keine Todesanzeige in die Zeitung, bat Pfarrer Ochs um Stillschweigen über den Termin der Totenmesse, bedang sich aber aus, daß die Urne neben dem Grab ihres Onkels beigesetzt werden sollte. So war niemand gezwungen, an der Beerdigung teilzunehmen, so konnte jeder, der wollte, sagen, er habe nichts gewußt. Pfarrer Ochs, schwitzend, versprach alles.

Das Dorf atmete auf. Als die Urne unter der Erde war, kamen die Kränze. Die meisten Gebinde wurden allerdings erst nach Einbruch der Dunkelheit abgegeben. Jetzt hatte man immer schon gewußt, was für eine großartige Frau Lea Grund war. Die Kirche verbietet Einäscherungen, und Schreinermeister Schuh hatte mit Urnen keinerlei Erfahrung, und so hatte er einen Sarg gezimmert, sie hatten die Urne in den Sarg gestellt, und dann hatten sie den Sarg mit dem Behälter darin beerdigt.

Man hatte die Angelegenheit schon für ausgestanden gehalten, als etwas zunächst ganz Unverständliches geschah. Auf dem Grab von Leas Onkel, dem Pfarrer Jacob Veit, waren plötzlich Blumen. Doch war das keine übliche Grabbepflanzung, auch nichts, was man als Blumenschmuck hätte bezeichnen können. Das war eine Orgie, ein Feuer aus Asters, Dahlien, Gladiolen und Rosen. Man begriff nicht. Pfarrer Veit war 1905 gestorben. Das Grab ihres Mannes hatte Lea Grund ganz normal bepflanzt.

Jacob Veit war schon achtzig, als Lea ins Dorf kam, um ihn pflegen zu helfen, denn seine Haushälterin war mit ihm alt geworden. Das war im Jahr 1900 gewesen, fünf Jahre später starb Jacob Veit, und bald darauf heiratete sie Julius

Grund, da war sie zwanzig.

Sie war ein verschrecktes junges Ding gewesen. Man hatte sie beinahe mit Gewalt zum Zug gebracht, und fast die ganze endlose Bahnfahrt lang hatte sie geheult. Zu dem Trennungsschmerz kam die Angst vor diesem Onkel, vor diesem großen alten Tier, dieser schon damals legendären, schreckenerregenden Gestalt.

Es war nicht schwer, ihr das Unglück anzusehen, und so sagte Jacob Veit: Schlaf dich aus, und dann sag mir Bescheid. Wenn du zurückwillst, sag ich, es würd sich nicht schicken, daß in meinem Haus ein so hübsches Mädchen wär. Ich brauchte eine Häßliche.

Sie hat ihm nie Bescheid gesagt. Jacob Veit, obwohl schon achtzig, war immer noch in endlose Korrespondenzen verwickelt. Denn zeitlebens hatte er an einem Mangel an Austausch gelitten. Natürlich hörte Malchen, seine Haushälterin, längst nicht mehr hin, wenn er bei Tisch herumschwadronierte oder sogar bis in die Küche vordrang, um sie beim Kartoffelschälen oder Bügeln mit seinen Ansichten über Bismarck oder die Meinung irgendeines Kanonikers zur Zivilehe zu behelligen. Anders Lea, und das spürte Jacob Veit sofort.

Es war damals gerade erst zwei Jahre her, daß Pius IX. gestorben und und der neue Papst, Leo XIII., mit Bismarck einig geworden war. Was da an Leas Ohr drang, war der Nachhall jenes Streits, den ein Berliner Arzt, Virchow hieß er, fälschlich Kulturkampf genannt hatte, der Nachhall einer Zeit, in der Jacob Veit noch einmal tun konnte, was er für sein Leben gern getan hatte: kämpfen. Feixend zeigte er Lea die Abschrift eines Berichtes, den der Amtsbürgermeister Rüdell im Dezember 1875 an den königlichen Landrat in Trier geschrieben hatte.

*Es herrscht hier durch geheime Aufwiegelung des Veit eine sehr feindselige Stimmung gegen die betreffenden Beamten (Gendarmerie). Die Einwohner sind mir früher stets mit Achtung und Freundlichkeit begegnet, in letzter Zeit wurde ich nur hin und wieder beim Begegnen begrüßt, in der Regel wendet man das Gesicht von mir ab, wenn man an mir vorbeikommt. Am 19. Dezember wollte ich mich durch eigene Wahrnehmung davon überzeugen, ob Veit Gottesdienst halte, bei dieser Gelegenheit wurde ich sogar öffentlich verhöhnt. Es sollen, wie ich nachträglich erfuhr, Zusammenrottungen stattgefunden haben in der Absicht, mich mit Steinwürfen zu verfolgen. Es soll die Ausführung aber durch den Rath eines Mannes unterblieben sein. (Das war ich, rief Jacob Veit.) Die Aufregung wird sich erhalten und immer mehr steigern, solange Veit bleibt. Es wäre daher dessen möglichst baldige zwangsweise Entfernung von hier sehr zu wünschen.*

Der Fünfzehnjährigen sträubten sich die Haare. Jacob Veit wollte sich totlachen über ihr Gesicht. Das war doch die Perversion schlechthin: Daß ein Geistlicher, für sie die Verkörperung der Autorität selbst, beschuldigt werden konnte, unbefugt geistliche Handlungen begangen zu haben und daß er sich dafür sogar vor dem Zuchtpolizeigericht in Trier zu verantworten hatte. (Aber freigesprochen mangels Beweises, schrie Jacob Veit triumphierend.) Daß ein Geistlicher die Anfeindungen gegen die Kirche in einer Sylvesterpredigt nur zu erwähnen brauchte, um von einem Lehrer (Philippi, hieß er, der Wurm, donnerte Jacob Veit) denunziert zu werden. Daß er in ein Verfahren verwickelt

wurde, weil er bei einer Fronleichnamsprozession wieder Musikbegleitung zuließ. Ja, daß ihm jegliche Amtshandlung untersagt wurde (und trotzdem weiteramtierte, rief Jacob Veit). – Das alles war unausdenkbar für die Fünfzehnjährige. Aber waren Obrigkeit und Kirche denn nicht ein und dasselbe? Eben nicht, donnerte Jacob Veit. Und dürften es eigentlich auch nie sein. Malchen keifte. Flöhe setze er dem jungen Ding ins Ohr, unbotmäßige Gedanken, widersetzliche Gedanken, den Aufruhr lehre er sie.

Und das war gar nicht einmal falsch. Zum erstenmal lernte Lea den Gedanken denken, daß der Staat etwas sein kann, das es zu bekämpfen gilt, ja daß man das Recht haben könnte, ihn zu bekämpfen.

Wochenlang hatten die jungen Männer des Dorfs Wachen organisiert, die vor Gendarmen warnen sollten, die überraschend auftauchten und nach Zeugen für die Unbotmäßigkeit des Pfarrers Veit suchten. Edle Jünglinge sah Lea in Sturm und Regen mit Fackeln in den Händen in die Nacht hinausspähen. Aber am liebsten hatte sie die Geschichte, wie ihr Onkel zu einer Geldbuße von dreihundert Thalern, ersatzweise drei Monate Haft, verurteilt wurde. Als er nicht bezahlte (nicht bezahlen konnte) und gepfändet werden sollte, hatten die Bauern in einer Dezemberrnacht seine Möbel und Bücher aufgeladen und nach Trier gebracht. In der Neujahrsnacht hielt Jacob Veit seine letzte Messe und ging, bevor man ihn verhaften konnte, über die luxemburgische Grenze nach Grevenmacher. Und das stellte sie sich immer ganz glühend vor: den Zug der Wagen (leider war es nur einer, sagte Jacob Veit), eine frostklirrende Mondnacht, Fackeln (schon wieder Fackeln!), eine fromme und gleichzeitig ausgelassene Stimmung, Gesänge, eine Art wilder Prozession.

Auflösung der katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium, Kanzelparagraph, Schulaufsichtsgesetze, Mai-Gesetze, Zivilehegesetz. Gesetz über die Aufsichtsrechte des Staats bei der Vermögensverwaltung in den katholischen Diözesen – was von allem blieb, war die Einführung der Zivilehe. Doch kam das alles von Preußen, und was Preußen war, das wußte sie: das war der Forstmeister Katte. Das war eine langbeinige, dürre Junkergestalt, eine Kasernenhoffigur, die sich nur in Kommandos äußern konnte und sich nicht entblödete, selbst Kinder oder alte Weiber wegen ein bißchen Raffholz oder einem Eimerchen Himbeeren anzuzeigen.

Bevor die kamen, sagte Jacob Veit oft, war der Hunsrück grün. Mit den Preußen kam die Douglasfichte, und der Hunsrück verdüsterte sich. Eine Holzfabrik haben sie aus dem Land gemacht, sagte Jacob Veit. Noch damals hieß die Douglasfichte der Preußenbaum, und wenn einer eingezogen wurde, ging er nicht zum Militär, sondern zu den Preußen.

Diese großmächtigen preußischen Herren – aber was für Hungerleider. Über die Legende von der preußischen Kargheit wurde an Rhein und Mosel, wo man diese Herren zu ernähren hatte, sehr gelacht. Wer hungern muß, kann das natürlich auch fasten nennen. Das war ja gruselig, fand Jacob Veit, was bei Forstmeisters auf den Tisch kam. Aber zu vermehren wußten sie sich wie die Karnickel. Pünktlich jedes Jahr machte der Forstmeister seiner Frau ein Kind. Das war ein alter Groll, den Jacob Veit Lea einpflanzte, das war eine Rechnung, die bis ins Jahr 1814 zurückging, als diese Herren hier erschienen waren und sich aufgeführt hatten wie in einem besetzten Land.

Zahllose Geschichten waren in Umlauf, wie der Pfarrer Veit den Forstmeister genasführt, ihn lächerlich, ihn unmöglich gemacht hatte. Die wenigsten stimmten, fast alle waren erfunden, sie pflanzten sich scheinbar von selbst fort. Doch inzwischen waren die Streithähne alt geworden über ihrem Groll, der dürre lange Preuße und dieser Moselbauer, und ihr Groll war mit ihnen alt geworden.

Unchristlich sei es, schimpfte Malchen, nicht vergessen zu können. Paperlapapp, Jacob Veit. Dürftigkeit herrsche nicht nur auf den Tischen dieser Preußen, sondern auch in ihren Köpfen. Und das war Jacob Veits Lieblingsthema. Er sprach Französisch beinahe genausogut wie Deutsch, und in seiner für die Verhältnisse eines niederen Geistlichen enormen Bibliothek gab es eine große französische Abteilung. Unter seinen Lieblingsschriftstellern machten sie die Mehrheit aus. Sein Versuch, Lea Französischunterricht zu geben, scheiterte zwar an Malchens erbittertem Einspruch, aber was er sie lehrte, war die Liebe zu jenem Land, dem sie hier ja doch von allen am nächsten waren und am meisten verdankten.

Malchen hatte recht, sich dagegen zu wehren, daß er ihr das Mädchen noch weiter mit Beschlag belegte. Er machte ihr schon genug Arbeit und am meisten dann, wenn er sich nützlich machen wollte.

Mit seinem Garten beispielsweise. Oder mit seinen Bienen. Was war er stolz, als er Malchen das erste Eimerchen Honig präsentieren konnte! Aber was sagte Malchen? Ist das alles? Für vier Völker? Womit sie recht hatte. Aber wie soll es denn blühen, wenn es nur regnet? An diesem verfluchten Hunsrückwetter lag es, an den ewig verregneten kalten Sommern hier oben. Wo sollen sie es denn hernehmen! Und wo sollen wir das Geld für den Zucker hernehmen?, fragte Malchen. Ein Sack Zucker gegen zehn Pfund Honig! Dreizehn, rief Jacob Veit. Aber waren es denn nicht wundersam begabte Tierchen? Direkt allegorische Tierchen? Für Predigten geradezu ideal geeignete Bestien? Wie sinnreich. Wie gedankenvoll. Drei Jahre lang – denn so lang dauerte sein Experiment mit den Bienen – war die Gemeinde auf dem laufenden über den Zustand der Bienen ihres Pfarrers. (Usen Häär, hieß er, und mit Gelobt sei Jesus Christus wurde er begrüßt.)

Malchen aber hatte ihn im Verdacht, und nicht unbegründet, daß es ihm weniger um die Bienen und schon gar nicht um den Honig ging als um die Apparaturen, Geräte, Prozeduren. Er fand es einfach toll, mit Imkerpfeife, Handschuhen, Hut und Schleier herumzulaufen.

Nach drei Jahren war es aus. Mit den Bienen vielleicht, aber dann kamen die Quitten. Wie Lucullus die Kirsche in Italien, so führe er, Jacob Veit, jetzt die Quitte auf dem Hochwald ein.

Und ich sollte ihm Gelee daraus kochen, sagte Malchen. Nun bring du den mal steif. Aber was den Bienen die Sommer, das war den Quittenbäumen der Winter. Die meisten erfroren. Ähnlich verliefen seine Versuche mit August-Äpfeln, Williamsbirnen, Chinakohl, Spargel und der Champignon-Zucht im Keller der Sakristei. Er wollte sich mit dem Hunsrück einfach nicht abfinden. Er wollte ihn *veredeln*.

Aber sein Kappes! Aber seine Kohlrabi! Sein Blumenkohl? War das etwa nichts?

Aber ich kann doch nicht schon wieder Kappes machen, rief Malchen. Ich hab dreimal hintereinander Kappes gemacht. Ich halt es nicht mehr aus.

Dann mach ihn ein, schrie Jacob Veit. Dann schmeiß ihn eben auf den Mist. Gekränkt schloß er sich in sein Arbeitszimmer ein.

Ich hab was mitgemacht, sagte Malchen. Es ist ihm alles drei Nummern zu groß geraten. Ich will es reichlich haben, hat er gesagt. Immerhin, er hat gegessen, was auf den Tisch kam.

Doch nicht nur mit dem Hunsrück-Wetter wollte Jacob Veit sich nicht abfinden. Mochte der deutsche Katholizismus denn auch schließlich seinen Frieden mit dem preußischen Junker- und Fabrikantenstaat gemacht haben – nicht Jacob Veit. Selbst mit seinem obersten irdischen Herrn haderte er. Denn was Leo XIII. da in seiner Enzyklika *Rerum novarum* verkündete, das schmeckte Jacob Veit überhaupt nicht.

Lea lernte, daß selbst diejenige Autorität, die noch über der weltlichen Obrigkeit stand, einer Kritik unterziehbar ist. Und das, ohne daß einen augenblicklich der Blitz erschlägt. Namen wie Febronius (alias Weihbischof Johann Nikolaus von Hontheim) fielen, Wyttenberg (Jacob Veits verehrter Lehrer und auch der eines gewissen Karl Marx), Bischof Hommer, Hermes – jetzt verstand Lea aber nun wirklich nichts mehr. Sie verstand nur, daß Jacob Veits Briefpartner ihn bezichtigten, Zitate aus dem Zusammenhang zu reißen, Geschichte zu klittern, ein Demokrat (offenbar etwas ziemlich Schreckliches) zu sein.

Bin ich auch, murmelte Jacob Veit grimmig. Schluß jetzt, schrie Malchen.

Aber was schmeckte Jacob Veit nicht an dieser Enzyklika? Wie war er überhaupt in dieses Hunsrücknest gekommen?

1848 war Jacob Veit noch ein achtundzwanzigjähriger, glänzend begabter junger Mann im bischöflichen Ordinariat in Trier gewesen, mit einer fulminanten Karriere vor sich, ein Jahr später saß er im Hochwald, wo er am dicksten ist. Als achtundvierzig die Maiwahlen kamen, da hatten die Trierer zwischen dem flauen Friedrich Zell zu wählen und dem andern, dem Feuermaul, dem Linken, den sie liebten, so sehr, daß ihn noch 1851 die Preußen zum Tode verurteilen und den einzigen Scharfrichter der Rheinprovinz, Meister Hammel, mit seinen Gehilfen von Köln kommen ließen, um ihn in effigie hinrichten zu lassen (am Morgen drauf war der Zettel mit seinem Namen am Schandpfahl mit Rosen bekränzt) – Ludwig Simon.

Am ersten Mai wurden nur Anhänger seiner radikalen republikanischen Partei als Wahlmänner gewählt, am elften er selbst mit 115 von 145 Stimmen in die Frankfurter Nationalversammlung.

Der Trierer Bischof (welch ein Wunder) hatte sich einer Stellungnahme zu den Wahlen enthalten, und so muß Ludwig Simon auch von einem gewaltigen Teil des niederen Klerus gewählt worden sein.

Das war das Jahr, in dem Jacob Marx, Professor am Priesterseminar in Trier, vor dem Piusverein sagte, der Staat habe eine entehrende Bevormundung geführt und sich dabei des Drucks, der List und rohen Gewalt bedient. Seit Preußen bestehe, sei für Religion und Kirche immer nur das Schlechteste zu erwarten gewesen. Er verabscheue die unumschränkte Herrschergewalt der Fürsten. Der Staat habe alle Rechte und Vorteile an sich gerissen und dem

Volk nur Pflichten und Lasten gegeben. Professor Marx forderte, dem Volk die politischen und gesellschaftlichen Rechte zu geben, die ihm von Natur aus gebührten. „Wir wünschen und fordern, frei zu werden“, rief der Professor, „weil wir so lange und so unwürdig geknechtet waren.“

Es muß damals wohl schon eine etwas fortgeschrittene Stimmung in Trier geherrscht haben, daß Jacob Marx im *Jahrbuch für Katholiken auf das Jahr 1847* einen Aufsatz schreiben mußte mit dem Titel *Die Jesuiten als Lehrer des Communismus*. Daß er zugeben mußte, am Kommunismus störe ihn eigentlich nur noch der Atheismus. Im übrigen hätten ihn die Jesuiten längst verwirklicht – und zwar in Paraguay. Was der brave Professor dann allerdings beschreibt, ist der perfekte Polizeistaat. Das müssen seine Leser gerochen haben, jedenfalls scheint die Diversionsstrategie des Professors wenig gefruchtet zu haben, denn am 3. Mai des achtundvierziger Jahres wurde die Hauptwache gestürmt, und auf dem Stadthaus hing nicht nur die deutsche Fahne (die schwarzrotgoldene und nicht die schwarzweißrote), sondern auf St. Gangolf (und das war einzigartig im Rheinland) auch die rote.

Jacob Veit schien sich damals kräftig getummelt zu haben, so sehr daß man ihn für den Rest seines Lebens in den Wald schickte. Aber darüber war nichts aus ihm herauszuholen. Das war eine Stelle in ihm, die war ganz hart und bitter und unzugänglich. Nur *Rerum novarum* schmeckte ihm nicht. Schmeckte ihm ganz und gar nicht.

Als Lea schon fast zwei Jahre verheiratet war, wollten Julius Grund und Hannes sich endlich einmal Onkel Jacobs Garten vornehmen. Der war schon ganz zugewachsen. Als sie umzugraben begannen, stießen sie auf Mauerwerk. Nachdem sie die ersten zwei Meter freigelegt hatten und immer noch keine Ende abzusehen war, rief Julius Lea.

Ich glaube, das war sein Bienenhaus, sagte sie.

Aber da kann man doch ein zweistöckiges Haus drauf bauen, sagte Hannes. Das Fundament war fast einen Meter breit und aus besten Bruchsteinen gemauert.

Hannes, hol Spitzhacken, Brecheisen und einen schweren Hammer, sagte Julius Grund in stiller Verzweiflung. Lea lachte, daß ihr die Seiten wehtaten. In einer anderen Ecke des Gartens stieß Hannes auf weiteres Mauerwerk. Es war von ähnlich zyklischen Dimensionen wie das Fundament des Bienenhauses und stellte sich als Goldfischbecken heraus. Mit eingemauerten Schalen, in denen er wahrscheinlich Seerosen zu züchten versucht hatte. In der Mitte der Versuch eines Wasserspeiers in Form eines Fisches. Der bildnerische Versuch war allerdings etwas über der Mitte von dem, was einmal ein Fisch werden sollte, resigniert abgebrochen worden.

Ich hab nie hingesehen, was er da gemacht hat, sagte Malchen. Wenn du deine Nerven schonen wolltest, durftest du dich gar nicht drum kümmern.

Hannes fuhr zwei Fuhren Bruchsteine ab, bevor Julius Grund sagte, hör auf, ich will gar nicht wissen, was da noch alles im Boden steckt.

Doch ging es ja nicht nur um Pfarrer Veit.

Im Herbst 1923 hatten Dorten und Matthes in Koblenz eine „Vorläufige Regierung der Rheinischen Republik“ ausgerufen. Als sie am 26. Oktober der französische Oberkommandierende Tirard anerkannte, rief Julius auch im

Dorf die Rheinische Republik aus. Nach der Schlacht am Siebengebirge löste sich die Regierung Dorten/Matthes auf, und 1924, nach dem Sturm auf das Bezirksamt Pirmasens, auch die „Autonome Regierung der pfälzischen Republik“ unter Heinz-Orbis.

Doch noch 1932 entgegnete Julius Grund in der *Hochwaldzeitung* einem dieser braunen Wichte namens Clamroth, der ihn im *Völkischen Merkur* angegiffet hatte: „Glauben Sie ja nicht, daß die Mehrheit der Bevölkerung einen Ihrer Parteigenossen zum Vorsteher wählen wird. Leben Sie denn in dem Wahn, die Mehrheit der Bevölkerung bestände aus einigen Marktschreibern oder Pflastersteinbemalern! Also Herr Artikelschreiber, wir haben keine Angst vor Ihnen, auch dann nicht, wenn Sie einmal im kommenden 3. Reiche ans Ruder kommen sollten. (Aber noch etwas Geduld!) Wir gehen unerschrocken unseren graden Weg, und ich lasse mir von Ihnen nichts vorschreiben, auch dann nicht, wenn ich alle Tage in Ihren Zeitungen stehe.“

Bei den Reichstagswahlen am 6. November dieses Jahres hatte es für die NSDAP 564 Stimmen gegeben, für das Zentrum Julius Grund 863, für die SPD 216 und für die KPD 132. Fast zwei Drittel waren gegen die Nazis. Ein halbes Jahr später, im März 1933, wurde das Dorf zum Gau-Musterdorf erklärt.

Doch gab es sehr wohl noch einige, die begriffen. Kurz nachdem das Grab von Pfarrer Veit sich so verändert hatte, ließen sich Rektor Theis und Bauer Blasius, zwei uralte Männer, nach dem Hochamt zu Lea Grund führen. Sie schüttelten ihr lange die Hand, und ein paar Tränen liefen ihnen auch über die runzligen Gesichter.

Es wurden immer mehr, die begriffen, und nicht lange, da erschien Pfarrer Ochs. Lea war nicht erstaunt, und Ochs ahnte, was ihm bevorstand. Es war immer dasselbe, wenn Leute bereits Geistliche in der Familie hatten. Das verringert den Respekt erfahrungsgemäß stark. Aber in Lea Grund's Fall war es besonders schlimm.

Bei aller Achtung für das Andenken eines so bedeutenden Kirchenmannes wie Jacob Veit, aber lasse sich ein solcher Aufwand mit der doch gerade auf dem Gottesacker gebotenen Schicklichkeit vereinbaren?

Und für wie schicklich halte er das, was man mit Julius Grund gemacht hatte? Ochs schwitzte. Mehr schien ihm nicht einzufallen. Es war klar, daß ihn das Ordinariat in Trier geschickt hatte. Lea Grund verbat sich die Belästigung. Ochs zog ab. Was für eine Schafsnatur.

Von ganz anderer Qualität war der Besuch von Studiendirektor Mundt. Machen wir uns nichts vor, sagte Mundt. Wir wissen, was Sie meinen. das ist eine politische Demonstration.

Als sie das Efeu von Jacob Veits Grab gerissen hatte, da war sie den Toten näher gewesen als den Lebenden. Doch noch einmal raffte Lea Grund zusammen, was ihr Garten hergab und die ersten Fröste übriggelassen hatten. Längst schon kamen nicht alle Blumen auf dem Grab von Jacob Veit mehr von ihr. Doch bald würde der erste Schnee kommen, und die Efeusetzlinge, die sie im Frühjahr pflanzen würde, hatten in den Blumenkästen hinterm Haus schon Wurzeln geschlagen.

Werner Dürrson  
Schubart-Feier

*Eine deutsche Moritat in fünf Teilen – Auszug*

*Diese Moritat für zwei (oder drei) Stimmen und möglichst viele Dreinsprecher will den Menschen Schubart zeigen, und was sein Landesherr mit ihm anstellt; zum anderen, was das „Kulturbewußtsein“ mit Hilfe eines Publikums, das großenteils an der deutschen Krankheit, dem Mangel an geistiger Auseinandersetzung, leidet, aus so einem macht.*

*Der Dokumentator hält sich an die Quellen; der Standort des Autors bewegt sich zwischen Schubart und dem Publikum, einzig einem Denkprozeß verpflichtet, der ihm höchst notwendig und nachholenswert erscheint.*

*Die Moritat ist vorführbar an jedem beliebigen Ort, auch auf Straßen und öffentlichen Plätzen, mit möglichst wenig Requisiten, zum Beispiel auch in der „Höhengaststätte Schubartstube“, von Gefangenen des Hohenaspergs. Anspielungen und Anklänge auf heutige Zustände sind, nicht nur hinsichtlich des Publikums, durchaus unzufällig.*

I.

*Im weißen Saal des Stuttgarter Schlosses sind zahlreiche sonntäglich gestimmte Bürger und Honoratioren versammelt. Die Feier hat schon begonnen: Ein Sänger, begleitet an einem Cembalo, trägt Lieder von Schubart vor. Gegen den Schluß platzt, scheinbar verwirrt, der Autor dieser „Szene“ herein, gefolgt von einem Komplizen, der alsbald mit dokumentarischen Unterlagen aufwartet.*

*Dokumentator:*

*Autor:*

Ach so, ich dachte, da wird heute morgen mit Liedern, Poëmen der Landesvater gefeiert, der Herzog . . . Hat der in diesem Saal nicht öfters Fürsten empfangen, Redouten gegeben, Konzerte?

Schubart, sagt ihr, also Lieder, Poeme von Schubart, zu Ehren des Serenissimus! Trefflich, sag ich, das nenn ich geschichtlich denken, zeitgenössisch empfinden – obwohl:

ausgerechnet mit Schubart den Herzog anhimmeln, muß das denn sein?

Wie? ein Mißverständnis, höre ich, Schubart, ihr feiert den Schubart, Christian, Friedrich Daniel, ihn, den Menschen und Dichter, Musiker, Kanzelredner, Canaille und was nicht alles, zum Teufel, den feiert ihr? hier? in Herzogsgemächern?

Verzeihung, hat denn der Herzog, der euren Schiller vertrieb, das kann vorkommen, hat der nicht, auf den Monat genau, vor zweihundert Jahren, unter Bruch des geltenden Reichsrechts, den Schubart heimgeholt, rübergelockt aus dem Ulmer Asyl und höchst persönlich hinter Schloß und Riegel gesperrt, elf Jahre lang ohne Prozeß auf dem Hohen Asperg? Feiert ihr das? Wie versöhnlich! Ach, ich versteh nicht, braucht doch der Schubart dem Herzog dafür nicht noch Lieder zu liefern, Poeme

Jedenfalls, denke ich, habt ihr nichts gegen euren Landesvater a. D., das ist schließlich Tradition, und nehmt

Obwohl der ziemlich nachlässig gegen die Hauptstadt verfuhr; das meiste spielte sich draußen ab, vor den Toren, in Waldeinsamkeiten

und nehmt, aus historischen Gründen, und das ist würdig, auch weil er so schöne Poeme und Lieder gemacht hat, den Schubart in Kauf, dennoch

*hier* mit Schubart dem Herzog huldigen, muß das denn sein?

Vielleicht denkt ihr, andersherum, der soll ruhig was beitragen, hat der doch lange genug, auf Kosten des Staates, Zeit gehabt, sich was auszudenken da droben, oder:

der Herzog, just geboren vor zweihundert-fünfzig Jahren; sein Schubart just vor zweihundert Jahren hinaufverbracht auf den schwäbischen Olymp – wohlan, zu feiern wär beides, beides gemeinsam am besten

Wie denn, bleibt ihr dabei, *den* feiert ihr, in der Tat, und *hier*, diesen Kraftkerl, Lustmolch, Häftling, in so festlichem Rahmen? Ist das, Verzeihung, nicht beinah ein Stilbruch, heißt das, laßt mich die Augen reiben, neues Bewußtsein oder,



sei's drum, Liebe zur Kunst sonntagsmorgens,  
zum Landsmann, brüderlich?

Also gut.

Mein Fall ist er nicht. Ihn aber zu  
feiern, das finde ich respektabel, das  
ehrt euch,

sagt,

warum feiert ihr ihn?

Gewiß, der war unterhaltsam, wacker, ein  
Schwabe, freundlich, gutherzig, alles was  
recht ist, der war gemütlich, beleibt,  
darum vermutlich feiert ihr ihn, den  
Schubart, Kantor, Orgel-, Klavierspieler,  
Schulmeister, Prediger, Chronikschreiber und  
was noch alles, den Sänger, Kapellmeister,  
Hofmann, Politiker, also

darum,  
der mit dem Volk sprach, wo er es antraf,  
der ihm, lutherisch oder auch anders,  
aufs Maul sah

der in samtenen Hosen daherkam, abgewetzt,  
stolz und bescheiden, mit schlaffer Perücke,  
mal derb mal zotig, warum nicht, wer  
lachte nicht gern

Apropos: kleiner Kalauer, hört, wer  
schrieb denn die Strophen zu Franzls  
„Forelle“, ja, *Shuberts*?

*Shubart!* Da staunt ihr, nein? Vielleicht  
deshalb mögt ihr ihn, und das wäre  
ein Grund

Ratet mal,  
wer denn lieferte Schiller den Stoff  
zu den „Räubern“?

Der Staat? Wie man's nimmt, ich meinte der  
Schubart? Staunt ihr noch immer,

und wer,  
aber das solltet ihr jetzt erraten,  
wurde bewundert von Kerner, vom jungen  
Hölderlin?  
Richtig, der Schiller. Aber  
auch Schubart.

Wem entstammt denn Büchners Parole  
„Krieg den Palästen – Friede den Hütten!“

Nein, nicht Schiller, nicht Hölderlin –  
Schubart!

Wer, als Journalist, ging wohl  
Börne und Heine voraus, cum  
grano salis auch Kleist, auch  
Karl Kraus?

Gewiß, die Unmündigkeit der Bevölkerung,  
richtig, die klägliche Presse, stimmt,  
dann kam Schubart,

nach Lessing der erste, der zeigte,  
öffentlich, wie durch Gedrucktes,  
vor allem durch Weglassungen! das  
Volk kann niedergehalten werden  
in der Erkenntnis

„Zutreffendes streichen!“ hieß  
die Methode

derlei bewahre und schaffe auch  
Armut, behauptete er

Indessen, ich weiß nicht: einiges  
Publikum geht, wieso denn, haben wir,  
wenn auch störend, nicht vorwiegend  
*Gutes* berichtet! – ist das der  
Grund, oder sind es die  
*Shubert-Enttäuschten*, – hört,  
ihr Fliehenden, hört! auch  
dieser da, auch *sein* Werk  
gehört zum kompletten  
Deutsch-Werkeverzeichnis, ihr  
solltet es kennen; und wer je  
die Klassik vermißt, ich bitt euch,  
vorweggenommen, „in Fesseln frei“  
– – ist das nicht explizit  
klassisch?

Darum vermutlich feiert ihr ihn,  
ihr freundlicherweise Verbliebenen  
ja, ich weiß, ihr habt nichts  
gegen den Herzog, euren  
Landesvater a. D., und warum auch,  
ebenso wenig gegen den Schubart,  
letztlich gleich Schiller ein  
Zögling Sr. Durchlaucht.

*Musik v. Chr. Schubart*

V.

Wieviel Staat braucht der Mensch?  
Das frage ich mich  
und euch –

Erinnert ihr euch –  
trefflich funktionierten  
die Gleichschaltungen,  
hierzuland, wenn es ums  
Ganze ging, ob Gedeih,  
oder Verderb –

Nun ja, der Herzog, das Vorbild, mit Zollstock –  
Was, Vaterland? Ich bin das Vaterland!  
fuhr der dem braven Mann über'n Mund,  
der aufs Grundgesetz zeigte –

nichtsdestoweniger war er kunstsinnig,  
vorurteilslos und ein Förderer der  
Aufklärung, strahlend, huldvoll, ein  
Anreger, Initiator und omnipotent

allerdings autoritär und gewalttätig

andererseits: willensschwach, zügellos, eitel  
lustvoll, ja geil, genußsüchtig, schrecklich  
verschwenderisch, durchaus ein Sohn des  
frivolen Rokoko, – eigentlich hätt er  
(wie's drüben, in Weimar, der dortige Herzog  
mit Goethe gemeinschaftlich trieb) mit  
Schubart brüderlich auf die Pirsch gehen können,  
Sex inter pares, ehe ihn seine Geliebte,  
Franziska, zu Hohenheim, liebevoll  
zähmte –

Ach ja, der Herzog, das Vorbild, mit seiner  
späten ‚Reue-Erklärung‘ von allen Kanzeln:  
als Vater gesündigt zu haben, das  
soll der Sohn büßen!

Immerhin hat er sich, nach dem Komplott,  
höchst persönlich um die Einkerkung  
unsres Delinquenten gekümmert, leut-  
seligerweise, desgleichen um seine sehr  
zahlreichen Seitensprung-Söhne, Eleven  
der Stuttgarter Akademie, dieser ‚Sklaven-  
plantage‘ – so Schubart –, die er, wenns  
sein mußte, und auch die übrigen, eigen-  
händig verprügelte, ohrfeigte, und

es mußte ja sein, man denke nur an den  
'verloffenen Sohn' und minderjährigen  
Räubervater, den Schiller. Kurz: sein  
Eros war pädagogisch geworden . . .

Also, der Herzog war gründlich: Einzelhaft,  
Wachen mit Sprechverbot, strengste  
Kontaktsperre, nichts zu lesen außer  
seichtester Theologie

denn Se. Durchlaucht  
sahen in ihm einen  
deutschen Voltaire!

weshalb sie ihm, logischerweise, das  
rechte Christentum beibringen wollte

(Anekdote gefällig?  
de Gaulle, auf die Frage, warum denn  
Sartre nicht eingesperrt werde:  
Einen Voltaire sperrt man nicht ein!

Das ist Großmut, findet ihr nicht,  
oder einfach nur diplomatisch und  
undeutsch, aber)

Wir töten nicht plötzlich, wir  
martern unsre Feinde *langsam*  
zutot!

Fürs erste, versteht sich,  
wenn einer – siehe Pascal – auf seinem  
Zimmer bleiben muß, findet ers schlimm –

Oft fühlt' ich (Läßt unser Dichter  
verlauten) den Freiheitsdrang so ungestüm, daß ich  
mit den Fäusten an die Wand schlug und  
mir Luft schaffen wollte. Der Dampf  
meines Gefängnisses – denn keine Luft konnte  
durchstreichen – fraß meine Brust an,  
preßte mir den Odem, senkte tötende Müdigkeit  
in meine Glieder und machte mir den Tod  
immer wünschenswürdiger

Viele Nächte habe ich schlaflos durchgeweint . . .  
Ich sah mitten unterm Beten, Lesen oder in  
schlaflosen Nächten gähnende, grinsende, blasse,  
schwindlichte, mit breiten Händen tappende  
Figuren vor mir oder nächtliche Vögel mit  
langen aufgerissenen Schnäbeln und  
Fledermausflügeln



putzschere, weil  
Abstumpfung  
nottut

gebt doch zu, das war  
sinnvoll, aber

der treibt das Spiel weiter, versteht sich,  
mit dem Dorn seiner Knieschnalle  
schreibt der jetzt, mühsam, und,  
als das entdeckt ist, mit der  
verbliebenen Eßgabel –  
,Köpfchen Köpfchen'

man sieht: das ist eine  
Krankheit, Seuche, die  
Schreibseuche  
pestilentia scribendi oder  
so ähnlich, nichtwahr, nur  
durch äußersten Druck wohl  
behebbar oder

Ringlein, Ringlein an der Wand!

zu heilen vielleicht durch die Drohung,  
ihn an der Kette kurzzuschließen  
Also das wäre das Letzte, müßte  
ein Fürst sogar den eingelochten  
Verbrecher noch fürchten, zu dem er ihn  
schließlich nicht ganz grundlos  
gemacht haben wird

Wenig später schon wirft er, der  
,elende Skribler', sage und schreibe  
den Bleistift!, eingeschmuggelt im Uhren-  
täschchen der Beinkleider von seinem  
treulichen Weib, zum  
Fenster hinaus!

Welche Bekehrung, fast schon  
Tapferkeit, findet ihr nicht?  
Schon bessert sich fast auch  
unser Gewissen, spürt ihr?

Oder war es nur Angst? War es nur  
dieses Weichwerden, Weichgeklopftwerden  
von Herzogs Leib-Köchen, Menschenleib-  
Köchen, wo bleibt da des Delinquenten  
williger Geist? In der Staatssuppe,  
schwimmend, oder?

Der erinnert sich wieder des Traums  
vor Jahren, da erschienen ihm  
Nachtgestalten mit schwarzen  
Kutten, satanischem Lächeln,  
sagten:

Wir töten nicht  
plötzlich, wir martern unsre Feinde  
langsam zutot!

Jetzt will er sich eine ,Ader aufschlitzen',  
und wärs, um mit Blut zu schreiben,  
was einer doch ohnehin soll –

nichtwahr, es könnte doch sein,  
vielleicht sieht einer wie er  
über die dicken Mauern der Zeit  
hinaus ins Freie, ein Dorn  
im Auge aller, die geflissentlich  
blind sind –

Im Oktober (des zweiten Jahres)  
vermehrten sich meine Schwachheiten  
dergestalt, daß ich täglich  
mein Ende vermutete . . .

Aber, Herr Schubart, auch Lenin saß  
vierzehn Monate ohne Prozeß im Gefängnis,  
was sind schon zwei Jährchen, –  
allerdings trieb der Gymnastik

und schlief nicht selbst der Herzog in  
einer ungeheizten Mansarde, à la  
Solitude, wenn nicht sonstwo: freiwillig  
demonstrierte der Isolierhaft, Askese,  
Kondition, solange jener klagte.

Ihr seht, einem Schreibkranken wird  
sogar der Entzug noch zum Unheil,  
pestilentia non scribendi oder  
so ähnlich, dem ist  
nicht zu helfen,  
so nicht.

Indessen entsteht  
– was Wunder, Erfindergeist scheint ein  
unausrottbares Übel der Übeltäter:  
wer liefert uns endlich das hundert-  
bändige Nachschlagewerk der Erfindungen  
unserer Kriminellen, ich meine der  
unfrommen Zellenbrüder –

ihr wißt, sogar das brave  
Streichholz wurde  
auf dem Asperg erfunden –

indessen entsteht, kaum  
zu glauben, da droben,  
darüber hinaus, ein Band,  
– mir stockt schier der Atem –  
Schubarts Lebensbeschreibung nämlich und  
höchst persönlich von  
ihm selber – diktiert! man höre!

Ja, werdet ihr ungläubig sagen,  
womöglich noch einer hübschen  
Chefssekretärin, das fehlte uns noch,  
auch ihm. Diktiert? wem denn sonst,  
sich selber am Ende, der Schwindler?  
etwa dem Spiegel? – nein, nicht dem,  
ich meine die trübe Scherbe an  
seiner Wand – auch der nicht.

Etwa dem heiligen Geist,  
höre ich sagen, an den er  
nicht glaubte?  
Nein,

ganz einfach, voller Geduld, mit  
,viel Behutsamkeit', ist zu erfahren,

(machte er) einen untern Quader  
in der Wand los . . . und streckte  
eines Abends plötzlich den Kopf  
ins Zimmer seines Kollegen herein.

Nun war die Operation bald in Ordnung.  
Der Mitgefangene, welcher  
weit mehr Freiheit und  
Unterstützung hatte als er,  
reichte ihm fürs erste  
den Tag über Mundvorrath  
und Fluidum; abends sein  
Pfeifchen mit Bier . . .

was sagt ihr denn jetzt,  
gönnt ihrs dem Gauner?

Natürlich hat der sich vorher  
durchs Gitter mit seinem lieben Nachbarn  
über die Krankheit besprochen, den Sprach-,  
den Ausdruckszwang in der Brust,  
dunklen Buch-Druck. Jener machte sich

anheischig, es, das librum, dictando  
zu schreiben

stellt euch das vor:

liegend, auf der Matratze am Boden  
diktiert er, der Schelm, durch die Mauerlücke  
unter dem gar nicht heißen  
Ofen dem andern

der auf dem blanken Boden saß, und  
auf einem Stuhle schrieb,  
halbe Nächte hindurch mit  
gedämpfter Stimme,  
was er den Tag über ausgedacht hatte

sage und schreibe, Zelle  
an Zelle, Ohr an Mund –  
,Köpfchen Köpfchen'

während die württembergischen Söldner,  
vom Herzog verkauft an die Holländisch-Ostindische Compagnie,  
Schubarts „Kaplied“ sangen

So entstand (wird weiterberichtet)  
allmählich seine Lebensgeschichte,  
wovon sich die Blätter zum  
zweiten Bande noch in der Handschrift  
dieses Ehrenmanns vorfanden . . .

Sagt, mir fehlen die Worte,  
hätte man den nicht, in der Tat,  
aufhängen müssen, zweimal  
lynchen zuvor, oder wenigstens  
irgendwie zwingen, sich  
umzubringen –

ja, wenn der geschossen und  
umgebracht hätte, ich sags doch,  
und der Asperg für den  
verdammte legitim gewesen wär  
so wie heute, für andre, dann  
brauchte es unserer leidigen  
Sonntagspflicht  
nicht,  
aber  
wir feiern ja gern

fragt sich nur: was?

und gibt nicht jede Regierung,  
die noch Gefängnisse hat, der  
vorigen recht?

Ihr riskiert also nichts.

Nichts riskiert ihr, verdammt!

Aber nehmen wir einmal an, ihr  
wäret gegen die ‚harte unmenschliche  
Herrschaft des Herzogs‘, wollt seine  
Ordnungsliebe so nennen, wäret gar  
gegen Kontaktsperre, Meinungsterror,  
Zensur, Schreibverbot, gegen die  
eisige Isolation eines Lumps, der  
ein Mensch ist, auch er, wenn ihr  
wollt, wie jeder; und dafür ein  
Loch, zehnjähriges, das geht tief,  
das versteh ich, einverstanden,  
jedoch  
das hat auch sein Gutes, oder?

Seine besten Gedichte hat er  
sämtlich auf dem Asperg, unter den un-  
günstigsten Um-  
ständen verfertigt

also ist der ihm, nehmen wir an,  
recht gut bekommen, zumindest  
seinen Gedichten;

außerdem, hört, was geschah  
war wunderbar, war, mit Verlaub,  
für die Katz, oder wen?

Wie der sich, ‚Malefizkerl‘,  
Volksfreund, Fürstenfeind, endlich  
weichgelegen hatte auf steinernem  
Boden, und der erratiche Fleischblock  
manchmal schon schmolz, recht  
weichgelesen in frömmlichen Schriften,  
da ging es ihm unverhofft milder,  
man denke, er durfte, abgeschlafft,  
sentimental, resigniert, isoliert,  
eines Tags plötzlich *sein*, der er war,  
gewesen war, zwar nur ein wenig,  
sanft musizieren, auch komponieren  
und Klopstock lesen,

habt ihr noch Worte?

gar schreiben durfte er,  
freilich nur Sanftes, Gefälliges,  
Frommes, zum Beispiel

Es ist genug! So nimm denn meine Seele,  
Die müde Seele nimm zu dir.

Du weißt, wie ich die Augenblicke zähle,  
Du kennst dieß bange Herz in mir,  
Das oft, getäuscht, dem Tod entgegenschlug:  
Es ist genug!

Fast läßt er sich feiern, der  
Reuige, Dicke, der Weiche,  
samt Herzog,  
weshalb wir hier wohl noch  
versammelt sind, wenn ich auch  
störe

Mit schließlich doch eingebleuter  
Zerknirschung, hirn- und stil-  
auflösender Bravheit, schierer  
Bigotterie, Ergebenheit, die schlägt  
an, damit könnte der jetzt doch  
entlassen werden, erlahmtes Lästermaul  
der, gebrochen und aufgedunsen zugleich,  
der Sack, jetzt nahezu friedlich, loyal,  
auch ohne Prozeß,

da seht ihr –

Es ist genug! . . .

. . . Den 22sten dieses Monats endige ich  
mein zehntes Jammerjahr und trete mit  
Schaudern ins elfte (vermerkt er am  
2. Januar 1787)

aber daß wir über dem Märtyrer  
nur den Strolch nicht vergessen;  
und nicht den aufgeweichten, den –  
Günstling!

. . . Letzern Freitag war ich lang  
bei dem Herzoge in Audienz.  
Ich muß gestehen, er war  
außerordentlich gnädig und  
versprach mir das Leben von nun an  
leicht und angenehm zu machen . . .

hört ihr die Nachtigall,  
hört ihr –

Ich habe nun keine Instanz als  
diesen meinen gnädigen Herrn,  
gegen den nun aller Groll  
wie Nachtgewölk weggeschwunden . . .

während, von Frankreich,  
der Wind weht, erste  
atlantische Störungen  
obrigkeitlicher Willkür,  
Nachtigall, Nachtigall

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

unser Wrack, das könnte doch jetzt  
aufs Meer geschickt werden, oder?

De facto, der Herzog beeilt sich,  
setzt es ans Nesenbachufer, nennts  
Hoftheaterdirektor

Schubart, das Wrack, mit gebrochenem  
Mast, von Herzogs Gnaden, Hoftheater-  
direktor, narrenfrei, aber oft wider-  
rufend, arrangiert er sich mit der  
Zensur, auf ausdrückliche Order, oder,  
wie Peymann, auch nicht –

Seht ihr, Strenge und Härte,  
zuguterletzt wäre beinah  
was Rechtes geworden aus ihm

Gegen den Herbst dieses Jahres aber  
ward er von einem Schleimfieber befallen,  
welches damals in Stuttgart herrschte

und wofür der Herzog  
nichts kann.

Wartet, gleich wird er  
ganz tot sein, absolut feierbar,  
kurz:

Bevor er, wie sagt man, am Steck-  
oder Streckfluß starb

(nein nein, nicht Steck-  
noch Streckschuß, wozu denn,  
der war doch in Ehren  
entlassen, und spät genug,  
bitteschön)

so zwischen 8 und 9 Uhr des Morgens  
vom 10. Oktober, von Herzogs Gnaden,  
im Todesjahr Mozarts, tröstlicherweise,  
hatte er, seiner kranken Gewohnheit  
entsprechend, diktiert, das 81. Stück  
seiner Chronik, traurigen Jahrgangs,  
wörtlich:

Schön und herzerhebend für  
den Menschenfreund ist das Gesetz:  
aber welches!

daß künftig alle Menschen sie seien  
von welcher Farbe und Nation sie wollen,  
so bald sie Frankreich betreten,  
frei sind . . .

Wofür er, Schubart, Christian Friedrich  
Daniel Schubart, Halbbruder Dantons,  
Falstaffs, schreibend gekämpft hat,  
hierzuland – ,  
drüben in Frankreich, ganz zuletzt,  
hätt ers bekommen!

Dies, verehrte Sonntagmorgen –  
gesellschaft, liebe Gleich-  
geschaltete, könnten wir feiern,  
hätten wir kürzlich noch  
feiern können, aber  
was geht es uns an –

*Aufbruch mit Musik von Chr. D. Schubart.*

## Anna Rheinsberg Marie

### Ebersdorfer Erinnerung

Sie war die Sünde im ganzen Ort: trug den Reißverschluß am Hintern und ging auf Plateausohlen, dazu einen Mund, der schrie zum Himmel. Alles an ihr war in pink.

Pink. Und das war genau die Farbe, die der Kleintierzüchterverein fortan auf seine Fahne schrieb. Man hielt die Versammlungen im Hinterzimmer der Gaststube ab, denn vorn, an dem Tresen, da stand sie, die Marie.

Und man ließ es sich nicht nehmen, das Bier bei ihr persönlich zu bestellen. Das war ein Gerangel. Alle zwei Minuten mußte einer aus der Runde den Tisch verlassen, um Marie auf die Hände zu schauen, wie sie den Zapfhahn an- und ausdrehte.

Es ging soweit, daß der Vorsitzende, identisch mit dem Rektor der Realschule, eigens ein Kästchen neben seiner Teetasse aufstellen ließ: jeder, der mehr als siebenmal binnen einer Stunde die Versammlung verließ, zahlte 2 Mark hinein. Aktion Sorgenkind. Marie wollte eine gute Tat tun.

Marie, ehemals Schuhverkäuferin, brachte Leben.

Vor zwei Monaten plötzlich war sie in Ebersdorf aufgetaucht, hatte dem Bauern Volker um den zahnlosen Mund herumgekraut, daß der nicht mehr wußte wo vorn und hinten war und seine Frau der Katze Putschke vor Wut und Schreck auf die Pfoten trat, so ein Ungeheuer saß ihr mitten in der guten Stube. Marie bat den Bauern Volker um die Pacht des Gasthofes an der Ecke vom Autohaus Schröder.

Der stände doch seit einiger Zeit leer, habe sie gehört, sagte sie ihm, ob sich da nicht was machen ließe.

Ohne seiner Frau zu gedenken, sagte Bauer Volker ja. Was ihm im nachhinein einen schlechten Ruf einbrachte.

Marie kehrte den Dreck aus den Ecken hervor, strich die Wände neu, am ersten Abend gabs Freibier für alle.

Sie hielt ihren Einzug in Ebersdorf.

Eine Sensation: stand da mit langen grünlackierten Fingernägeln und einer Hose, wie man sie zu der Zeit ausschließlich in den großen Städten zu kaufen bekam: eng um die Hüften rum, daß sich der Slip abzeichnete, fiel sie mit Schwung auf den Boden.

Ein Blüschchen in gleicher Farbe, darunter Halbschalen-BH, weiß.

Das beste an ihr jedoch waren die Haare: hochtoupirt und rot, wie es sich keine anständige Frau in Ebersdorf auch nur in den kühnsten Träumen wünschen durfte.

Marie schlug allen ins Gesicht.

Die Männer grüßten ehrfürchtig, betrat sie am Spätnachmittag die Gaststube; die Frauen rückten im Gemüseladen drei Meter von ihr ab, doch ein Blick ins Gesicht der Marie: die wußte alles.

Wußte um Schläge, Ehekräche, Saufereien, und ihr Lächeln ließ die Frauen den Blumenkohl ins Netz werfen, als rissen sie ihr die Haare einzeln aus. Neben der Rothaarigen hatten – als gute Seelen – den Einzug im Gasthaus Volker gehalten: Charles, ehemals Hufschmied und jetzt ständiger Begleiter, sowie die Mutter Maries, die am Morgen schon die Lider golden schminkte und eine Flasche Korn in einem Zug trinken konnte. Sie briet den Strammen Max in der Küche und sorgte dafür, daß die Achtzehnjährigen von Charles ungesehen aus dem Haus kamen.

Hin und wieder schlug sie ihrer Tochter ins Gesicht, wenn die Rotz und Wasser heulte, auf den Knien rutschte und schrie, nie im Leben mehr wolle sie bis morgens unten stehen, alles täte ihr weh, sämtliche Knochen am Leib. Warum bin ich nicht im Schuhgeschäft geblieben, schrie sie, und die Mutter weinte ebenfalls und rüttelte Marie. Nur noch ein paar Jahre, hörst du, mehr nicht. Dann haben wir es geschafft.

Jedesmal danach stieg Marie aufs Bidet, Charles schlief noch im Französischen mit Baldachin drüber, und wusch sich den wunden Körper.

Die Männer, die sich pünktlich gegen Abend einfanden, ahnten nichts vom morgendlichen Jammer.

Kaum, daß sie ihre Aktentasche zuhause abgegeben hatten, schlichen sie vom Abendbrottisch davon und saßen zu Rudeln um die Theke herum. Marie blieb unnahbar. Das waren zweierlei Dinge für sie: der Gasthof zum einen, ihr Körper zum anderen.

Außer den Stammsäufern, den Kleinzüchtern und den Handelsvertretern, gab es neben Rudi, dem Diakon, der hier mit Charles das Geld für die Altenfreizeit unter den Bierdeckel kehrte, des weiteren Bewunderer: drei Jungen vom Autoclub-Ebersdorf, ACE, saßen am Tisch dicht neben der Musikbox und warteten darauf, Marie möge hinter der Theke hervorkommen und sich zu ihnen stellen.

Charles sah das gar nicht gern. Doch da sie den Gasthof auf ihren Namen überschrieben hatte – die Mutter, in weiser Voraussicht, stampfte mit den Füßen auf und rief, wenn du halbe halbe machst, kommen wir nie mehr von hier fort – mußte er sich, was die älteren Rechte anging, bescheiden lernen. Zudem gab es ja auch noch das Französische mit Baldachin, in dem nur er, er ganz allein drin schlafen durfte!

Diese drei Jungen: tranken am Abend einen Stiefel nach dem anderen und warfen sich verstohlene Blicke zu, genau darauf achtend, wen sie heute abend im Nacken kraulte.

Die femme fatale von Ebersdorf.

Marie zog alle drei hintereinander durch: den Albert, den Hans, den Frank. Frank wurde ihr Verhängnis.

Albert war süße 17, Silberblick, Wuschelhaare und Knobelbecher über den Socken, die hatte er vom Barras mitgehen lassen, verkündete er stolz, keiner hat was bemerkt. So trug er die Stiefel Tag und Nacht, bis die Füße stanken. Er war nicht ganz ihr Fall. Auch brachte er hin und wieder seine Freundin mit, die das Bidet bewunderte, Maries hochhackige Sandalen für Tage mit nach Hause schleppte, um vor dem Spiegel so zu tun, als stehe nicht die Rothaarige, sondern SIE hinterm Tresen.



Das änderte sich, als Marie Albert zu verstehen gab, er möge mit hochkommen.

Ohne je nur noch einmal ein Wort zu sagen, packte die Kleine die Schuhe in die Mülltonne am Hintereingang des Gasthofes.

Der nächste war Hans, Proletensohn ein Dorf weiter, Friseurlehrling. Wir wollen auch mal die Rippchen mit den Schnitzeln tauschen, sprach er, nahm selbstverständlich Alberts Laken in Gebrauch.

Hans war der Sensibelste.

Marie wandte sich Frank zu, da rannte er mit dem Strick in der Hand Richtung Schwimmbad. Die anderen hinterher, um ihn noch rechtzeitig vom Fünfmeterbrett abzufangen.

Frank wurde Marie zum Verhängnis.

Er wußte ihre Wünsche. Ihr zuliebe ließ er für 5 Mark am Abend o mia bella napoli durch die Box laufen, obwohl der ganze Gasthof murrte und sie ihn letztlich zwangen, eine Runde fürs Lokal zu geben.

Zum Eklat kam es an einem Donnerstagabend, der entscheidend war für alle weiteren Tage. Ganz Ebersdorf war in Aufruhr und die Dabeigewesenen rühmten sich noch Jahre später.

Marie, betrunken, hin und hergerissen zwischen der Entschiedenheit, mit der Frank Stunde um Stunde in einer Ecke ausharrte, sie beobachtend, ein beinahe unbeabsichtigtes Streicheln nur, nahm er das Glas Bier in Empfang, das sie ihm gab, und den bösen Blick von Charles, strippte zur vorgerückten Stunde auf dem Tresen.

Das hatte es in Ebersdorf noch nicht gegeben.

Zuerst glaubten die Anwesenden an einen Scherz, doch Marie befahl dem Charles die Platte von eben noch einmal zu drücken, was der bereitwillig tat; er witterte Umsatz.

Die Männer hielten den Atem an, die zwei, drei Frauen – mit dabei – ebenfalls.

Marie stand nackt auf dem Tresen und ließ den Bauch kreisen.

Betrunken wie sie war, hatte sie Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Vor allem dürfte sie nicht ausgleiten, sonst wäre sie unweigerlich mit dem rechten Bein im Spülwasser gelandet.

Charles lachte gröhrend. Zudem verwies er auf die Büchse für Aktion Sorgenkind.

Frank lief weder aus der Gaststube noch weinte er noch sprach er von Hure, dir werd ichs zeigen oder ähnlichem.

Er saß wie zuvor, trank sein Bier.

Seine 17 Jahre heulten nicht vor Enttäuschung.

Wie Marie vom Tresen runterkam, ist nicht mehr in Erinnerung. Irgendeiner wohl half ihr, indem er – eine galante Verbeugung – ihre Hand in die seine nahm und sie mit einem Ruck auf den Fußboden gelangen ließ.

Die Mutter, die Schürze um, die Lider golden, in der Hand den Pfannenheber, um damit die Spiegeleier für den Strammen Max umzudrehen, stand mit zusammengekniffenem Mund an der Durchreiche.

Die Tochter an der Schulter vor sich herstoßend, beendete sie den Striptease.

Charles goß die Gläser voll und die Männer sprachen über das Gesehene.

Frank kam gerade zurecht, um Marie die Treppen hochlaufen zu sehen, die Mutter hinterher, sehr flink noch in den Beinen.

Marie hielt die Hände um den Kopf, was ihr aber nicht half.

Ebersdorf hatte den Skandal.

Der Rektor der Realschule und gleichzeitig ja Vorsitzender des Kleintierzüchtervereins entschied, dem Gasthof Volker demnächst fern zu bleiben.

Es blutete allen das Herz.

So weit sollte man nicht gehen, hieß es auf einer der Versammlungen, ein kleiner Scherz und solch ein Getöse dahinter.

Der Rektor erinnerte an seine Stellung. Entweder er oder Marie. Man entschied gegen sie.

Ein paar Tage später packte Marie heimlich die Sachen zusammen: die Kneipe hier hätte ab sofort ein Ende.

Charles gefiel das nicht, und obwohl sich beide, Marie und Frank, unbeobachtet fühlten beim Koffertragen und heimlichen Rumkruscheln, folgte er ihnen.

Ihm wiederum folgten die Jungen vom ACE.

Sie kamen alle nicht sehr weit, an der Mauer von der Bantofer Kreuzung gingen im Haus gegenüber nachts um 2 die Lichter an.

Marie schrie vor Angst um ihr Leben.

Charles, den keiner an irgendetwas zu hindern versuchte, zog sie an den Haaren über den Asphalt.

Frank hockte in den Knien und weinte.

Die anderen Jungen schauten mit Schreck in den Gesichtern durch die heruntergekurbelten Autofenster.

Sie blieben dem Gasthaus Volker für eine Woche fern.

Danach war es wie an jedem Abend.

Marie: ging auf Plateausohlen, schäkerte mit der Mutter, jede Regung für Frank war aus ihrem Gesicht gestrichen und Charles stellte die Büchse für Aktion Sorgenkind neben den Zapfhahn.

Ein halbes Jahr später zogen alle drei von Ebersdorf fort.

Was Bauer Volker sehr bedauerte.

## Christine Haidegger Bewegung unter der Oberfläche

Jennewein liest die Vorladung mehrmals. Die Unterschrift sagt ihm nichts. „Zu einer klärenden Aussprache“, steht da. „30. Juni 1980, 14 Uhr“. Das ist sein freier Nachmittag, es gibt also keinen Grund, der Aufforderung nicht Folge zu leisten. Einen Augenblick ist er versucht, die angegebene Telefonnummer anzurufen und Näheres zu erfahren. Aber vielleicht ließe ihn das schuldig erscheinen. Schuldig? Wie komme ich darauf? Jennewein verzieht das Gesicht. Seit einiger Zeit scheint ihm der Direktor aus dem Weg zu gehen und beim Elternabend saß er – Zufall? – allein an einem Tisch. Aber er ist neu hier und Deutsch und Geschichte sind keine so wichtigen Fächer wie Latein etwa; kein Wunder, daß die Eltern hauptsächlich an die Kollegen der Hauptfächer Fragen zu stellen hatten. Und zu der Sportwoche fährt er nicht mit, auch hier also kein Grund, sich mit ihm zu beschäftigen. Einige Eltern haben ihm zugenickt beim Hereinkommen. Er ist dann etwas früher gegangen, deprimiert und doch irgendwie gekränkt, daß ihm niemand eine Frage gestellt hat. Gerade diese sechste Klasse findet er gut, um die es da ging. Sehr aufgeschlossen, fragen viel, gehen mit im Unterricht. Besser, als an der Schule vorher.

Er trägt seine Tasche ins Wohnzimmer und legt den Brief auf den Couchtisch. 30. Juni. Er trägt den Termin in seinen Faltkalender ein.

– Ich muß Sie sprechen, Jennewein. Kommen Sie bitte nach Ihrer letzten Stunde – der Direktor blickt kurz auf den Plan an der Wand – um zwölf Uhr zwanzig zu mir. – Die Kollegen trinken Kaffee, jemand lacht. Zigarettenrauch steigt auf. Der Direktor geht aus dem Zimmer, stößt fast mit einer Schülerin aus der Achten zusammen, die gerade geklopft hat und hereinkommt. Jennewein überlegt einen Augenblick, worum es wohl gehen könnte, aber es läutet schon. Er stellt seine Tasse in das Waschbecken, nimmt aus seinem Fach die Mappe heraus und geht den Korridor hinunter zu seiner Klasse.

– Es geht um den 29. April, – sagt der Direktor. Pause. – Ein Dienstag. Erinnern Sie sich nicht? –

– Woran soll ich mich –

– An den 29. April, den Dienstag damals, kaum einen Monat her. Kommen Sie, kommen Sie, so ein Datum vergißt man doch nicht! – Vorwurfsvoll.

– Darf ich –

– Aber sicher doch, sehen Sie ruhig in Ihrem Kalender nach, Herr Kollege, wir wollen doch, daß alles seine Ordnung hat, nicht wahr? –

Dienstag. Der Ausflug. Was war da? Die Bilder tauchen auf. Die Straße hinauf zum Lager. Er hat den Autobus vorausgeschickt, ist mit den Sechzehnjährigen die letzten zwanzig Minuten zu Fuß gegangen. Hat versucht, in ihnen einen Teil dessen zu erwecken, was die zukünftigen Lagerinsassen hier gedacht haben mögen, das Ungewisse, die Angst, das näherkommende, noch gesichtslose Grauen. Und das ganz Alltägliche dabei, die wunden Füße, die teils fehlenden Schuhe, die Hitze, die Kälte, der Wind, die Schreie der Begleitkommandos, das Weitertreiben der Erschöpften, Verwirrten, Alten, Kranken. Der vielen

Ausländer, die die Sprache nicht verstanden und nur das Wort „Schneller, schneller“ schmerzhaft kennenlernten.

Er bat sie, den Weg schweigend zurückzulegen, zu versuchen, sich einzufühlen. Die meisten hatten „Holocaust“ gesehen, manche hatten daraufhin Bücher gelesen, die sich mit dem Naziregime auseinandersetzten, das hatte er im Unterricht an den Fragen gemerkt. Keiner von ihnen hatte je ein Lager gesehen und irgendwie faßten sie zusammen den Entschluß, an diesem freien Tag (es war Direktorsprechtage) das Lager zu besuchen. Gerade heuer, sagten sie, fünfunddreißig Jahre nach der Befreiung vom Faschismus. Kollegin Rettenbacher, die Turnen und Biologie unterrichtete, war gerne bereit gewesen, als zweite Begleitperson mitzukommen.

Auf halbem Wege hatte es zu nieseln, später zu regnen begonnen. Die Schüler zogen schweigend die Kapuzen ihrer Anoraks über den Kopf und trotteten bergauf. Er selbst ging am Ende des Zuges. Sie hielten sich in losen Zweierreihen an den linken Straßenrand. Zweimal fuhr ein Bus bergauf an ihnen vorbei. Oben auf dem Parkplatz sahen sie sich um. – Das Schwimmbad der SS – beantwortete er ihre Blicke. – Ich erkläre euch die Einzelheiten später. Erst wollen wir zum Museum. – Sie folgten ihm schweigend durch den Hof und die Stiege hinauf, und als er die Eintrittskarten gelöst hatte, traten sie einzeln hinter ihm durch den schmalen Einlaß neben dem Haupttor, „von dessen Krone vor fast genau fünfunddreißig Jahren das verhaßte Nazisymbol gestürzt worden war.“ Die gepflegte Anlage schien sie zu verwirren. Die hellgrün gestrichenen Baracken, der gepflasterte Hof. Willig folgten sie ihm zum Museum.

Eine Gruppe Erwachsener kam gerade heraus. Eine alte Frau hielt ein Kopftuch vors Gesicht gedrückt. „Calme-toi, calme-toi“, sagte der Mann, der sie am Arm gefaßt hatte. „On a survi“. Die Schüler warteten diszipliniert bis der Eingang frei war.

In der Halle führte er sie zu den Tafeln mit der Aufzählung der Haupt- und Nebenlager. – Soviele – sagte ein Mädchen, er hatte vergessen, war es Eva gewesen? Andreas deutete auf einen Ortsnamen. – Da wohnt meine Großmutter. Ob sie was gewußt hat? – Seine Stimme klang ungläubig.

Dann sahen sie schweigend die Fototafeln an, gingen in den Keller. Später kamen sie gerade zurecht um den Film zu sehen. Er kaufte ein paar der Broschüren, die zwei Frauen hinter einer Vitrine verkauften. Beide waren blond, etwa in seinem Alter. – Gehn's den Füm segn? I hob man aa a Moi gsegn, is scho schreckli, was de mit de Leit gmocht ham, net? Des san dann sechzg Schilling – ham's es net kloana? – Er sagte nichts, wartete, bis ihre Kollegin das Strickzeug weggelegt hatte und aus einer versperrbaren Schublade langsam das Wechselgeld auf die Platte zählte. – Komman no net vü Leit jetz, – sagte sie wie entschuldigend. – Im Summa sans mehra. Ganze Busse voll. Und lauter Auslända fast. Ma vastehts ja net, aba se san imma sehr bewegt. Manche davo woarn ja damois da herin, net. Da kumman dann wieda. – Verwundert? Fragend? Sie sah einen Augenblick über seine Schulter. Neue Besucher kamen durch die Tür.

Er war dann mit den Schülern in den Filmsaal gegangen. Ab und zu öffnete sich eine der Seitentüren und weitere Leute kamen herein. Manchmal ging auch

jemand hinaus. Er verfolgte den Film, den er schon mehrmals gesehen hatte, bemerkte nicht, daß einige der Mädchen hinausgingen und Kollegin Rettenbacher ihnen wenig später folgte.

Nach dem Film gingen alle wie erstarrt hinaus, schnell durch die Eingangshalle, an den Postkarten vorbei, hinaus ins Freie. Einige der Mädchen saßen auf den steinernen Einfassungen der Stufen. Sie waren blaß. Eine weinte.

Er fühlte sich vage schuldig, schüttelte den Gedanken von sich. – Ich will nicht mehr sehen, – sagte Andreas. – Ich habe genug. – Andere nickten.

– Ich überlasse das euch –, hatte er gesagt. – Im Film haben wir viel über die Zustände damals gesehen. Den Geruch haben wir nicht verspürt, die Latrinen, die hier zu Zeiten direkt im Hof waren, wo die SS die Häftlinge manchmal mit dem Fuß hineinstieß und ersäuften, der Geruch, der in den Baracken war, das alles kann sich niemand vorstellen, obwohl wir viel gesehen haben. – Seine Stimme klang ihm fremd. – Das Krematorium kann man – er scheute vor dem Wort „besichtigen“ zurück, – auch die Todesstiege. Ihr könnt auch in die einzelnen Baracken hineingehen und euch umsehen. Es sind kleine Schrifttafeln an den Wänden, ihr werdet keine Erklärungen brauchen. Aber ich überlasse es euch. – Seine Lippen fühlten sich steif an und er wußte, wie unzulänglich das war, wie vergeblich wahrscheinlich. Der Regen hatte aufgehört, nur der Wind ging ziemlich stark. Der Zweifel war wie ein Krampfknoten in seinem Magen. Er fühlte sich alt.

Die Jugendlichen sahen sich um. Manche gingen blicklos zum Ausgang zurück. Jennewein sah vor sich hin. Aus dem Augenwinkel sah er Johanna aus einer Baracke kommen. Sie schwankte ein wenig. – Da ist ein Schild drin, – sagte sie. – Hier wurden die ersten Fälle von Kannibalismus festgestellt“ – Die anderen kamen nach ihr einzeln heraus. Bald stand die ganze Klasse wieder vorne beim Haupttor. – Das ist die Klagemauer, – sagte Jennewein. – Stellt euch mal auf. – Er wußte nicht, warum er das plötzlich wollte. – Eine Linie, wie beim Turnen, – fügte er hinzu. – Gesicht zur Wand. – Die Jugendlichen gehorchten schweigend. – Und nun wollen wir einfach hier stehenbleiben. Nicht stundenlang und auch nicht den ganzen Tag. Es wird euch nichts passieren. Niemand steht hinter euch. Versucht nur einmal ganz still zu stehen, ganz still. – Er blieb hinter ihnen stehen. Kollegin Rettenbacher stand auch in der Reihe, sah er. Er verstand sich selber nicht. Der Wind wurde stärker. Sonst war es ganz still. Er fröstelte. Irgendwo bellte plötzlich ein Hund. Und das war der Moment gewesen. Ein Schwanken ging durch die Reihe und Johanna, die direkt vor ihm gestanden war, sank in sich zusammen. Es ging langsam und gleichzeitig zu schnell vor sich. Die langen Haare verdeckten fast ihr weißes Gesicht und einen Augenblick starrte er hilflos auf das Mädchen, das wie knochenlos zu seinen Füßen lag, blaue Jeans und grüne Parka, die dunklen Haare über dem Gesicht, vom Wind dahin und dorthin getrieben. Jennewein faltet die Hände über den Knien. Der Direktor wartet. Es ist sehr still im Zimmer.

– Haben Sie nichts dazu zu sagen? – fragt er nach einer Weile. Jennewein zuckt die Achseln. Er fühlt sich müde und ausgehöhlt.

– Was soll ich nun mit Ihnen machen? – Pause.

– Ich meine, die Mutter von Johanna wird ja keine Schwierigkeiten machen,

die Kollegin Rettenbacher hat das ganze ja auch sofort unter Kontrolle gehabt, – Frauensache, nicht, – aber glauben Sie nicht, daß Sie zu weit gegangen sind? Sechzehnjährige sind schließlich noch sehr leicht zu beeindrucken, ich meine, sie hätte doch einen Schock davontragen können. Sie müssen den Kindern Angst eingejagt haben, der Film soll ja scheußlich gewesen sein. –

Jennewein sieht den Direktor an, der gerade sechzig geworden ist. – Es haben mich ja noch andere Eltern angerufen, – fährt der Direktor fort. – Der Sohn von Doktor Brenner hat seinen Vater gefragt, ob er ein Nazi war, können Sie sich das vorstellen? – Entrüstet.

– Was soll man denn da antworten, ich frage Sie? – Jennewein sagt nichts.

– Nun, jedenfalls ich möchte nicht, daß solche Dinge wieder vorkommen, Herr Kollege, nicht war. Der Ruf der Schule vor allem . . . – Er verstummt. Dann: – Vielleicht sollten Sie sich wirklich mehr auf das Staatsvertragsjubiläum konzentrieren, nicht? Schließlich sind es heuer fünfundzwanzig Jahre –

– Es sind auch heuer fünfunddreißig Jahre, – sagt Jennewein brüsk. – Ja, aber die Prioritäten, Jennewein. Es soll doch in der Jugend das Positive –

– Das Wahre, Gute, Schöne? – wirft Jennewein ein. Der Direktor sieht ihn forschend an.

– Ja, also, dann verstehen wir uns ja, nicht wahr? –

– Wäre das dann alles, Herr Direktor? – Jennewein steht auf. – Ich habe eine Förderstunde für die Kollegin Mitterer. –

Der Direktor öffnet den Mund, nickt dann.

Jennewein schließt die Tür hinter sich. Seine Hände sind feucht.

Der Anruf überrascht ihn. Es ist selten, daß das Telefon nach neun Uhr noch klingelt. Es ist ein ehemaliger Studienkollege.

– Du hast doch das Flugblatt des Personenkomitees gegen den Kandidaten unterschrieben nicht? –

– Ja, das stimmt. –

– Nun, wir haben das Personenkomitee wie du weißt schon Anfang des Jahres gegründet, wir wollen mehr Aufklärung, es ist alles überparteilich und so, Widerstandskämpfer und Antifaschisten aus allen –

– Das weiß ich, – unterbricht ihn Jennewein. – Und weshalb rufst du an? Entschuldige, aber ich habe eine schwere Woche hinter mir. –

– Nun, es ist so: wir haben dich gestern bei der Kundgebung vermißt, wir waren immerhin etwa tausend Gegendemonstranten, da hatte er keine Chance zu Wort zu kommen, du wirst ja davon gehört haben. Aber nun wollen wir morgen noch eine Demo machen, einen Tag vor der Wahl, auf dem Hauptplatz. Und wir brauchen jetzt einen Redner, der wirklich überparteilich ist. Du warst doch immer ein guter Redner, Hans. Und von dir weiß man, daß du, na, wie soll ich sagen, ich meine, du bist zwar links, aber doch eben nicht, – weißt du, wir sind hier doch alle irgendwie Funktionäre, und es soll doch jemand – also, kurz und gut, nachdem du unterschrieben hast, bist du also auf unserer Linie und die Leute kennen deinen Namen aus der Musikszene, wir brauchen einen Namen, natürlich, irgendwie – ich möchte dich also bitten, schnell mal rüber zu kommen und die Details mit uns zu besprechen, wir helfen dir auch beim Zusammenstellen der Rede wenn du magst, aber du sollst natürlich ganz deine eigene, deine persönliche Meinung vertreten. – Er redet noch weiter,

aber Jennewein hört nicht zu. Er hat plötzlich Angst. Feigling, denkt er. Feigling. Die Kandidatur ist eine Schande für das Land, da hatte der Leitartikel recht. Und jede einzelne Stimme, die der dritte Kandidat bei den Wahlen bekommt ist eine Katastrophe, auch wenn sie jetzt davon reden, ihn nur um Himmels willen nicht aufzuwerten, nicht über ihn zu reden, ihn in den Medien weitgehend zu verschweigen – hier, Hans, ist die Gelegenheit etwas zu tun, die Angst zu überwinden, für etwas einzustehen, sichtbar, und nicht nur als ein Name unter vielen auf einem Flugblatt – Wo seid ihr? – unterbricht er. Der Kollege nennt die Adresse.

Jennewein geht durch die schon stille Stadt. Er hat es eilig an sein Ziel zu kommen. Auf den Gehsteigen stehen die Plakatständer und die Gesichter lächeln selbst im Dunkel. Vor einem erleuchteten Geschäft in der Passage stehen zwei Mädchen, maskenhafte Gesichter zwischen Neonlicht aus der Auslage und dem orangen Blinklicht der Ampel an der Kreuzung. An den Bäumen der Allee sind weiße Zettel befestigt: „Ein wahrer Christ kann am 18. Mai nur den dritten Kandidaten wählen. Nur er ist für die Todesstrafe für den Mord an unseren Kindern und eine Politik nach den Zehn Geboten Gottes.“ Jennewein reißt im Vorbeigehen drei dieser Zettel herunter. Ihm ist sehr kalt.

Es gibt dann eine hitzige Diskussion darüber, was Jennewein alles in seiner Rede unterbringen soll. Sie darf höchstens fünfzehn Minuten dauern. Vorher wird eine Gruppe antifaschistischer Liedermacher auftreten.

Gegen Mitternacht löst sich die Gruppe auf. Das Angebot, ihm beim Aufsetzen der Rede zu helfen, wird nicht mehr erwähnt. Schulterklopfend verläßt man sich auf ihn, er werde es schon machen.

Zuhause sitzt er lange an der Schreibmaschine. Zwei Stunden sichtet er Material, schreibt Sätze aneinander, streicht, ertappt sich dabei, wie ihm die Augen zufallen. Gegen drei Uhr geht er ins Bett. Er stellt den Wecker auf sechs.

Von sechs bis sieben schreibt er die Rede fertig. Dann fährt er mit dem Rad zur Schule. Ob er der Sechsten sagen soll, daß die Kundgebung um elf stattfindet? Sie ist seine letzte Klasse für heute und hat wie er um 10.40 h aus, da Turnen entfällt. Er denkt an den Direktor. Es fällt ihm ein, wie gestern abend der Konjunktiv alles beherrschte. Man müßte, man sollte. Manchmal auch: wir sollten. Es ist viel über latenten Faschismus geredet worden, jeder kennt Beispiele genug. Köpfe wurden geschüttelt. Aber keiner schien Angst zu haben. Nur er, Jennewein.

An dem Gebäude ist er oft vorbeigekommen. Betreten hat er es noch nie. Er orientiert sich an den großen Übersichtstafeln und findet das betreffende Zimmer im zweiten Stock ohne Mühe. 30. Juni. Es ist genau vierzehn Uhr, als er klopft.

– Herein – hört er sofort. – Kommen Sie. –

Das Büro ist relativ klein, durch das hohe, geschlossene Fenster scheint blendend die Sonne.

Hinter dem Schreibtisch sitzt ein Mann in Zivil, Hemdsärmel aufgekrepelt. Hinter einem zweiten, kleineren Schreibtisch an der linken Wand sitzt ein

Mann, der trotz der Hitze eine Lederjacke trägt. Er tippt langsam etwas auf einer Schreibmaschine, unterbricht seine Arbeit auch nicht, während der Zivilist Jennewein zu einem Stuhl vor seinem Schreibtisch winkt.

– So, Sie sind der Herr Doktor Jennewein – sagt er bestätigend. Jennewein nickt und setzt sich. Der Mann in der Lederjacke hat aufgehört auf seiner Maschine zu schreiben. – Nun, dann wollen wir mal. –

Jennewein schweigt. Der Mann in der Lederjacke kommt ihm irgendwie bekannt vor, sein Gesicht ist im Hellen, während das des Zivilisten, der mit dem Rücken zum Fenster sitzt, im Halbdunkel liegt. Es ist still hier. Die Pflanzen auf der Fensterbank sind staubig. Von unten hört man gedämpft den Straßelärm, ein gleichmäßiges, beruhigendes Geräusch. – Sie sind also Doktor Hans Jennewein, geboren 12. 12. 1940 in –

– Ja, – sagt Jennewein. – Ja, das bin ich. –

Der Zivilist zieht einen Aktenordner zu sich heran, Lederjacke schreibt mit einem Kugelschreiber auf einem Block. Ob er mitschreibt, was wir hier sagen? denkt Jennewein. Aber wozu? Warum bin ich denn eigentlich hier?

– Sie sind sicher neugierig, warum wir Sie zu uns eingeladen haben – Lederjacke lacht unterdrückt auf – eingeladen, – wiederholt der Zivilist mit einem Seitenblick auf Lederjacke. – Nun, das ist ganz einfach. Übrigens, mein Name ist Huber, Ortlieb Huber. Um meinen Kollegen da drüben brauchen Sie sich nicht zu kümmern, das ist nur ein freundschaftliches Gespräch zwischen uns beiden heute, nicht wahr, Herr Doktor? – Jennewein merkt, daß seine Hände feucht werden. Wird eine Antwort von ihm erwartet? Er nickt.

– Sehen Sie, so ist es recht. Also, ein freundschaftliches Gespräch. Wir haben da etwas hereinbekommen über Sie, Herr Doktor. Und solchen Dingen müssen wir nachgehen, das ist eine unserer Aufgaben, das verstehen Sie doch, – gerade Sie als Sozialist, nicht wahr? Als aufrechter Demokrat. Nicht wahr? – wiederholt er lauernd.

Jennewein schweigt. Sein Mund ist trocken.

– Du bist auch schon auf der Liste, – hatte ein Kommilitone damals nach einer Kundgebung gesagt. – Mauthausen ist in drei Tagen wieder betriebsfertig. – Er hatte gelacht dabei. Jennewein sieht zu dem Mann in der Lederjacke hin.

– Also, es geht um Ihre Rede am Tag vor der Wahl. Die Rede gegen den dritten Präsidentschaftskandidaten. Und um das Flugblatt – Sie haben es doch unterschrieben, nicht wahr? – Er hebt ein Exemplar des billigen beigen Papiers hoch. Jennewein nickt. Der 17. Mai also.

Auf dem Hauptplatz sind etwa vierhundert Demonstranten versammelt. Es gibt Transparente, Sprechchöre. Jennewein setzt sich auf den Gehsteigrand. Er ist müde. Die Musiker legen noch Leitungen, Mikrofone werden aufgebaut.

– Auch dies hat einmal angefangen mit einem damals noch unbekanntem Mann namens Adolf Hitler, sollen Sie gesagt haben. –

– Ja, das stimmt. –

Der Hemdsärmelige blättert. – Und das ist doch auch aus Ihrer Rede? – Er liest vor, ohne Jenneweins Antwort abzuwarten: – In einer Veranstaltung am 15. 3. in Perchtoldsdorf redete er vom „nationalen Menschen“, von „Trägern des Erbgutes“ und vom „friedlichen Nebeneinander der Völker, wie es bereits einmal realisiert war“. Und was meint der Kandidat damit? Daß das alles, man

höre und staune „im Krieg geschehen sei“. „In den europäischen Divisionen der Waffen-SS war das alles realisiert“, sagte der Kandidat. Und redete über die rechtlichen Möglichkeiten, die ihm das Amt des Bundespräsidenten bieten könnte. Und forderte die Todesstrafe. Dazu ein wörtliches Zitat: „Sehr oft werde ich gefragt, ob ich eine besondere Vorliebe für Gas habe. Sag ich immer: Warum soll ich eine besondere Vorliebe für Gas haben?“ Ja, warum wohl. Der Kommandant von Auschwitz, Höß, schreibt einmal: „Wenn ich so nachts draußen bei den Transporten, bei den Gaskammern, an den Feuern stand, mußte ich oft an meine Frau und die Kinder denken, ohne sie aber näher mit dem ganzen Vorgang in Verbindung zu bringen . . . Wenn man die Frauen mit den Kindern in die Gaskammern gehen sah, dachte man unwillkürlich an die eigene Familie.“

Wir schulden es diesen unzähligen Toten, den antifaschistischen Auftrag des Staatsvertrages einzulösen . . . Stimmt das so? –

– Ja, – sagt Jennewein. – Sie haben einiges ausgelassen, aber das muß ein Mitschnitt aus meiner Rede sein. –

– Nur, damit alles seine Richtigkeit hat, – sagt der Hemdsärmelige. – Und dann haben Sie wiederholt auf Verbot der NDP gedrängt. Da waren dann doch Sprechchöre, nicht? –

– Ja. –

– Und jetzt weiter in Ihrer Rede: „Da ich Präsidentschaftskandidat bin, kann ich kein Neonazi sein“, sagte jener Mann vorige Woche. Das ist eine Verhöhnung unserer Demokratie.

– Und dann – Huber blättert – gehts da weiter mit der Forderung nach umfassender antifaschistischer Aufklärung an Schulen. Da sind Sie ja auch schon sehr aktiv, Herr Doktor, oder? So wie am 29. Mai? – Lauernd.

– Ich verstehe nicht –

– Sie haben doch mit einer Klasse eine Besichtigung des KL Mauthausen vorgenommen. –

– Im Rahmen des Geschichtsunterrichtes –

– Ist ja in Ordnung, ist ja nichts dagegen einzuwenden, regen Sie sich doch nicht gleich auf, Herr Doktor! Obwohl, der Landesschulrat hat doch zuerst die Genehmigung verweigert, nicht wahr? Weil der Nationalsozialismus ja nicht auf dem Lehrplan für die Sechste steht, oder? – Sie haben es dann geschafft es durchzusetzen, weil Sie „die Juden im Mittelalter“ auf dem Lehrplan haben, da gabs dann sozusagen eine Berechtigung für diese – Exkursion. –

Jennewein schwitzt. Er spürt den kalten Schweiß an seinen Rippen hinunterlaufen. Wahrscheinlich hat sein Hemd schon dunkle Flecke, Huber wird es merken . . . Hans erschrickt über sich selbst. Und wenn, was soll das aussagen, was beweisen? Woher diese Furcht? Was hat er zu befürchten? Dies ist der 30. Juni 1980, die Wanduhr zeigt fünfzehn Uhr zwei, der rote Sekundenzeiger läuft wie ein eindimensionales Insekt von Strich zu Strich.

Seit den Wahlen sind sechs Wochen vergangen, er hat eine Rede vor vierhundert gehalten – aber statt der 10.000 Stimmen, die man lt. Leitartikel bereits als „nationale Schande“ hätte empfinden sollen, hat der Kandidat einhundertvierzigtausend bekommen. „Das Geld wird nun auch für uns wieder reichlicher fließen“, hat er danach bemerkt.

Heißt das nun, daß 140 000 rassistische, minderheitenfeindliche, für die Todesstrafe eintretende Bürger in diesem Staat? . . . Bis zu 3,8 % der Wählerstimmen . . . In welchem Jahr hatte die NSDAP . . . Werden wir etwas gewußt haben? denkt Jennewein.

Es hat einige Komiteesitzungen gegeben in der Zwischenzeit, in denen Wut und Betroffenheit sich die Waage hielten. Hans hat an allen teilgenommen. Er fühlt sich verpflichtet, will etwas tun, dem noch Unbestimmten entgegentreten. Nicht gegen die Person des Kandidaten vorgehen, sagt er, sondern aufklären, wofür seine Partei steht. Hans erinnert sich.

Mit fünfzehn ist er das erstmal in Frankreich gewesen. Nach diesen Ferien waren sie umgezogen in eine kleine Provinzstadt. An dem neuen Gymnasium gab es nur Englisch, kein Französisch, das hat er privat weiterstudiert. Er hat nicht verstanden, warum ihn einige der neuen Schulkollegen damals als „Franzosenfreund“ bezeichnet haben. „Na, Jean“, sagten sie, und stießen ihn in die Rippen. „Noch nie was vom Schandvertrag von Versailles gehört, was?“ Und Jean ist er eine zeitlang geblieben. Von einer Rauferei als Kind hat er eine gebrochene Nase zurückbehalten. Das, und die dunklen Haare und Augen brachten sie dann auf noch einen Namen. Jid-Jennewein.

– Mein Vater war Sturmbannführer – zischte Holger einmal drohend, als er ihn nicht abschreiben lassen wollte. In die Häuser der Deutschnationalen wurde er nie eingeladen, nachdem er zugegeben hatte, daß sein toter Vater in keiner Verbindung gewesen war. Er bekam die Staatsbürgerschaft im selben Jahr, als der letzte Besatzungssoldat das nun neutrale Land verließ. „Meine Mutter ist Deutsche, mein Vater war Österreicher, was kann ich für Hitler?“ hatte er vorher gesagt. Er hatte sich nie als etwas anderes als ein Bewohner eben dieses Landes gefühlt. Das erste Jahr an jener Schule hatte ihn vieles gelehrt. Unter anderem die Angst. Neununddreißig hatten seine Eltern geheiratet. Er besaß das Familienstammbuch damals noch. Alles Arier. Anfangs war er versucht, es mit in die Schule zu bringen. Vielleicht hätten sie ihn dann in Ruhe gelassen. Wäre er vorher nicht an die französische Schule gegangen, hätte er sich vielleicht nie mit dem Nationalsozialismus beschäftigt. Jid-Jennewein. Das ist fünfundzwanzig Jahre her. Es trifft ihn noch immer. („Sei doch nicht komisch, wir haben uns nichts dabei gedacht“, sagt Holger heute).

Er nimmt keine bestimmte Veränderung an der Klasse wahr. Alles ist eigentlich wie immer. Niemand redet ihn auf die Demonstration hin an oder seine Rede. Die führende Zeitung hatte vorher schon geschrieben, daß Leserbriefe und Kommentare zur Aufstellung des dritten Kandidaten nicht gebracht würden, um ihn nicht über Gebühr aufzuwerten. Über seine mißglückte Wahlkundgebung in der Stadt hatte es ein Bild gegeben, das den Schirm zeigte, hinter dem sich der Kandidat verbarg, um sich gegen die Eier und Farbbeutel zu schützen, die Gegendemonstranten geworfen hatten. Der Untertitel sprach von Krawallen zwischen Rechts- und Linksextremisten. Das Wort: „Antifaschisten“ wurde nicht gebraucht.

Wahrscheinlich bin ich für sie jetzt auch ein Linksextremist, denkt Jennewein. Und für die anderen ein Linksterrorist.

Er wartet auf irgendeine Reaktion. Aber außer ein paar anonymen Anrufen,

meist nachts, die er dem Komitee verschweigt, geschieht nichts. Er hat einige Tage Angst vor seiner Angst. Er überlegt, ob die Frau im Erdgeschoß, die immer auf ihrem Kissen im Fenster liegt, Telefon hat. Und ob sie die Polizei anrufen würde, wenn ein paar Schläger mit Fahrradketten auf ihn losgingen. Nimm dich nicht so wichtig, sagt er sich ein paar Tage lang. Es wird nichts passieren. Aber er verlangsamt seinen Schritt, wenn er vom Parkplatz, wo er sein Rad abstellt, abends über den halbdunklen Straßenstreifen geht und mißt mit den Blicken den Umfang der Stämme dieser zwei letzten Bäume schon fast im Finstern. Steht da jemand? Es ist wie mit Flugzeugen und Sirenen. Beide Geräusche rufen dieselbe primitive Fluchtreaktion in ihm hervor. Er zieht unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern, möchte in Deckung gehen. Angst, stärker als Vernunft.

Ist einer, der Angst hat, wachsamer?

Die Schularbeitsthemen waren: Iphigenie. (Ein gemeinsamer Theaterbesuch).

Jungsein in der Stadt.

„Der Österreicher hat ein Land und liebt's“ . . . (Gedanken zum Staatsvertrag).

Er korrigiert die Hefte sorgsam, es ist die letzte Schularbeit vor den Ferien. Sein Rücken schmerzt nach einiger Zeit. Er macht das Fenster auf und sieht auf die Stadt hinunter. Im Haus gegenüber flimmern noch einige Fernseher. Eine Frau schließt ein Fenster. Jennewein atmet ein paarmal tief. Johanna hat das dritte Thema gewählt. „Ich liebe Österreich“, schreibt sie, „weil es eine Demokratie ist“.

– Wissen Sie, – sagt Huber, – wir haben hier eigentlich sonst noch nichts Bestimmtes über Sie, ich meine, Sie stehen zum Beispiel nicht auf der Liste bei den Nixondemonstranten damals und so. Sie waren eigentlich bisher recht unauffällig, wenn man das so sagen kann, ich meine, für uns, nicht wahr, ansonsten, – er lacht meckernd, – das weiß man ja nicht so genau, was einer so in seiner Freizeit . . . – er verheddert sich, hustet. – Nun, wir wollten Sie eben einmal ganz freundschaftlich, Sie wissen ja, das ist unsere Aufgabe, wir sind immerhin eine Demokratie, wir müssen aufpassen, ja . . . das wäre dann eigentlich schon alles, hat mich gefreut, Sie persönlich kennengelernt zu haben, Herr Doktor. Also, nichts für ungut. Kollege Wall . . . der Herr Kollege hier bringt Sie hinaus. Also, dann, Wiedersehen. – Er bleibt hinter dem Schreibtisch sitzen und winkt Jennewein kurz zu.

Auf der Uhr ist es 15.11. Hans erhebt sich. Nickt Huber zu. Lederjacke hat sich vorher schon erhoben, ist vor ihm an der Tür, öffnet sie lautlos. Der Flur ist lichtdurchflutet.

– Ich finde den Weg schon, – sagt Jennewein.

– Wie Sie meinen. – Es ist der erste Satz von Lederjacke.

Er steht an der Innenseite der geöffneten Tür, linke Hand in der Tasche, die rechte Faust um die Türklinke und sieht auf Jennewein hinunter. Seine schwarzen Stiefel glänzen.

Bernhard Lassahn

In San Francisco geht es auch nicht weiter westlich.

Weiß der Teufel, ich bin wirklich nicht der einzige, den es magisch nach San Francisco lockt. Im Greyhound unterwegs nach Westen und dann immer weiter nach Westen, dem Sonnenuntergang entgegen, gehts schon los. Einer reicht ungeschwefelte Rosinen rum und weiß unheimlich Bescheid: vor allem darf man nie „Frisco“ sagen, ist total out, klar, man soll lieber mit Rollschuhen, mit Polyester natürlich, also diesen leisen umweltfreundlichen Rollschuhen und mit Kopfhörer auf oder besser noch joggend mit Rucksack – keine Plastiktüten, keine Handtaschen, weg damit! – Hand in Hand mit seinem Freund in ein Health-Food-Restaurant einrollen oder einjoggen, je nach dem und Grünkernsuppe und Kressesalat bestellen. Dazu gibts klassische Musik, Wahnsinn, einfach Wahnsinn. San Francisco ist nämlich easy-going, da wird nicht gehetzt wie in Schnellraßbuden, da ist alles relaxed. In Cafes kann man lesen oder Go spielen bis das nächste Erdbeben die Setzer durcheinanderschmeißt.

Ach, ein Paradies mit Blumen also? Nein! In Wirklichkeit ist der Teufel los, verflucht noch mal: Zombies laufen rum, die Hölle quillt ja auch total über, Bedrohungen einer ganz neuen Dimension kommen aus dem All, Jesus kommt auch, ein Zauberer steckt magische Tücher in die offene Hand, Rocky-Horror-Fans hängen den ganzen Tag draußen vor dem Kino. Satan Ziege! Da geh ich erst mal hinter dem Bio-Rhythmus-Automaten in Deckung und meditiere; ich will ja nicht gleich alles falsch machen, den Teufel werd ich tun.

Ich will doch nicht gleich auffallen wie diese Touristen hier mit „I love San Francisco“-T-Shirts. Diese Pop-Pilger! Das sind also die „Frisco“-Sager. Als Erstes kaufe ich mir ein Hemd mit der Aufschrift „I'm not a tourist I live here“ und schlender relaxed wie selbstverständlich ins nächste vegetarische Restaurant und lächel schnell alle Boys an. Da seh ich in einer Zeitungsüberschrift schon die nächste Horrormeldung:

*Jimmy Carter von Killer-Kaninchen im Fischerboot angegriffen!*

Jesus Christus! Vor Schreck bleibt mir mein Karottenkuchen im Hals stecken: Killer-Kaninchen! Ganze Fischerboote angegriffen! Eine neue Bedrohung, soviel ist sicher, aber welche Dimension?

Wenigstens die Leute hier scheinen relaxed; man lächelt sofort und fragt, ob man einen guten Tag hat. Einer will gleich wissen, ob das meine erste Zeit in San Francisco ist. Wo er mich nun schon erkannt hat, paß ich höllisch auf, daß ich nicht auch noch „Frisco“ sage, schon ist alles easy. Wenn das nämlich so ist, daß ich hier fremd bin, dann könnte er es ja verraten: „Also“, sagt er, „alle meine Freunde haben eine Therapie, alle nur ich nicht. Mir fehlt ja auch nichts, ich mußte früher nie ne Zahnklammer tragen, aber alle meine Freunde haben eine Therapie, einer Kandulini...“

„Hm!“

„Kandulini, die Kunst der ruhenden Schlange, einer Rebirthing, einer Selbsterfahrung durch Video-Feedback und mein bester Freund hat sogar Bioenergetik und zusätzlich Transaktionsanalyse. Nur ich habe keine, weil ich gerade

absolut kein Geld für sowas hab.“

Na ja, denke ich unverdorben, weiß der Teufel, wenn der keine Therapie braucht, wozu soll er auch eine nehmen, wenn der sich sowieso keine leisten kann?

„Ja, aber alle meine Freunde haben eine, alle. Da bin ich doch ausgeschlossen, kriege Trennungsängste, fühle mich allein gelassen, nicht mehr akzeptiert, Mann, ich kann ja gar nicht mehr mitreden. Ich habe auch schon mal einen Therapeuten deswegen angerufen und um Rat gefragt, weil ich mir doch gar keine Therapie leisten kann, aber der hat nur am Telefon gesagt, daß da nun die ärztliche Kunst auch nicht weiterhilft. Allen kann geholfen werden, mir nicht.“ Der Arme sieht echt down aus; ich versuche mal gleich zu relativieren: „Ich seh das mehr allgemein als irrationale Strömung, weißte. Die Therapien sind nur ein Teil davon. Es kommt eben alles zusammen: Psychowelle, Naturmythos, Horrorwelle; alles sammelt sich wie eine dunkle Wolke hier in San Francisco (war knapp: beinahe hätte ich „Frisco“ gesagt), eben gerade hier, wo es nicht weiter westlich geht. Weißte: nach Westen, nach Westen – und dann gehts mit mal nicht mehr weiter in der Richtung. Ist jetzt mehr ne trivialmythische Erklärung...“

Da strahlt er plötzlich sein sonnigstes Lächeln und flüstert mir gerade noch zu: „Nichts verraten, Mann!“ Ich realisiere noch gar nicht, was los ist, da fallen zwei teuflisch nette Männer – offensichtlich gute Bekannte von ihm – über uns her:

„Oh, wie geht es dir, hast du eine gute Zeit?“ „Ja, fantastisch, fantastisch, relaxed.“ Sofort geht es auf mich los: „Ist das dein neuer Freund, der sieht aber nachdenklich aus. Mensch, lächel! Hab einen guten Tag, los!“ Da mir keiner gesagt hat, daß ich im wilden Westen schneller ziehen muß und möglichst der erste sein muß, der sowas sagt, und wenn nicht, daß ich dann wenigstens wie aus der Pistole geschossen „großartig, großartig“ antworten muß oder lächeln muß wie ein Sieger beim Hausfrauenquiz; da mache ich eben den verhängnisvollen Fehler und zögere drei Sekunden zu lange. Meine Mundwinkel Muskeln sind eben noch nicht in Übung.

„Mann, dein Freund sieht aber gar nicht relaxed aus, weiß du, der braucht erst mal eine Primärtherapie mit Intensivphase und Primal Release, aber eins kann ich dir gleich sagen, da mußt du wahnsinnig aufpassen, wenn du so den Boden unter den Füßen verlierst und dann wieder findest und wenn du dann in den Alltag zurückkehrst, daß du da nicht durchbrichst, da mußt du gleich hinterher ein Follow-up der Primär-Erfahrung machen. Ich sag dir, als ich von meinem ersten Marathon kam...“

Das ist ja die Hölle! Kann ich denn die beiden nicht einfach dematerialisieren oder durch Psychokinese erstarren lassen, verdammt noch mal! Ruppiger als jeder Tourist renne ich panisch mitten im Satz raus und suche Schutz in der nächsten Buchhandlung. Schließlich ist ja Berkeley in der Nähe und irgendwo schlummern sicher noch progressive Geister zwischen den Regalen.

Immerhin ist hier schon mal alles übersichtlich geordnet. In den beiden ersten Regalen stehen ausschließlich Horrorbücher; es folgen zwei Regale Therapieverfahren, Handbücher; ein Regal diverse religiöse Schriften, ein Regal Magie. Alles noch nicht ganz, was ich suche, aber die Verkäuferinnen sind nett und

fragen einen gleich, ob man einen guten Tag hat und ob sie helfen sollen. „Ja“, sage ich, „bitte, ein Buch über diese Mythos-Mode.“ Sie lächelt diabolisch: „Vielleicht ‚Handbuch der Vampire‘, ‚Monster im Überblick‘, ‚Geheimnisse der Seele‘?“ „Nein, nein“, sage ich verflucht freundlich, „ich dachte doch mehr an ein kritisches Buch...“ Da zuckt sie zusammen und guckt mich erschrocken an als hätte ich „Frisco“ oder sowas Schreckliches gesagt. „Ich meine mehr ein kritisches Buch zur Einschätzung der Irrationalismus-Welle, vielleicht auf materialistischer Grund-...“ Sie schüttelt sich, geht in die Knie und starrt mich an mit diesem Blick aus Schrecken und Verwunderung als hätte ich gerade vorsätzlich zwei Kanister Benzin verschüttet. „Ja“, sage ich, „es gibt doch das Argument, daß jedesmal in Zeiten ökonomischer Krise irrationale Strömungen, Pseudoreligionen, Innerlichkeitswellen...“

Die Verkäuferin hat jetzt die Augen zugekniffen, um meinen Anblick nicht länger ertragen zu müssen, sie kniet, streckt mir ein Kruzifix entgegen und betet dabei so laut, daß sofort Kollegen herbeiströmen.

„Schon gut, schon gut, relaxed alle!“ sage ich und lächel was ich nur kann. „Ich wollte, bitte, diese beiden Bücher: ‚Horrorhaus der Killerratten‘ und ‚Atemtherapie zum Selberlernen‘ und geben Sie mir doch, bitte, freundlicherweise noch das Poster von Papst Johannes Paul II., oh, vielen Dank, habt eine gute Zeit!“

Jürgen Leskien  
Angolanisches Tagebuch, 15. Januar

Diese Eisenbahn! CAMINHO DE FERRO DE BENGUELA – CFB!  
Wer in Paris war und hat sich den Louvre nicht gegönnt, war nicht in Paris. In Moskau ist es der Kreml, in London der Tower, in Budapest die Fischerbastei, und hier ist es die Benguelabahn! Der Kommissar versteht das sofort, erst recht, wenn es einen Geschichtschreiber betrifft.  
Wir besprechen das Nötige. Einmal in der Woche verkehrt der Personenzug, zur Zeit bis Huambo, das sind zwölf Stunden Fahrt. Um das Billett kaufen zu können, brauche ich einen Marschbefehl, einen GUIA DE MARCHA, den schreibt Ramos da Cruz mir aus.  
Enrique holt seine Waffe. Er hört mir lächelnd zu.  
Es ist gut, daß du mir es sagst, meint er.  
Übermorgen also, sechs Uhr fünfundvierzig ab Lobito.  
Nur zögernd war Hartmut bereit, mich zwei Tage zu Enrique ziehen zu lassen . . .  
Dem Fahrscheinverkauf wohnen mehrere Eisenbahnbeamte bei. Erst Verwun-

derung, dann Freundlichkeit. Meine Papiere sind in Ordnung, und so bekomme ich für hundertachtundfünfzig Kwanza ein lindgrünes Billett – eine einfache Fahrt von Lobito nach Huambo.

Das kennt man. Der Zug steht bereit, da wird noch geschwätzt, geküßt und das Gepäck verstaut.

Als führe ich wie früher zur Arbeit, ich schlendere den Zug entlang, gucke in die Fenster.

1. Klasse – lederbezogenes Abteil, Sitze mit Kopfstützen, Fotografien hinter Glas.

2. Klasse – Holzgepolstert, man sitzt sich in Fünferreihen, quer zur Fahrtrichtung, gegenüber.

3. Klasse – in der Mitte des Waggons eine lange Bank. Die Leute sitzen Rücken an Rücken und schauen zum Fenster hinaus.

Auf meinem Fahrschein steht „2. Klasse“, aber ich weiß, es gibt einen Einheitspreis und jeder sitzt dort, wo Platz ist.

In der Farbe hellen Kakaos erweckt dieser Zug durchaus den Eindruck eines „Wüstenexpresses“, das mag auch an den Schiebefensterläden liegen, die bei Bedarf vor die Waggonfenster zu ziehen sind und mit ihren nach unten gerichteten schrägen Schlitzen Luft in das Abteil lassen, aber vor der Sonne schützen.

Die meisten Wagen zieren zwei Perrons. Ich lese „WC“ und entdecke das Zeichen für „Waschraum“.

An der Spitze des Zuges zwei englische Diesellokomotiven, sie machen einen zuverlässigen Eindruck, zumindest sind sie geputzt. Angeführt wird der Konvoi von einer gepanzerten Draisine. Dieser graue Kasten aus Panzerplatten, in dem sich nichts regt, dieses Monstrum mit seinen Sehschlitzen, mit den Öffnungen für die Läufe der Waffen, dieses Vieh strahlt Kälte aus. Wenn es uns nur den Weg frei hält!

In der Mitte des Zuges und am Schluß größere Gruppen von Soldaten der FAPLA mit Waffen, Funkgeräten. In der Art, wie sie sich einrichten, offensichtlich das Begleitkommando. Überall entdecke ich Frauen und Kinder. Es scheint, als wären alle Frauen Lobitos mit ihren Sprößlingen unterwegs.

In einen der mittleren Waggons steige ich ein. Lederbezogener Abglanz eines Liegewagens. Mein Gegenüber ein Offizier der FAPLA, seine Nachbarin eine junge Frau mit ihrem Säugling. Ein Horn blökt, wir fahren. Pünktlich!

Die Mutter drängt dem Kind ihre Brust auf, es trinkt. Sie massiert die andere Seite, legt neu an, aber da ist das Kerlchen auch schon eingeschlafen.

Catumbela, die junge Frau steigt aus.

Auf dem Bahnhof wird Trockenfisch angeboten, auch Ausweishüllen, handliche Zuckerrohrstengel, Zahnpasta. Man kauft, ohne auszusteigen, gleich vom Fenster aus.

Der Offizier lächelt mir zu. Das Lächeln erstarbt, als sich die Tür öffnet und eine dreiköpfige Familie eindringt. Sie streiten, die Erwachsenen; das vielleicht zweijährige Mädchen hat sich der Mann unter den Arm geklemmt. Das Kind plärrt.

Umständlich wird Gepäck verstaut, aus einem Beutel tropft es. Das Horn, wir fahren.

Tür auf – *bom dia!*

Ein alter, würdiger Herr mit einer Mütze auf dem Kopf, wie ich sie bei unseren Generalen nur zu hohen Feiertagen kenne, kontrolliert die Fahrscheine. Er kann sich an mir nicht satt sehen, beim Türschließen klemmt er seine Kontrolleurtasche ein.

Kayondo – *tenente*, mit einer angedeuteten Verbeugung stellt sich der FAPLA-Offizier vor. Ich danke. Er aber scheint unzufrieden mit mir zu sein. In die Kalkberge wurde eine Schlucht gebrochen, damals sicherlich, 1903, als der Bau der Bahn begann. Durch sie zieht nun der Konvoi. Zu steinernen Wellen erstarrtes Leben, Zeugnis der Verwandtschaft des Meeres mit diesen Bergen.

Der Leutnant gibt keine Ruhe.

*Checo?* Ich schüttele den Kopf.

*Bulgaro? Sovietico?* Ich erkläre es ihm. Ich bin weder Tscheche noch Bulgare, noch Sowjetbürger.

*Brigadista! Sim! Brigadista da RDA!* Das gefällt ihm. Er reißt seine Tasche aus dem Gepäcknetz und zeigt mir Engels' „Anti-Dühring“ in einer portugiesischen Ausgabe. Kayondo fährt zu einem Weiterbildungskurs nach Huambo.

Die Familie ißt. Pirão mit Fisch. Das Mädchen sitzt auf dem Fußboden und langt mit der Hand in die Schüssel. Es gibt einen ärgerlichen Wortwechsel zwischen Kayondo und den Erziehern dieses Kindes. Auch das kommt mir sehr bekannt vor.

Der Zug hält. Kein Bahnhof, nur ein Haltepunkt. Unter unserem Fenster zeigt ein weißgetünchter Stein die Zahl 75 an. Offensichtlich beginnt man ab Lobito die Kilometer zu zählen.

An einem Lichtmast das Schild „900 Meter“.

Auf diesen fünfundsiebzig Kilometern sind wir über die sogenannte Randschwelle zum Planalto hinaufgeklettert. Ganz überzeugt mich das nicht, denn noch immer umgibt uns die Tristheit der verbrannten Berge.

Der aufgeschüttete Bahndamm folgt den Windungen eines Flusses, der uns auf der Sohle einer schmalen Rinne entgegenströmt.

Ich zähle vierundzwanzig Waggons, wir sitzen im zehnten.

Wenn wir über eine der Brücken donnern, steht Kayondo auf und versucht, mir etwas zu erklären. Ich verstehe ihn nicht, er spricht für mich nicht langsam genug.

Wiesen? Bergwiesen? Kurz vor neun, wir sind nun wohl doch auf der



Hochebene. Aufgefaltetes Gebirge, nackt zum Teil, häufiger aber in sattem Grün. Steil, ohne Vorgebirge, wächst es aus den Wiesen.

Der Zug verlangsamt die Fahrt. Er hält. Mais bis an den Bahnkörper heran. Hinter einem schmalen Maniokfeld Hütten. Ringförmig angeordnet, mit den Eingängen zum Zentrum des Platzes hin. Die mit schwerem Gras bedeckten kuppelförmigen Dächer reichen den Leuten bis zu den Schultern. Ich sehe vor allem Frauen, sie schauen zum Zug herüber.

Das Horn. Wer ausgestiegen war, springt auf.

Halt in Caimbambo. Die erste Bahnstation in der Hochebene. Frauen und Kinder kommen an den Zug, bieten Zuckerrohr von der Länge eines halben Meters als Reiseproviant an. Das Geschäft geht gut. Eine junge Frau geht an den Waggons entlang. Gerade und sehr stolz. Auf dem Rücken trägt sie einen verzierten Korb. Das Kind ruht, von einem breiten Schulterband gehalten an ihrer Brust.

Dem Leutnant gefällt die Frau sehr. Mir gefällt sie auch. Ich schlachte die Brotbüchse. Kayondo nimmt zögernd eine der runden Scheiben, aber dann ißt er mit Genuß. Brot, Jagdwurst und Zwiebel. Die Reste der Zuckerrohrmahlzeit fliegen als Späne vorbei. Ich schließe das Fenster. Die Familie schläft.

Kayondo springt auf, zerrt das Fenster herunter, lehnt sich beängstigt weit hinaus.

Hier war es, hier! verstehe ich.

Erst nach Minuten nimmt er wieder Platz. Nun ruhig, fast in sich gekehrt. Sein Vater hat seit 1927 an der Bahn mitgebaut. Steine geschlagen und Schwellen gelegt.

(Es macht Kayondo nervös, daß ich ihn nicht sofort verstehe. Er legt Papier und Kugelschreiber auf dem schmalen Tisch zurecht.)

Durch die Arbeit an der Bahn hat der Vater es bis zum *assimilado* gebracht, erfahre ich.

Wer als Schwarzer laut portugiesischem Gesetz die Bürgerrechte erwerben wollte, konnte dies, indem er sich „assimilierte“, er mußte die Sprache in Wort und Schrift beherrschen, ein regelmäßiges Einkommen nachweisen, Steuern zahlen, in der portugiesischen Armee gedient haben und in Einehe leben. Vor Beginn der Revolution, vor 1961 also, gab es unter einhundert Angolanern nur zwei *assimilados*.

Das Papier bedeckt sich mit Zahlen. Kayondo spricht betont langsam. Er selbst wurde in Huambo geboren, 1952. Von den sechzigtausend Einwohnern waren damals mehr als die Hälfte Weiße. Nach portugiesischem Gesetz gab es in Angola Rassengleichheit. Weiße arbeiteten als kleine Bauern, als Hilfsarbeiter, und es gab schwarze Richter, die über Weiße urteilten. Die Schwarzen konnten mit den Weißen in Sportklubs verkehren, wenn ihr Geld dazu reichte. Das alles war möglich, aber mit den Ausbildungschancen vollzog sich bereits die Trennung: Nur wer in den Städten lebte, der konnte, wenn die Eltern zu

bezahlen in der Lage waren, die Schule besuchen. (Nahezu neunzig Prozent der Bevölkerung lebten auf dem Lande.) Daher die vielen Analphabeten; 1975, als die Portugiesen Angola verließen, waren es von hundert Leuten neunzig. Kayondo hat durch seinen Vater das Lesen und Schreiben gelernt, dort an der Brücke, über die wir eben gefahren sind. In dem engen Winkel zwischen Bahndamm und Fluß hatten ihre Hütten gestanden.

1937, als der Bau der Benguelaeisenbahn längst beendet war, wurde Kayondos Vater zum Angestellten der Benguelaeisenbahn ernannt, ihm hatte man als Wärter diese Brücke anvertraut. Er war vierundzwanzig Jahre alt.

Und wo lebt dein Vater jetzt? möchte ich wissen.

Kayondo steht auf.

1962 kamen drei Guerillas an die Brücke. In Lobito war ein Schiff mit portugiesischen Soldaten angekommen, die sollten mit der Bahn nach Bié. Die Angolaner wollten den Militärtransport in die Luft sprengen, dort an der Brücke, an der seine Familie lebte. Der Vater hat die Zündschnüre herausgerissen und im Handgemenge die Buschkämpfer erschossen.

Der Transport kam in Bié an, drei Tage danach waren fünf der Guerilladörfer niedergebrannt, es gab unter den Einwohnern keinen, der überlebte. Die Männer aus den Busch fanden heraus, wer die Sprengung verhindert hatte. Sie kamen und richteten den Vater. Die Mutter flüchtete zu Verwandten, und ihn nahmen die Guerillas mit.

Daß war 1962, Kayondo hatte gerade seinen zehnten Geburtstag gefeiert.

Er zerreißt den Zettel in kleine Fetzen.

Ich lehne mich ein wenig aus dem Fenster hinaus, der Fahrtwind ist angenehm.

An allen Brücken und manchmal auch an den Signalanlagen stehen Soldaten der FAPLA. Drei, vier Mann nur. Sie stehen vor den einfachen Hütten, in denen sie offensichtlich auch wohnen, und winken dem Zug.

Kayondo winkt manchmal zurück. Einmal, als sich der Zug langsam über einen Viadukt schiebt, wirft er den Soldaten vier seiner Zigaretten zu.

Die Erzählung scheint ihn erschöpft zu haben, er hockt im Halbdunkel seiner Ecke und starrt aus dem Fenster.

Weite Sisalpflanzungen bedecken die Ebene bis an die Gleise heran. Lange, dolchartige Blätter.

Domingo, der Bäcker, hatte mir vom Sisal dieser Gegend erzählt. Die hochaufgeschossenen wilden Triebe formieren sich zu einem unwirklichen Wald, zu einer merkwürdig toten Kulissenlandschaft. Nutzlos scheinbar, nachdem sich die Schiffe mit Tauen aus Kunstfasern behängen und der aus den fleischigen Blättern herausgewalkte Hanf nur noch zu Matten und Säcken taugen soll.

Und wieder Mais und wieder runde Hütten. Rauchfäden stehen in der Luft. Aus einer schier glattgehobelten Ebene stülpen sich kegliche Felsen auf. Als Paar zusammengerückt, als feldspatbesetzter Spitzkopf, der die Haut der Erde durchstoßen hat vor Jahrmillionen und nun einsam aus der Ebene zu uns herüberschaut.

Wir erreichen Cubal. Das Verpflegungsangebot wird besser. Orangen sehe ich, Mangofrüchte, Bananen. Nichts mehr von der Meterware des Zuckerrohrs.

Das Hemd klebt am Körper, die Hose zeigt dunkle Flecken.

Häufiger greife ich zur Wasserflasche. Mittagshitze. Wir nähern uns Ganda. Geordnete Waldstreifen erinnern mich an europäische Forstwirtschaft. Eukalyptus, erklärt mir Kayondo.

Hohe schlanke Stämme mit fleckiger Rinde. Mehr Haut als Rinde eigentlich. An den größeren Stämmen hängt sie, vom Wetter abgeledert, herunter, der graue Stamm wird sichtbar.

Als der Schotte Robert Williams im Auftrag der angloportugiesischen Eisenbahngesellschaft den Bau der Bahn beginnen ließ mit dem Ziel, das Kupfererz aus der Shabaregion des heutigen Zaire in den Hafen von Lobito zu transportieren, ergab sich die Frage nach dem Heizmaterial für die dampfgetriebenen Lokomotiven. Die unterschiedlichsten Projekte wurden erwogen. Alle erschienen sie der britischen TANGANYIKA CONCESSIONS LTD., die neunzig Prozent des Kapitals für den Bau bereitstellte, zu aufwendig. Der Chefingenieur soll wohl dann auf die Idee gekommen sein, entlang der Strecke Wälder zum Zwecke des Verheizens anzulegen. Man stellte fest, daß dieses ursprünglich australische Myrtengewächs, der Eukalyptusbaum, sich bestens dafür eigne. Über hundert Millionen Pflanzen wurden in unmittelbarer Nähe der Trasse gesetzt.

Nach Bedarf ließ die Eisenbahngesellschaft das Holz einschlagen, die Stämme auf handliche Längen schneiden und an den dafür festgelegten Plätzen lagern. Nur selten sehe ich Holzstapel an der Strecke. Der Eukalyptusbaum ist in der Zeit der Diesellokomotiven als Brennmaterial nicht mehr gefragt. Ein Segen für die Natur.

Kayondo hat meine Unruhe bemerkt. Nur noch zweihundert Kilometer, tröstet er mich.

Bergmassive schieben sich in die Ebene, schroff ansteigend, der Tatra ähnlich. Höhe zweitausend bis zweitausendsechshundert Meter, so steht es in der Karte.

Der Zug krümmt sich, Zuanfang und Zugende in der Enge der Schleifen kaum hundert Meter voneinander entfernt. Ein paar Dutzend Meter vor den Diesellokomotiven die gepanzerte Draisine.

Häufig nun die Posten der FAPLA. Soldaten vor den Laubhütten, vor ihren Blechbehausungen.

Am Fuß des Hanges, inmitten eines Brandfleckes, verbogene Schienen, umgestürzte Waggons, PETROL – ZAIRE lese ich auf dem rauchgeschwärzten Kesselwagen.

Halt in Longonjo.

Neben Bananen, Pflaumen, Orangen, Fisch wird hier auch Brot verkauft! Auf dem Bahnsteig! Die Händlerin kann sich des Andrangs kaum erwehren. Es kommt zum Handgemenge. Geschrei. Ein junger Bursche, das Brot in der Hand, rennt zum Ende des Zuges, allem Anschein nach hat er nicht bezahlt. Kayondo schüttelt lachend den Kopf.

Das Horn gebietet: einsteigen.

Kayondo hat mich geweckt. Der Zug steht auf freier Strecke. Die Leute sind zum Teil ausgestiegen. Auf einem Platz bewegen sich Kinder, vor allem

Mädchen, in einem seltsamen Rhythmus. Sie tanzen, versuchen mit dem Fuß den Partner zu berühren, klatschen in die Hände, schlagen die Handflächen auf den Boden. Die Körper bäumen sich auf, scheinen einander zu bedrohen. Unterbrochen das Klatschen und das Schlagen auf den Boden.

Das scheint mir mehr Kampf als Tanz.

Sie versuchen den N'GOLO, den „Tanz des Zebras“, erklärt mir Kayondo. Er wird während der Feste des MUFICO getanzt, gehört zu den Pubertätsriten der Mädchen in der Gegend um Mulundo.

Wer beim N'GOLO aus dem Rhythmus kommt, der scheidet aus.

Das Häufchen der Tanzenden wird kleiner. Nur noch vier Mädchen, die anderen umringen sie, erhöhen mit rhythmischem Klatschen das Tempo.

Das Horn scheucht sie auf. Mit dem Blöken beginnt der Zug auch langsam zu rollen. Johlend und schimpfend stürzt alles zu den Waggons.

Der Lokführer macht sich offenbar einen Spaß, nach wenigen Metern steht der Zug wieder.

Der bedeckte Himmel verändert die Landschaft.

Auf dem Bahnhof von Calenga Pfütze an Pfütze.

Die Granitfelsbastionen der Serra de Lèpi hocken unter grauen Regenschleieren. Wir schließen das Fenster.

Nach einer trüben Stunde durch Regen wird es licht.

Nicht sehr nah sind Berge zu erkennen, Siedlungen aus schuppenähnlichen Hütten, von deren Wellblechdächern es tropft.

Der Zug verlangsamt die Fahrt. Wir bleiben stehen. Ein Stein zeigt eine Entfernung nach Lobito von vierhundertseven Kilometern an.

Kayondo ist ärgerlich, er steigt aus.

Ich lehne mich aus dem Fenster, sehe umgekippte Waggons.

Kayondo kommt zurück. Ein Stück Gleis fehlt, und die Wagen dort vorn müssen erst weggeräumt werden.

Wir nehmen unser Gepäck, Kayondo kennt die Gegend, bis Huambo sind es fünfzehn Kilometer, und hier ganz in der Nähe, führt eine Straße vorbei.

Ein LANDROVER nimmt uns mit. Als wir die Stadt erreichen, ist es dunkel.

Kayondo bringt mich in ein nahes Hotel und verabschiedet sich. Er hat es eilig, bis zur Kaserne muß er noch eine halbe Stunde zu Fuß gehen.

Jochen Kelter  
Battle of Britain

Wo sind sie alle hin  
die schattenumrissenen Zeitgenossen  
von nebenan mit ihrem goldenen Humor  
auf den stets Verlaß war  
wenn es wirklich einmal hart auf hart ging?  
Ohne mit der Wimper zu zucken hat er mein Bein  
unter dem brennenden Balken rausgezogen  
erzählt der Fallschirmjäger von Baku  
und tätschelt liebevoll seine Prothese.  
Wir haben nie wieder Feste gefeiert  
wie nach den ersten Flakeinsätzen im Sommer  
berichten die Greise in Surrey  
und Görings Jungs aus dem Grunewald  
wurden auf der anderen Seite des Kanals  
sehnlich vom Himmel erwartet: Franz chéri!  
und die Nächte waren danach nie mehr so süß.  
In den Fenstern konnte man schon  
den Feuerschein sehn und sie rief immer wieder:  
Wo ist sie? Wo ist die verdammte Puderdose!  
Darling, sage ich, sagt der Alte  
wir sollten jetzt wirklich in den Keller!  
Draußen auf Dog's Island haben sie  
einen glänzenden Vorrat an Geschichten  
angehäuft in Kriegen und Krisen  
das Bier läuft ihnen durch den Bart  
der Feind hört mit: sie waren die Größten!  
Wo sind die tapferen kleinen Leute  
die bis zum Schluß tanzen, stets kühlen Kopf  
behalten und wenn sie aus dem Kino kommen  
ist die Schlacht schon im Gang?  
Daran muß ich denken in dieser leeren Stunde  
des Winters neunzehnhundertundachtzig  
als wir über die Meisterschaft sprechen  
ob sie's packen sieht nicht danach aus  
den Geburtstag der Jüngsten  
den nächsten Sommer  
alle vergangenen Winter sind mit einmal nah  
verschoben in solche Leben  
und mein Nachbar plötzlich aufschaut  
und fragt  
„Und wenn es nun Krieg gibt?“

Gioconda Belli  
Bis daß wir frei sind

Flüsse überrollen mich,  
Berge durchbohren meinen Leib,  
und dieses Landes Gestalt  
formt sich in mir  
zu Seen, Tälern, Schluchten,  
Erde für die Aussaat von Liebe,  
die mich aufbricht wie eine Furche  
und mich erfüllt mit Lebenslust,  
um sie frei, schön zu sehen,  
voller Lachen.

Ich will die Liebe gebrauchen,  
daß meine Kugeln Schluß machen mit den Unterdrückern,  
mit Stimmen singen, die meine Poren aufschließen,  
daß mein Gesang anstecke,  
damit wir an Liebe erkranken,  
am Wunsch nach Gerechtigkeit,  
damit alle wir uns ein Herz fassen,  
es wird sich nicht sträuben,  
den ein Herz so weit wie unseres  
widersteht den grausamsten Foltern,  
nichts besänftigt seine verheerende Liebe,  
und von Herzschlag zu Herzschlag  
wird es größer und stärker,  
betäubt den Feind,  
und er hört es aus allen Wänden treten,  
und er sieht es in allen Blicken glänzen,  
und er fühlt es herannahen  
wie eine ungeheure Flutwelle  
jeden Morgen, den das Volk sich erhebt  
zur Arbeit auf Feldern, die ihm nicht gehören,  
in jedem Aufschrei von Eltern, die ihre Söhne verloren,  
in jeder Hand, die sich im Leid mit einer anderen Hand verklammert.

Denn die Kraft dieser Liebe  
wird alles mitreißen  
und nichts zurücklassen,  
bis unseres Volkes Klagen nicht mehr ersticken,  
und Jubelrufe und Sieg  
in die Berge einfallen,  
die Flüsse durchtränken,  
die Zweige der Bäume schütteln.

Laßt uns also  
unsere Toten erwecken  
mit dem Leben, das sie uns vermacht haben,  
und gemeinsam singen,  
während Vogelkonzerte  
unsere Botschaft wiederholen  
in allen  
Weiten  
von Amerika.

*Aus dem Spanischen von Dieter Masohr*

### Elke Karolczak Anrecht

Du mußt zufrieden sein  
Du hast kein Anrecht auf  
Unzufriedenheit  
Wir leben in einer Gesellschaft  
in der jeder seinen Platz hat

Du bist heute dran mit  
glücklich sein

### Reinhard Valenta zukunft

nach jedem wahlkampf  
blättert  
sie  
von  
litfaßsäulen ab

die nach ihr greifen

landen  
in  
der

gosse

## Theodor Weißenborn Glaube und Wissen

Galileo Galilei  
wußte und widerrief,  
wissend,  
daß sein Widerruf  
dem Gewußten  
nichts nahm,  
so wie der Widerruf  
seines Widerrufs  
ihm nichts hinzutat.

Giordano Bruno  
glaubte und brannte,  
glaubend,  
daß sein Bekenntnis  
dem Geglauten  
Glaubwürdigkeit  
verschaffe,  
so wie ein Widerruf  
es entwertet hätte.

Glaube sucht Halt  
bei sich selbst,  
Wissen vertraut  
dem Ding.  
Die Erde aber  
umkreist die Sonne  
und läßt  
Glaube wie Wissen  
auf sich beruhn.

## Hilde Rubinstein Energiesparprogramm

Mister Swanson wird perhaps  
ein oder zwei seiner Schneemobile  
abschaffen – bleiben ihm:  
ein Schneemobil  
ein Automobil  
ein Laster  
drei Traktoren  
ein Moped  
ein Motorrad  
zwei Tiefkühltruhen  
eine Sauna  
ein Treibhaus  
ein Luxuswohnwagen (mit welchem Mister Swanson  
zum Angeln nach Neu-Schottland fahren wird)

Acht Wochen nach Verkündigung des Sparprogramms  
des Mister Carter  
ist dieses bereits ernsthaft gefährdet  
Denn die Unternehmer (sowie  
Gewerkschaften) sind der Meinung:  
es sei inflationär  
weil sie nämlich selber (um ihre Einkünfte  
zu steigern) die Preise steigern!  
Aber Mister Carter  
ist sogleich bereit  
die Härten zu mildern

Subventionierung sparsamer Wagen  
fiel durch  
Besteuerung großer Wagen  
ist bereits durchgefallen  
Die Arbeiter erklären: Wer uns das Auto nimmt  
nimmt uns die Freiheit!  
(Niedriger kann FREIHEIT  
nicht veranschlagt werden)

## Erika Stöppler Waffenschau in *Freedom City*

Gehst du nach *Freedom City* am Tag der Offenen Tür  
laß dein Kind zu Haus  
oder du verdirbst ihm den Spaß

Dein Kind wird spielen wollen  
spielen  
wie alle Kinder spielen wollen  
die Spiele der Erwachsenen  
Kriegsspiele  
Waffenschau für Kinder

Was ist ein Kinderkarussell mit Kinderflugzeugen  
gegen echte  
Was ist echt

Eine Ausstellung zur Waffenschau  
Weltkarte mit ganz kleiner blauer Nato  
der Warschauer Pakt in rot und ganz groß  
mit China optisch in orange angeglichen  
so viel Rot auf der Karte  
so rot ist die Erde schon

Was für eine Bedrohung auf der Rüstungstabelle  
Kampfpanzer  
Artillerie  
Schützenpanzer  
taktische Kampfflugzeuge  
U-Boote  
Zerstörer  
Fregatten und Geleitschiffe  
Marineflugzeuge  
eine Rüstungstabelle vor der die Kinder sagen  
die haben ja viel mehr  
und du wirst zum Kind  
vergißt die Technologien  
die der MIRV und Cruise Missiles  
bei denen der Angreifer im Vorteil ist  
die den Übergang vom konventionellen Krieg  
zum taktisch-atomaren Krieg  
zum Krieg in Europa  
möglich machen

Ohne Anschauungsmaterial  
müßtest du hier und jetzt  
deinem Kind die Neutronenbombe erklären  
farblos  
gegen die rote und blaue Weltkarte  
gegen die Tabelle  
die den wirklichen Vorsprung nicht verrät  
von der Versuchung des Erstangreifers  
als erste Macht Atomwaffen einzusetzen  
und von der Reihenfolge des Sterbens  
berichten  
und von dem Partner  
dem *Freedom City* gehört  
derweil dein Kind schon längst  
auf dem Bildschirm Disney-Land sieht

Erklären was ein Krieg ist  
zwischen dem Rauch der Grillbuden  
Geruch von verbranntem Fleisch  
wird es allenfalls an Essen denken  
lieber ein Eis wollen  
*California Ice Cream*  
eisessend zu den anderen Kindern auf die Panzer

Zwischen den Panzern und Trucks  
wird es fragen  
was heißt *Gamma Goat Truck Ambulance*  
und das Abschleppfahrzeug wieso *El Patron*  
während du versuchst das Ambulanzfahrzeug zu erklären  
ist es schon bei der  
Haubitze mit Selbstfahrlaffette  
was für ulkige Wörter  
Haubitze eine Haubitze  
klingt das nicht lustig  
und es will wissen  
ob vier Schuß die Minute viel sind

Auf den Gefechtstand wird es wollen  
zu den Kindern  
dein Kind da oben drauf  
und du vor dem Kanonenrohr

Ich stand vor diesen dunkelgrünen Dingern  
mit den lachenden Kindern obendrauf  
hatte noch deine Stimme im Ohr  
daß man nicht früh genug damit anfangen könne

die Kinder über den Krieg aufzuklären  
dein Vorwurf meine Angst um die Unschuld der Kinder  
einen Spaß verderben der kein Spaß ist

Ja ich würde gern davor bewahren  
daß unter Tonnen künftig  
das Sturmpanzerfahrzeug verstanden wird  
oder der Schaufellader  
ein Kind fragt  
kann man damit ganze Häuser aufladen

Wenn du hierher kommst mit deinem Kind  
du wirst es schwer haben ihm den Spaß zu verderben  
den die andern Kinder haben mit  
rattatta und peng peng und bum bum

Geh nicht nach *Freedom City*  
zurück kommst du mit einem Foto  
dein Kind im Cockpit des Hubschraubers des  
*7 Flight Army Air Corps*  
und einem *Berlin Foto* mit eben diesem Hubschrauber  
überm Brandenburger Tor und Unter den Linden  
dein Kind  
jetzt noch mit *California Ice Cream* bekleckert

Natürlich ist das alles nicht umsonst  
vom Parkplatz bis zum Parachute Ride  
wirst du bezahlen  
aber Schützenpanzerfahren  
das ist umsonst  
für die Kinder  
Schützen sollen sie werden die Kinder  
die jetzt noch spielen  
Krieg spielen  
*Ride at your own risk*  
das *US Army Drill Team*  
tanzt nur Ballett  
spielt mit dem Bajonett  
in goldenen Tressen und weißen Handschuhen  
Spiel auch mit Rauch  
mit blauem gelbem grünem und lila Rauch  
bunte Fallschirmspringer  
Spiel mit dem Krieg

Die Waffenschau von *Freedom City*  
wird dir nichts berichten von  
Raketen

Atomsprengköpfen  
Cruise Missiles  
Neutronenbomben  
Marschflugkörpern

Du wirst zum Kind  
siehst zu beim Spiel mit dem Bajonett  
der Krieg als Ballett  
in *Freedom City*

Dietrich Kittner  
Olympische Schlußfolgerung (BRD)

Als unsre Väter  
niemand geladen hatte,  
gingen sie bis Stalingrad.

Als wir, die Söhne,  
als Gäste gebeten waren,  
schlugen wir  
die Einladung aus.

Wer wird da nicht meinen,  
wir kämen noch immer  
viel lieber ungebeten.

Ursula Püschel  
Das heftige Gebrauchtwerten

Über Anna Seghers

*„Was aber löst in uns den Impuls aus zu schreiben? Zwei Elemente, denke ich, und sie gehen ineinander über. Wir schreiben von innen heraus auf Grund unserer Natur und unseres Charakters und unserer spezifischen Fähigkeiten, und wir werden auch von außen dazu gebracht. Manchmal durch ein dauerndes Klopfen an der Tür: Kannst du nicht für mich eintreten? Manchmal hören wir dieses Klopfen, ohne daß man geklopft hat.“ (1966)*

Man kann größere Worte gebrauchen, und Anna Seghers hat es auch getan, hat von Auftrag, von Beruf und Berufung, von unerläßlicher Kühnheit und Verantwortung des Schriftstellers gesprochen. Doch die Dimensionen ihres Werkes haben in diesem Bild Platz: Das Füreinander-Eintreten ist die Maxime ihrer Schriftsteller-Arbeit, die sie mit anderer Arbeit verbindet. Ihr Werk bleibt von der Krise der Erzählkunst, von neuen und wieder neuen Funktionsbestimmungen der Literatur unberührt. Warum soll man am Sinn elementarer, lebenserhaltender Arbeit zweifeln?

„Da ist etwas mit den Tauen geschehen,  
man ruft dich, und du bist froh,  
daß man dich braucht“,

schrrieb Ingeborg Bachmann im ersten Gedicht ihres ersten Buches, *Ausfahrt*:

„Das Beste

ist die Arbeit auf den Schiffen,  
die weithin fahren,

...

auf das immer wiederkehrende Sonnenufer zu.“

In diesem Sinn das erste Wort der Anna Seghers, die Antrittserklärung, steht im „Aufstand der Fischer von St. Barbara“: „Aber längst, nachdem die Soldaten zurückgezogen, die Fischer auf der See waren, saß der Aufstand noch auf dem leeren, weißen, sommerlich kahlen Marktplatz und dachte ruhig an die Seinigen, die er geboren, aufgezogen, gepflegt und behütet hatte für das, was für sie am besten war.“ Meer, Raum und Weite geben der Dichtung beider Frauen Atem. Aber Geschichte ereignet sich nicht auf großer Fahrt, sondern an Land. Dort bezieht die Ältere Position. Dort ist der Ruf schwerer vernehmbar. Der größere Anspruch, dem sie sich stellt, machte sie stärker als ihre jüngere Schwester. Sie konnte bei ihrem ersten Wort bleiben. Die Sehnsucht nach dem Sonnenufer teilte sie mit den vielen, deren Stimme sie gehört hatte. So wurden ihre Festigkeit und Fröhlichkeit wie ihre Verwundbarkeit gebraucht.

*„Glauben sie ja nicht, daß man erst heute auf mich schimpft. Manche Leute haben auch gleich auf den „Aufstand der Fischer“ geschimpft. Wahrscheinlich*

*sind das immer die Leute, die nicht wollen, daß für ein besseres Leben gekämpft wird. Leute, die es nicht richtig finden, wenn ganz besonders ein Künstler in seinem Buch um ein besseres Leben kämpft. Sie meinen, ein Buch sei für etwas anderes da.“ (1968)*

Anna Seghers ist seit zweiundfünfzig Jahren Mitglied der Kommunistischen Partei, ihr Eintritt datiert aus dem gleichen Jahr wie das Buch vom Aufstand der Fischer, 1928. Als sie einmal gefragt wurde, wann sie das erste Mal etwas von der Oktoberrevolution gehört hätte, erzählt sie so eine wahre Geschichte, wie sie sie liebt, irritierend für Leute, die auf Zitierfähiges aus sind. Es sei in Mainz gewesen, auf einer Bank, Tratsch zweier Frauen über ein spielendes Kind, das aus diesem Rußland hergeschickt sei und seltsamerweise bereits etwas an sich habe von der Revolution. Und sie fügte hinzu, daß sie ihrer ganzen Gemütsart nach kommunistisch gesinnt war. Auch so verweigert sie biographische Angaben, auch durch Auskünfte. Denn „...die Erlebnisse und die Anschauungen eines Schriftstellers, glaube ich, werden am allerklarsten aus seinem Werk, auch ohne spezielle Biographie.“ Sie verweigert auch dem Werk autobiographischen Stoff. Was als Ausnahme geführt wird, „Der Ausflug der toten Mädchen“, kann dafür gelten oder auch nicht. Es scheint, wenn sie 1943/44 in Mexiko über Deutschland schreiben wollte, hätte sie Besseres nicht erfinden können – die geliebte Landschaft, auch in anderen Arbeiten anwesend, ist nicht Autobiographie allein, und in der Spannung zwischen dem unbeschwerten Jungsein, wofür sich das Bild des Schulausflugs eignet, und der Last des Erwachsenenlebens dieser Mädchen äußert sich, was Nationalsozialismus auch war, äußern sich Schuld wie Widerstand unter den Deutschen.

Das bescheidene Wort vom Hören des Klopfens, vom Eintreten für den, der da geklopft hat, steht im Kontext zu den welthistorischen Bewegungen der Epoche. Die Mitgliedschaft in der Partei der Arbeiterklasse ist bei solchem Verständnis vom Beruf des Schriftstellers nichts Beliebiges, die Arbeit nicht Betreffendes. Ebenso wenig das Verhältnis zur Oktoberrevolution, zur Sowjetunion. Wenn sie sich nicht autobiographisch äußern soll, sagt sie es sehr genau: „Dieses sonderbar herbe, klare Oktoberlicht, das unser Tun und Lassen beleuchtet, unser Verhältnis zu anderen Menschen, sogar unsere Freundschaften und Liebschaften, unsere Arbeit, unsere Methoden und Stile, alle Spielregeln unseres Schriftstellerberufs, der mit diesem Licht grandios sein kann und einen Dreck wert, wenn es fehlt.“ Das sagte sie nicht in irgendeiner illusionären Frühzeit, sondern 1967, elf Jahre nach dem XX. Parteitag. Sie arbeitete an den DDR-Romanen – „Jetzt fängt etwas Neues an. Ihr selbst fangt hier damit an“, heißt es in der „Entscheidung“, 1959 erschienen; am „Vertrauen“ (1968), zu dessen Stoff der 17. Juni 1953 gehört, schrieb sie gerade.

Gegner ihrer Position, die es für opportun halten, sich Bewunderer ihres Talents zu nennen, ignorieren solche Äußerungen oder tun sie als Naivität ab. Aber einer der Bewunderer, Reich-Ranicki, – und ich bekenne mich zu ihnen seit vielen Jahren und ohne Reue – sagt ja, daß sie die Wahrheit über Stalin gekannt habe. Man liest das nun als gesammeltes Werk im Paperback („Zur Literatur der DDR“, München 1974), seine Kritik zum „Vertrauen“ erschien

aber natürlich gleich nach dem Buch und damit auch nach der Äußerung von Anna Seghers über das herbe, klare Oktoberlicht. Heute hat der Antikommunismus feine Differenzierungen erfahren – Abschied von der Hoffnung, Ende der Utopie, und wie die Schlagworte alle heißen für seinen antisowjetischen drive. Als Reich-Ranicki damals den *Bankrott einer Erzählerin* verkündete, zeigte sich einen Augenblick offen und unverhüllt der blanke Haß.

Der Mann behauptet, im „Vertrauen“ erscheine Stalin als der Weiseste aller Weisen, als der gütige Vater der Nationen, als der geniale Heerführer, der den Nationalsozialismus zerschmettert hat. Dafür nimmt er in Kauf, daß man ihn überführen könnte, er identifiziere Figurenäußerungen mit Autorenäußerungen. Aber wer von seinen Lesern ist schon in der Lage, ihn zu überführen? Zu den Leistungen der Anna Seghers zählt, daß sie in einem Ensemble von Personen mit ihren Schicksalen und Haltungen die Politik als einen organischen Teil des Menschenlebens dargestellt hat. Dazu gehört auch Rhetorisches, gehören Debatten. Dabei geht es auch um Stalin, der im Leben der Völker und Menschen als historisch-moralische Erscheinung seinen Platz hatte. Debatten, in denen der „Gute“ nicht das Schlechte sieht und der „Schlechte“ kritisiert, was Sache des „Guten“ wäre. Das Vertrauen ist nicht nur Titel des Buches. Es ist als eine wesentliche Menschenbeziehung in den Kämpfen unserer Zeit immer wieder Thema in Segher's Werken. In eindrucksvoller Größe bereits im „Siebten Kreuz“ unter den Bedingungen des Widerstands, nun unter den Bedingungen des Aufbaus. Aber worüber Richard Hagen, Parteisekretär im Kossin-Werk, nachdenkt, darüber denkt auch die Autorin nach, das gehört zu ihrer moralischen Integrität: „Ich bin es aber, der die Verantwortung hat für die Menschen hier. Du sagst es selbst: Dafür bin ich hier. Ich frage mich, ob ich falsch mit ihm gesprochen habe oder versäumt, mit ihm zu sprechen. – Verstehst du mich jetzt? Es ist nicht Stalins Tod allein, der mich bedrückt, sondern alles, was durch seinen Tod ans Tageslicht kommt.“ Anna Seghers handelt so, wie es ihr Kollege Bertolt Brecht in einer Notiz zur Sache aufgeschrieben hat: „Die geschichtliche Würdigung Stalins bedarf der Arbeit der Geschichtsschreiber. Die Liquidierung des Stalinismus kann nur durch die gigantische Mobilisierung der Weisheit der Massen durch die Partei gelingen.“ Ein lebensfremder, intellektueller Wunschtraum?

Die Arbeit von Anna Seghers ist ein ganz praktischer Beitrag zu solcher Mobilisierung der Massen. Der Freund Pablo Neruda schrieb in seinem Gedicht „Die Kommunisten“, daß „des Sternes Sinn verdreht wurde / durch den düstern Mond der Eklipse“: „nun werdet ihr sehen, was wir sind und wiegen. / Nun werdet ihr sehen, was wir sind und sein werden. /.../ eine Minute Dunkel macht uns nicht blind: / wir werden in keiner Agonie hinstirben.“ („Memorial von Isla Negra“, 1964) Das sind drei Große von den Unseren. Marcel Reich-Ranicki schrieb: „Schamlos scheint mir die Liebe der alten Anna Seghers zu Stalin zu sein. In diesem Sinne halte ich den Roman ‚Das Vertrauen‘ für obszön.“ Und Fritz Raddatz von der Einheitsfront des Hasses auf die, die dem Sinn des roten Sterns Licht verschaffen – sei es im Gedicht, sei es durch jede andere Arbeit –, steht nur derselbe, im Zusammenhang mit Anna Seghers entlarvend lächerliche Ausdruck zur Verfügung: „Dieses Buch ist nicht nur schlecht. Es ist schamlos.“



„In unserer Zeit, in der die Welt trotz Haß und Blut zum Sozialismus übergeht, soll man für immer erfahren, wie es dabei im Innern der Menschen aussieht, und das wird man durch den Roman.“ (1973)

So hat Anna Seghers geantwortet auf die Frage: „Wird der Roman überflüssig?“ Eine Antwort sind auch ihre beiden Bücher „Die Entscheidung“ (1959) und „Das Vertrauen“ (1968). Das erste schloß mit der Anmerkung *Ende des ersten Teils*. Sie hat es so eingerichtet, daß man „Das Vertrauen“ auch ohne „Die Entscheidung“ lesen kann. Es ist nicht im strengen Sinn eine Fortsetzung. In beiden Büchern gleiche Schauplätze, gleiche Figurenensemble, im ersten der Zeitraum 1947 bis 1951, im zweiten 1952 bis 1953. Das Thema dieser Bücher, die Leute wie Reich-Ranicki und Raddatz „schamlos“ und „obszön“ finden, ist nichts Geringeres als die Macht der Arbeiterklasse, der Herrschaftswechsel zwischen Bourgeoisie und Proletariat in Deutschland, genauer: BRD und DDR, vorgeführt in der entscheidenden, der ökonomischen Sphäre. Das Bentheim-Werk, Stammsitz Rhein/Main, das auch rechtselbisch seine Betriebe hatte, geht dort in Volkseigentum über. Die Arbeiter müssen es lernen, aus eigenem Antrieb zu arbeiten. Und sie müssen lernen, einen Betrieb zu leiten. Sie müssen das in einem wüsten Land, das Nazizeit und Krieg hinter sich hat, davon befreit durch die Sowjetunion. Dabei halten die Bentheims nicht still. Sie wollen es wiederhaben. Ihre Aktivitäten sind vielschichtig und verzweigt. Sie tangieren Geschäftspartner, die jetzt als Besatzungsmacht zur Hand sind. Den neuen Inhabern des Kossin-Werkes hilft die sowjetische Besatzungsmacht. – Prozesse sind gemeint, an denen das eigene Land teil hat wie das eigene Leben, Prozesse, deren Gegenwart aus Vergangenheit und Zukunft besteht, die weltweit sind wie alles Wesentliche unserer Tage.

Die zeitgenössische Zeugenschaft eines Schriftstellers mit einem Stoff von solchen Ausmaßen ist etwas Seltenes. Und im Umfeld deutscher Prosa traditionslos. Bei uns hat sich nicht der Typ Gesellschaftsroman ausgeprägt wie in Frankreich zum Beispiel mit Balzac und Zola oder in Rußland mit Tolstoi, unsere Tradition bildete sich eher mit dem Entwicklungs- und Erziehungsroman. Anna Seghers hatte bereits mit der Arbeit, die sie bei ihrer Heimkehr aus dem Exil im Gepäck hatte, „Die Toten bleiben jung“ (1949), einen Vorstoß auf die Totalität der Gesellschaft gemacht. Der Zeitraum dieses Buchs: 1918/19 bis 1944/45, eine Periode deutscher Geschichte, gespiegelt im Individualschicksal von Angehörigen aller Klassen. Es gehört zum Reiz dieses Romans, daß die Abhängigkeiten unsichtbar bleiben; die handelnden Personen kennen nicht die Beziehungen, in denen sie miteinander stehen. Inzwischen hat sich Geschichtliches ereignet, das für die Roman-Struktur Folgen hat: die Verhältnisse sind in Bewegung geraten, Zusammenhänge liegen offen, Kontrahenten haben Kontakt. Das entlastet den Autor, der den Leser zur wissenden Partnerschaft einlädt.

Thomas Mann hatte in einer Rede in Princetown 1939 über die *Kunst des Romans* zum Lobe des *epischen Kunstgeistes* gesagt: „... er will nicht den Ausschnitt, er will das Ganze, die Welt mit unzähligen Episoden und Einzelheiten, bei denen er selbstvergessen verweilt, als käme es auf jede von ihnen

besonders an. Denn er hat keine Eile, er hat unendlich Zeit, er ist der Geist der Geduld, der Treue, des Ausharrens, der Langsamkeit, die durch Liebe genußreich wird, der Geist der verzaubernden Langenweile.“ Schön gesagt, mit Don Quichote oder Simplizissimus im Rücken, und wie fraglich nun in dieser Zeit der Massenmedien, die Welt in aller Eile frei Haus liefern, und der Heftchenromane, die ein bißchen Ausharren schon so üppig wie billig belohnen. Und die Leserschaft hat zugenommen, die Produzenten materieller Güter lassen *das literarische Europa*, von dem Thomas Mann sprach, nicht mehr unter sich. Doch an der Spitze ihrer Leselisten steht für gewöhnlich Fachliteratur. Das Behagen, der Geist der verzaubernden Langenweile in einer Zeit des zweischneidigen wissenschaftlich-technischen Fortschritts, der weltweiten Verschärfung der Systemauseinandersetzungen mit der imperialistischen Kriegsdrohung im Atomzeitalter?

Schlechte Zeiten für einen Epiker, der nicht nur die Episode will. Er muß bei seinem Wagnis aus sein auf einen Leser, mit dem er sich einig ist im Interesse am Ganzen, der sich seiner Möglichkeiten als Subjekt der Weltgeschichte – potentiell oder real – bewußt ist. Damit ist die Frage der epischen Fülle und der Lese-Zeit freilich noch nicht gelöst.

Anna Seghers will das Ganze, sie muß es in Kürze wollen. Diese Kürze hat manchmal etwas Flüchtliges, manchmal aber eine außerordentliche Prägnanz. Das Weltweite wurde einer deutschen Kommunistin des Jahrgangs 1900 von der Geschichte selber aufgedrängt, sie hat Lokalkenntnisse um die halbe Erde. Standort ist der Osten Deutschlands mit einer Stadt, die Kossin heißt; es geht nach Westdeutschland – unter den Orten einer, in den Mainz eingezeichnet zu sein scheint, nach Westberlin, in die USA, nach Frankreich, nach Mexiko. Zum Beispiel: Professor Berndt, bürgerlicher Antifaschist, Werkleiter von Kossin, ist durch einen Trick politischer Erpressung in den Westen gebracht worden. Es gelang, weil er politisch unsicher war. Das macht ihn aber für das alte Bentheim-Werk ungeeignet. Man schiebt ihn ab. In die Vereinigten Staaten, wo man ihn nicht braucht, man entfernt ihn von dort in ein Walzwerk, das die Firma in Mexiko aufbaut. Dort ist Miguelito, eins von den Kindern, denen die Zärtlichkeit von Anna Seghers gehört. Er hat diesen Blick in die Zukunft, *die aus der Ferne geblüht hatte*. Miguelito hat den verlorenen Freund im Walzwerk wiedergefunden, hat dort Arbeit bekommen und Luisa, seine Pflegemutter, zu sich holen können in eine kahle Wellblechhütte. Luisa geht täglich den langen Weg ins Werk, damit die Söhne zu essen haben. Berndt – was wird aus ihm? Mit einer Begegnung dieser Menschen, von deren Existenz wir wissen, aber sie untereinander nicht, erzählt Anna Seghers das so:

„Der Anblick dieser drei, die ruhig um ihr Mittagessen herumsaßen, das auf dem Erdboden, aber auf einer Art Tischtuch bereitet war, erweckte in ihm, wie fremd der Anblick ihm auch war, ein frisches, bitteres Gefühl von Heimweh. Der stolze Blick des jungen Menschen hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Der ist daheim. Der weiß, wo er hingehört.“ Von solcher Art ist die emotionale Grundierung, die Anna Seghers durch Weltweite einbringt. Und die letzten beiden Sätze handeln von einem Grundbedürfnis unserer Zeit und den Bedingungen seiner Erfüllung: in dieser Welt hängt das Daheimsein ab vom Wissen über das Dazugehören.

Dieses Gewebe von Bindungen und Beziehungen enthält vielleicht für eilige Leser Zumutungen. Es enthält aber auch die Art Wunder unserer Welt, für die Anna Seghers kompetent ist. Wie oft wird die Frage provoziert: Ist es denn möglich? Daß sie sich teffen, voneinander gehört, gemeinsame Bekannte haben? Ist es nicht schriftstellerische Willkür, dieselbe, die Romane der Trivalliteratur so anziehend wie abstoßend macht? Und die Antwort heißt: Ja, es ist möglich. Der Kunstgeist der Epik, mit dem Thomas Mann Umgang hatte, hat uns manchmal die Äußerung entlockt: Ach, wäre es doch so. Hier hat der Geist unseres Lebens von ihm Besitz ergriffen. Dicht besetzt ist Anna Seghers' Leben in schwerer Zeit mit Erfahrungen, daß Unbekannte füreinander da sind, daß Fremde vertraut wird. Aber es sind jedermanns Erfahrungen auch, und wir versäumen oft zu staunen über solche Kostbarkeiten. Die Geographie von Bindungen und Beziehungen enthält die Projektion einer großen menschlichen Gemeinschaft.

*„Na, sagen Sie mal nicht solche Sachen, ich suche nach einem neuen Heldentypus. Nämlich auf einer solchen Suche war ich eigentlich nie. Ich habe sie gesehen oder nicht gesehen, Menschen, auf die ich etwas gab oder nicht gab.“ (1967)*

Wenn sich Anna Seghers über Schriftstellerarbeit, eigne oder fremde, äußert, dann theoretisiert sie nicht. Jedenfalls nicht so, daß sich ästhetische Bekanntmachungen abheben von der Materie, von der sie handeln, und eine Handbreit überm Boden ein Eigenleben führen. Als wir bei uns so ein kleines Einmaleins der Ästhetik für jedermanns Gebrauch in der Tasche zu haben meinten, hat sie für manchen Mannes Schwierigkeit gesorgt. Etwa: Georg Heisler aus dem Roman „Das siebte Kreuz“ – keine untadlige Figur und doch ein positiver Held? Oder ist Wallau – Georg fragt in schwierigen Situationen: Was würde Wallau machen? –, der im KZ zu Tode geprügelt wird für sein Schweigen und damit der Flucht Heislers hilft, vielleicht positiver? Doch das Buch handelt von Heisler, nicht von Wallau. Bei Schülern sieht man gelegentlich noch die Folgen solchen Theoretisierens. Denn das Buch steht bei uns in der DDR im Lehrplan. Und das ist gut so. Ich habe nun schon von Schülern mehrerer Generationen mit gleichbleibendem Understatement trotz des eingefleischten Mißtrauens gegen Lehrplanliteratur sagen hören: „Das siebte Kreuz“ ist übrigens kein schlechtes Buch.

Die Frage nach dem Heldentyp wird aufgehoben vom Strukturprinzip realistischer Kunst, der Einheit von Identifikation und Distanzierung. Sie gilt sowohl für das Kunstmachen wie für das Kunstaufnehmen. Für den Typ Gesellschaftsroman vom Standpunkt sozialistischer Realisten, wie ihn Anna Seghers praktiziert, gibt es gewisse Modifikationen dadurch, daß die Anteilnahme der Autorin an den Figuren von unterschiedlicher Qualität ist. Die ganze Skala zwischen beiden Polen, die den Leser zum aktiven Partner macht, ist wirksam für Leute, die sich nicht auf der Seite der herrschenden Bourgeoisie festgelegt haben. Deren Eigenheiten lassen kühl. Imponierend ist der Geheimrat Castrius, der immer die Zeiten überlebt hat, geistiger Kopf der Bentheim-Werke; interessant die Unterschiede zwischen den Bentheim-Junioren: der eine ein SS-Typ, Anhänger von Gewalt, der andere gebildet und geschmeidig, hält mit der

Gewerkschaft reden für effektiver als zuschlagen. Sie alle aber stehen der Autorin fern, haben nicht ihre Liebe. Die Liebe gehört denen, die am großen Menschenwerk des Arbeitens beteiligt sind. So gibt es jene seltsamen Gespräche über die Bücher der Seghers, wen man gern hat oder wen man lieber hat, was wohl aus dem oder jenem wird, als wären sie Verwandte. Sie selber redet auch so: „Die Zuneigung eines Schriftstellers richtet sich nicht allein nach dem moralischen oder politischen Wert der Person. Ella Busch, ja die ist mir lieb. Mit dem stillen, anständigen Richard habe ich mich befreundet. Aber manche sonderbaren Gesellen, die nun einmal unsere Wege kreuzen, sind mir auch nahe gekommen, zum Beispiel ein schlimmes, lustiges Bösewichtlein wie die Pimi. Oder Bechtler, der sicher kein Engel ist, den man aber ernst nehmen muß.“ Das sind Leute aus „Entscheidung“ und „Vertrauen“.

So untheoretisch sich Anna Seghers' Äußerungen geben, so wenig ist es die Schriftstellerin. Methodisch erklärt sie sich mit einem Zitat von Tolstoi, das Gemeinsamkeiten von Künstlern und Philosophen berührt. Ausgangspunkt ist der unabdingbare Wirklichkeitsbezug; es werden drei Stufen der Aneignung bezeichnet: die erste unbewußte, die zweite, auf der Reflexion hinzukommt, und die dritte, wenn Ergebnisse des Denkens zur zweiten Natur geworden sind und eine neue Unmittelbarkeit entsteht. – Manchmal taucht in den Äußerungen von Anna Seghers ein ungefähres Zitat von Marx oder Lenin auf, wie abgegriffen vom vielen Gebrauch, man kann daraus auf ihren Theoriebezug rückschließen. Wesentlicher aber ist die philosophische Dimension, die ihrem Werk immanent ist. Es ist die historisch-dialektischer Materialisten, wonach Arbeit als Stoffwechsel mit der Natur die individuelle wie die soziale Geschichte des Menschen, moralische wie politische Positionen bestimmt. Zur Arbeit gehört letztlich auch die Kunst. So verweisen solche Beiläufigkeiten auf das Fundament einer materialistischen Ästhetik: „Unechte Pathetik und gegenstandlose Gefühle sind der wirklichen Kunst genauso fremd wie jeder wirklichen Arbeit.“

*„Es gibt keine Heimaterde schlechthin, es gibt keinen Apfelbaum schlechthin, es ist ein anderer Apfelbaum auf dem Feld des Feudalbesitzers, ein anderer auf dem vom Fiskus gepfändeten Feld, und wieder ein anderer im Kolchos.“ (1935)*

Außerhalb ihrer Bücher hat Anna Seghers kein Wort darüber geschrieben, was sie der Verlust der Heimat gekostet hat. Wie aber diese Heimat in ihren Büchern leuchtet, das spricht von bohrendem Schmerz. Und schließlich im Exil die schriftstellerische Vorbereitung der Rückkehr zu dem Volk, das sie liebte und das nun *besudelt unter den Völkern* saß. Kaum ist jemals über solche Rückkehr, über die Wiedereingliederung kommunistischer Widerstandskämpfer unter ihre Landsleute, für die sie das Stigma des Besonderen trugen – zwischen Vaterlandsverräter und Held – geschrieben worden. Und gar nicht mit dem Blick auf die ganze Nachkriegsgesellschaft und ihre Funktion dabei, daß aus dem schweren Leben Frieden wird. Anna Seghers hat es getan. Die Kommunisten in Kossin haben Unterschiedliches hinter sich, KZ, Internierungslager in Frankreich, Emigration in der Sowjetunion. Zwei von ihnen, Richard Hagen und Robert Lohse, kannten sich schon als Schulkinder. Robert

hat die Liebe des bewunderten Lehrers zu Richard zur HJ getrieben. Ihm dämmerte bereits sein Irrtum, als er diesen Lehrer Waldstein bei einem Transport als Häftling erblickte. Nun schlug er sich nach Spanien durch, willens, auf der richtigen Seite wiedergutzumachen, und dort konfrontiert mit Mißtrauen. Er überlebte schließlich mit Richard im gleichen Erdloch.

Kossin muß aufgebaut werden. Es gibt unter Mitschuldigen oder Schuldigen für die zurückgekehrten Kämpfer gegen den Faschismus keine Privilegien. Anna Seghers hat mit tapferer Schönheit von ihren Schwierigkeiten geschrieben.

Von Roberts Hoffnung, gebraucht zu werden, obwohl ihn niemand gerufen hat. Von der schwierigen Liebe zwischen ihm und Lene Nohl, die auf ihren Mann wartet. Als der schließlich zurückkommt, ist er der Alte und kommt mit Aufträgen für das, was sich die Konterrevolution vom 17. Juni erhofft. Nun steht der politisch unbedarften Frau Robert Lohse näher als der Mann, auf den sie gewartet hat. Für Robert aber ist das nicht Liebe, sondern Politik. Er fürchtet sich, an das Zusammengehören von beidem zu glauben. Es dauert, bis ihre Gemeinsamkeit beginnt, sie hätten sich verlieren können in dieser Zeit. – Die lastenden Probleme des schwerblütigen, wortkargen Robert – hätten sie nicht leichter werden können, wenn Richard, sein Genosse aus dem Erdloch, manchmal mit ihm geredet hätte? Als wir noch dachten, man könne fast alles durch Überzeugung regeln, verwies Anna Seghers auf Unterlassungen und war illusionslos über die unbegrenzte Kraft des Gesprächs. Leiden und Freuden der Menschen begannen den ihnen eigenen Stellenwert einzunehmen.

Richard ist Parteisekretär im Kossin-Werk, und Ulsperger – nach Berndts Abgang in den Westen – Betriebsleiter, ein Genosse, der in die Sowjetunion entkommen konnte und dort studiert hat. Anna Seghers schreibt mit aller Härte und mit aller Güte über den Neid des Genossen Richard Hagen auf den Gleichgesinnten, der nach seiner Meinung mehr Glück gehabt hat; Ulsperger war immer im Bereich von Stalins Schatten, während er weit davon entfernt war. Dieses Wort wird sich als doppeldeutig entpuppen. Ulsperger, der russisch kann, hat im sowjetischen Kommandanten einen alten Freund. Unmittelbar bevor die Konterrevolutionäre den Aufstand proben, sind Werkleiter und Parteisekretär dort. Richard setzt mit aller Leidenschaft durch, daß sowjetische Panzer nicht aufs Werkgelände kommen. Er verbürgt sich, daß die besten Arbeiter selber den Aufstand bremsen werden. Für Ulsperger mußte die Hilfe sowjetischer Klassengenossen nicht weiter erörtert werden. Für Richard mußte jede Chance, den deutschen Arbeitern Selbstbewußtsein zu geben, wahrgenommen werden. Anna Seghers hat das Verhältnis beider bis zu dieser Konfrontation geführt, bevor sie Richard seinen Irrtum über Ulsperger begreifen läßt. Damit niemand die Wahrheit leichter nehmen kann, als sie ist. Als Richard betroffen fragt, warum Ulsperger ihn Falsches hat glauben lassen, antwortet er: „Denk mal nach, was hätte sich denn für dich geändert, wenn du's gewußt hättest, daß dort mal ein Ulsperger schuldlos eingesperrt wurde? Hättest du jetzt im Juni etwas anderes getan? Nein, du hättest nichts anderes getan. Und in Hitlerdeutschland? Erst recht nicht. Und in Spanien, gegen Franco, der den Bauern Erde und Wasser stahl und wieder stiehlt? Nein, nichts anderes. Also.“ Und Anna Seghers läßt Richard heimgehen, langsam, bis er

sich entschließt, nicht weiterzusagen, was er erfahren hat, auch nicht seinem liebsten Menschen, seiner Frau. Anna Seghers sagt es weiter. Mit all den Nuancen, die ihr zur Verfügung stehen. Weil der Roman eine demokratische, auf die Herrschaft des Volkes zielende, die Initiative der Massen fördernde Kunstgattung ist.

„Es gab dabei zwei Linien: erzählen, was mich heute erregt, und die Farbigkeit von Märchen. Das hätte ich am liebsten vereint und wußte nicht, wie.“

Eine Äußerung von Anna Seghers über die Anfänge ihrer schriftstellerischen Arbeit; die beiden Linien sind nun mit einzelnen Titeln zu belegen, sie sind aber auch in ein und demselben Werk vereint. Da ist etwa die Existenz der im Stollen eingeschlossenen Bergleute so wirklich oder so unwirklich wie das Treffen von E. T. A. Hoffmann, Gogol und Kafka in einem Cafe in Prag („Die Rettung“, 1937, und „Die Reisebegegnung“, 1973). Georg Heislers Aufenthalt im Mainzer Dom, dem ersten Unterschlupf nach seiner Flucht aus dem KZ Westhofen, ist ganz wahr, aber er erlebt das gefährdete Jetzt mit phantastisch-fiebriger Farbigkeit, und wir sehen plötzlich mit ihm Reales und Irreales zugleich.

Dieses Wechselspiel scheint in den beiden Romanen „Die Entscheidung“ und „Das Vertrauen“ am wenigsten eingebracht zu sein. Kurt Batt attestierte diesen Arbeiten die Qualität von Epochenromanen *um den Preis einer fiktional freier verfügbaren Handlungsführung durch die Aufnahme geschichtlicher Realien in die Fabelstruktur*. Er wiederholt eine Feststellung, daß sie wie Dokumente wirken (Anna Seghers zu Christa Wolf: „Das ist vielleicht, was Sie als historisch empfinden: daß ich versuche, möglichst einfache, klare Dokumente aus Vorfällen zu machen.“), und das Dokumentarische mochte er nicht. So vermerkt er anderswo und ohne auf die Epochenromane der Seghers bezug zu nehmen, daß sich *die DDR-Literatur, insgesamt gesehen, von der vielerorts als Literatursatz gepflegten Mode des Dokumentarismus hat freihalten können und in ihren besten Leistungen in einer betonten Fabuliertradition steht.* (Neue Deutsche Literatur, 2/1976)

„Und habt ihr denn etwa keine Träume, wilde und zarte, im Schlaf zwischen zwei harten Tagen? und wißt ihr vielleicht, warum zuweilen ein altes Märchen, ein kleines Lied, ja nur der Takt eines Liedes, gar mühelos in die Herzen eindringt, an denen wir unsere Fäuste blutig klopfen? Ja, mühelos rührt der Pfiff eines Vogels an den Grund des Herzens und dadurch auch an die Wurzeln der Handlungen.“ Das schrieb Anna Seghers 1938 als Motto zu den „Schönsten Sagen vom Räuber Woynok“. Es geht dabei um mehr als Fabulierkunst, als fiktional freie Verfügung über Handlungsführungen. Sie hat beharrlich die Arbeit auf sich genommen, das kleine Lied, den Pfiff des Vogels, ja selbst das Märchen nicht alternativ zu den Realien existieren zu lassen; denn es geht ihr darum, in die Herzen einzudringen.

Man kann auf das Besondere des Stoffs verweisen und so etwas bezeichnen, was „Die Entscheidung“ und „Das Vertrauen“ von anderen Büchern unterscheidet. Man kommt damit auch dem Verständnis des Ungenügenden beider Bücher nahe. Aber nicht den verwegnen Anläufen und Vorstößen. Man macht

es sich zu einfach, wenn man über das Wilde und Zarte, das bei Anna Seghers jeder Stoff-Materialität immanent ist, hier hinwegsieht. Dabei ist zu bedenken, was Anna Seghers in einem Gespräch über die Aufnahme dieser Bücher durch die Literaturkritik in kapitalistischen Ländern sagte: „Wenn etwas, was naivphantastisch ausgedrückt wurde, Wirklichkeit geworden ist, dann rückt es einem auf die Haut. Es ist dann da und sichtbar geworden: so wie unser Staat, den verschiedene nicht nur kritisieren, sondern bekämpfen.“ (1968) Das ist eine von den einfachen Wahrheiten, vor denen wir jetzt manchmal Hemmungen haben. Wir halten uns vor Augen, wie kompliziert die Welt geworden ist, und nicht nur die Welt, wir auch. Viel komplizierter als für den Soldaten 1917 in Petrograd, von dem John Reed erzählt hat. Der wurde in Diskussionen mit gebildeten Leuten verwickelt; einer war darunter, der sich Marxist nannte und in Schlüsselburg gesessen hatte und sagte, der Soldat plappere wie ein Papagei Phrasen nach. Denn der sagte immer dasselbe: „Ach, Bruder... du verstehst nicht... Es gibt zwei Klassen. Kannst du das nicht sehen? Das Proletariat und die Bourgeoisie... und wer nicht auf der einen Seite ist, der ist auf der anderen.“ Was nun die Fabulierkunst der Schriftstellerin betrifft: Es gibt einige Erfindungen, die sie öfter gebraucht – sei es, daß sie sich zum Strukturieren des Stoffes nützlich erwiesen haben, sei es, daß sie ein besonderes Anliegen der Autorin transportieren. Von letzterer Art ist das Buch im Buch, womit sie die Wirkung von Literatur auch zum epischen Thema macht. Zum ersten Mal geschieht das in „Transit“ (1943): Der aus dem KZ geflohene Monteur Seidler lebt mit den Papieren des Schriftstellers Weidel, der sich das Leben genommen hat. Der Arbeiter findet das Manuskript des toten Mannes und liest. Es bricht plötzlich ab, und Seidler spürt: „Er hätte mich nicht im Stich lassen dürfen. Er hätte seine Geschichte zu Ende schreiben sollen. Er hätte noch weiter schreiben sollen, zahllose Geschichten, die mich bewahrt hätten vor dem Übel. Wenn er mich rechtzeitig gekannt hätte!... Zwei Schreibmaschinenseiten auf dem letzten großen Bogen. Und ich allein! So elend wie zuvor.“ Paul Rilla („Essays“, Berlin 1955) zitiert das und schreibt dazu: „Das ist eine der ergreifendsten Apologien des schriftstellerischen Metiers, die je geschrieben worden sind. Wenn er mich rechtzeitig gekannt hätte: das ist der ergreifendste Leserappell an die Verantwortlichkeit des Schriftstellers.“ Mir scheint, es ist ein Appell an die Leser auch, mitzutragen an der Sorge für das Intaktsein dieser Gemeinschaft. Sind wir vielleicht Anna Seghers etwas schuldig geblieben? In die beiden großen Romane über ein sozialistisches Deutschland hat sie aufs neue das Buch hineinfabuliert. Es ist das Buch Herbert Melzers, der mit Richard Hagen und Robert Lohse in Spanien verwundet im gleichen Erdloch lag, überrollt von Francos Truppen, betreut von Celia, der spanischen Krankenschwester. Jeden Tag kam einmal ein schmaler Lichtstreif in das Loch und ging über ihr Gesicht, daß sie sich sattzusehen versuchten an ihrer Schönheit. Dort hatte Herbert das Buch versprochen, falls er überleben würde. Er kam mit Hilfe seiner Schwester in die Vereinigten Staaten. Sie starb bald, der Schwager wollte sich mit dem „Roten“ nicht belasten. Ein ehemaliger Spanienkämpfer, Kommunist, wies ihn ab, weil er für bürgerliche Blätter schrieb. Mac-Carthy-Amerika. Aber den selbstgewählten Auftrag aus dem Erdloch gab Melzer nicht auf, er war ein Lebensfunken, von dem eine gewisse Anziehungs-

kraft ausging. Herbert wurde von dem Magazin „Wahre Geschichten“ herumgeschickt und kam nach Europa. In Paris hielt ihn ein Eisenbahner für einen Genossen. Als er bei ihm zu Hause von dem Buch erzählte, kam die Rede auf Celia – falls sie es war, die illegal arbeitete später. Sie habe sich nicht angepaßt in der Familie ihres Onkels. Sie sei vielleicht abgestürzt bei einem Gang über die Pyrenäen, als sie verfolgt wurde. Oder gefangen genommen worden und verschollen. Falls sie es war. Und Herbert weiß, daß er sein Buch ändern muß und ist froh darüber. 1951 ist in Baden-Württemberg Metallarbeiterstreik. Herbert hat in Hadersleben – der Stadt, die Mainz so ähnlich sieht – Verwandte besucht, hat Genossen getroffen, auch jenen kommunistischen Spanienkämpfer, der ihn damals in New York hochmütig hatte abfahren lassen.

Für sie ist wichtig, sie freuen sich über das, was Herbert geschrieben hat. Eine Verwandte, die inzwischen in der DDR lebt, wird es mitnehmen, damit es gedruckt wird und als Buch zu den Menschen kommt. Bei der Demonstration trifft den Heimatlosen, der vielleicht gerade angefangen hat zu wissen, wo er hingehört, ein Polizeiknüppel. Er ist tot, als sein Buch bei denen ankommt, über die er geschrieben hat. Dem Robert Lohse bringt es sein Werkleiter aus Berlin mit, er vermutet, es könne Robert angehen. Robert liest, tief betroffen. Anna Seghers hat ein Buch erfunden, wir hören von dem lesenden Robert, was drin steht. Seine Frau Lene, für die der Mann Richtpunkt und Orientierung gewesen ist seit langem, erfährt, daß auch sein Weg nicht in gerader Linie verlaufen ist. Eine Art Enttäuschung bewegt sie, eine Barriere fällt zwischen den Wortkargen.

*Ein Junge, der Thomas hieß*, so führt Anna Seghers eine der Lichtgestalten der beiden Bücher ein. Thomas, Kind von Antifaschisten, ist in der Nazizeit elternlos in Heimen aufgewachsen. Waldstein, der nach dem Krieg ein Schulheim leitet, wird dem verstörten Jungen ein erster Halt. Im Kossin-Werk ist er Roberts Schüler, und dann sein Lehrer auch. Thomas hat das Buch aus der Bibliothek, wo es schon ganz zerfleddert ist, denn alle wollen es lesen. Sie haben richtig gebebt beim Lesen, sagt er zu Richard. Richard will wissen, warum die sensationslüsternen Leute sich ärgern und trotzdem das Buch wollen: „Weil sie nicht an so echte Bücher gewöhnt sind. Weil diese Leute trocken sind, kalt... Weil sie selbst nichts erfinden, meinen sie, auch andere dürfen es nicht. Weil sie sich selbst nichts ausmalen können, wollen sie nicht, daß andere sich etwas ausmalen. Sie wollen, daß alles Abklatsch ist von ihrem gewöhnlichen Leben. Von ihren Siebensachen an jedem Wochentag. Und doch, weil sie dich vor sich sehen an jedem Wochentag, merken sie, daß etwas Wichtiges stimmt in dem Buch. Manches stimmt nicht. Das Wichtige stimmt.“ Eine ästhetische Konfession. Thomas' Worte könnten auch die von Anna Seghers sein. Die Thomas da angreift in Kossin, darunter sind auch Träge, Boshafte, Feindliche. Aber die in Kossin allein sind nicht gemeint, und mit Sicherheit die Unseren auch. Da ist ein moralisch-ästhetischer Anspruch an das Profil von Zeitgenossen, von Sozialisten artikuliert, eine der aufregenden Nahtstellen von Literatur und Leben im Roman selber dargestellt. Es ist die Zeit des Buches, es ist die Zeit des Aufatmens, weil das Schwerste überstanden ist, als Robert und Richard zufällig gleichzeitig zu ihrem Lehrer

Waldstein fahren. Solange hat Anna Seghers diese Begegnung ausgespart. Thomas war ein wenig Bindeglied zwischen den beiden Männern und dem Schulheim. Aber mit den Zweifeln an seiner Arbeit, mit der Unsicherheit, ob das Schulheim noch gebraucht würde, war Waldstein allein. Thomas hat ihm von dem Buch erzählt, und nun steht da der merkwürdige Satz: „Er fühlte, sein Schulheim würde in Melzers Buch immer offen stehen.“ Die Bindungen, die durch den Lehrer und durch das Buch entstanden sind, – damit führt Anna Seghers ihren Roman zu Ende. Von dem Buch im Buch heißt es: „Erfunden oder erlebt, so war es.“

*Es gehört zu meinem Beruf, daß ich sowohl die Leute, die ich darstelle, wie die Leute, die mich lesen, nicht ratlos sitzen lasse. Eben waren sie noch froh, weil endlich jemand ihre Sorgen gefunden hat. Da mache ich nur ein Schauspiel aus ihren Sorgen und renne weiter.“ (1966)*

Die Frage nach der Perspektive ist ein Kernstück ästhetischen Nachdenkens bei Anna Seghers – eine Frage, bei der Definitionen schwierig sind und die doch eine Wegscheide künstlerischer Positionen markiert. Die Äußerung stammt aus einer Zeit, in der wir viel über solche Fragen diskutierten und in der die Schriftstellerin sich bemühte, Mißverständnisse auszuschalten: „Perspektive, das ist noch längst nicht die endgültige Lösung.“ Aber selbst die Mißverständnisse verweisen auf Erfahrungen von Literatur in einer sozialistischen Öffentlichkeit. Das ist übrigens eine Erscheinung, die nicht aus dem Nichts erst in sozialistischen Gesellschaften entsteht, sondern schon damit beginnt, was sich in Klassengesellschaften als Gegenöffentlichkeit ausbildet. Martin Walser hat einmal einen anderen Begriff gebraucht, *das Projektive*, und es als ein aktuelles Arbeitsproblem benannt: „In den Wegen der Helden, in den Romanbiographien ist das Projektive nicht eingebaut als Tradition.“ Jetzt aber, „tatsächlich erst jetzt“, sei diese Frage an die Literatur reif geworden; denn: „Jetzt erst scheint mir die Frage massenhaft reif und lösbar zu sein...“ Das war 1975 (*Weimarer Beiträge*, 7/75). Haben ihn inzwischen die Verhältnisse, oder was er dafür nimmt, eines anderen belehrt? Man darf wohl die Entwicklung von Anna Seghers als ein Beispiel dafür nennen, daß man die Freiheit hat beim Annehmen von Lehren. Kürzlich fragte ihn ein Fernsehinterviewer süffisant, ob das Leben seines Grundstückmaklers Zürn aus dem jüngsten Buch, „Schwanenhaus“, nun Selbstbetrug oder Selbstverwirklichung sei. Walser, neuerdings die kritische Distanz zu seinem Helden aufgebend, meinte, es handle sich darum, mit dem Manko fertig zu werden, um nicht unerträglich krank zu werden. Also Schriftstellerarbeit für sich selber als eine der Überlebensvarianten in der Gesellschaft der Todesarten, wenn der Schritt zur Kommunikation mit den Vielen nicht gelingt, die ebenfalls leiden, aber – anders als der Einzelne – die Welt verändern können. Die Frage nach der Perspektive ist die Frage nach den Lesern. Unlängst schrieb Heiner Müller das Textstück „Der Auftrag“, eine Art Paraphrase über eine von den karibischen Geschichten der Seghers, „Das Licht auf dem Galgen“ (1961). Sklavenbefreiung auf Jamaika im Zuge der Französischen Revolution, drei Männer wirken dort mit Auftrag des Nationalkonvents,

der hinfällig ist, als Napoleon Kaiser wird. Zwei machen weiter, einer kehrt in seine bürgerlichen Verhältnisse zurück und etabliert sich. Ihm hat Heiner Müller den Satz in den Mund gelegt: „Revolution macht müde.“ Damals waren erst etwa fünfzehn Jahre Revolution vergangen. Heute sind es für uns viel mehr. Wenn wir nur deutsch und seit dem Jahr der Befreiung 1945 zählen, dann sind es fünfunddreißig. Eine historisch bestimmte Zeit meint Heiner Müller nicht, in seinem Stück fährt der Fahrstuhl durch die Etagen in räumlich und zeitlich verstörter Befindlichkeit. In einer vielschichtigen Figurenanlage wird der Verräter vom Autor verurteilt, und doch wirbt sein Satz weiter um Verständnis für das, was nach fünfzehn oder fünfunddreißig Jahren eintreten kann. Anna Seghers gebraucht oft das Bild vom hellen Fleck, vom Lichtpünktchen für ihre Verpflichtung auf Perspektive, hier bereits im Titel, „Das Licht auf dem Galgen“. Bei Heiner Müller ist es gelöscht. Er hat ein rezeptionsästhetisches Konzept mit einer Art von Ansprüchen an die Rezipienten, die ein so einfaches Wort wie das vom Klopfen an der Tür, vom Sitzenlassen der Leser nicht zulassen würden. Nach meinem Verständnis führt es zu einem Ausfall von Perspektive.

Anna Seghers' anders gearteter Publikumsbezug (vermutlich nicht der einzige, der Perspektive ermöglicht und verlangt) gipfelt in der möglichen Identität von Leuten, die sie darstellt, mit denen, die sie lesen. Figuren und Leser aus derselben Substanz – das ist bekannt von Literaturen für Kreise oder Zirkel mit jenem Trend zu autonomer Kunst: dort werden Schreiber und Leser – der Schreiber als Zentrum – identisch. Und nun Aufgabe von Distanz zwischen Dargestellten und Lesern. Gewiss existieren zwischen Extremen immer Schattierungen. Jörg Drews gibt zu bedenken: „Hält man ... aus politischen Gründen an der Vorstellung fest, Literatur müsse weiterhin massenwirksam sein oder dies sogar erst werden, so folgt daraus natürlich konsequent die Forderung nach einem Abbau oder eine Mißachtung all jener Differenzierungen, welche die literarischen Techniken in den letzten sieben Jahren erfahren haben, und nach einer Rückkehr zu weniger komplizierten, allgemeinverständlichen Schreibweisen.“ (*Merkur* 320/1975). Es scheint, auch mit den Schattierungen und Nuancen landen wir wieder beim simplen Entweder-Oder. Was immer der epische Kunstgeist für das Wort Perspektive an Definitorischem bereithält, es handelt sich im Kern um das, was Bertolt Brecht von sich und den Seinen gefordert hat: die Welt als veränderbar darstellen. Ist man dieser Position verpflichtet, sind literarische Techniken nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, ist nicht die eigene Existenz Bezugspunkt des literarischen Schaffens, ist man aus dem Gefängnis der seidenen Gitter, der Isolation in der bürgerlichen Gesellschaft, befreit. Dann hat man Gefährten. Dann gibt es Menschen, die einem helfen. Denn es gibt eine Klasse, die – als einzige – an Veränderung ein ästhetisches Interesse hat, weil sie daran ein politisches, ein existenzielles Interesse hat. Es ist die Arbeiterklasse. Anna Seghers hatte unzählige Male die Frage zu beantworten: „Warum schreiben Sie?“ Eine ihrer Antworten: „...ich schreibe Bücher für Menschen und für mich selbst, da ich ein Mensch bin. Ich bin verbunden, wie ich glaube, mit den wichtigsten Fagen, die heute die Menschen angehen, ich versuche sie für mich selbst zu lösen und für die anderen. Wenn mich deshalb etwas freut

oder sogar quält, wenn ich für oder gegen etwas bin, dann teile ich diese Gefühle oder Erfahrungen mit vielen Menschen. Es ist aber meine spezielle Fähigkeit, diese Erfahrungen und Gefühle künstlerisch auszudrücken..." (21. 2. 1961) Das sind Äußerungen jenseits von Hochmut und Bescheidenheit. So spricht eine Arbeiterin, die etwas gelernt hat und kann und ihre Arbeit liebt. Für Leute, die Anna Seghers darstellt, scheut sie sich nicht, gegebenenfalls von einem erfüllten Leben zu sprechen. Wir dürfen es wohl auch von dem ihren. Wir sind Zeitgenossen einer Existenz von seltener Größe, die in unseren Alltag hineinragt – unglaublich, obwohl wir es mit eigenen Augen sehen. Pablo Neruda, der Mann vom andren Kontinent, dessen Augen Wilderes vertraut ist als uns im gezähmten Mitteleuropa, hat sie so für uns gesehen: "...es ist, als kämest Du immer von einem hohen Berggipfel, um den die Stürme brausen. Mit zerzaustem Haar und frischem Gesicht kommst Du, und Augen, die sich ein wenig öffnen und ein wenig schließen, wenn sie Fenster und Möbel sehen. Unter so vielen gemachten Dingen wirkst Du direkt natürlich, ein bißchen unreal und doch so phantastisch wahr. Auch Dein Lächeln hat Dich der Wind gelehrt."

*Die Äußerungen von Anna Seghers über ihre Arbeit sind entnommen aus den Bänden I – III „Über Kunstwerk und Wirklichkeit“. Akademie-Verlag, Berlin, in Auswahl bei Damnitz-Verlag, München 1975: Anna Seghers „Willkommen Zukunft“, Reden, Essays und Aufsätze über Kunst und Wirklichkeit.*

## Oskar Neumann Tradition und Aktualität

*Zur Tradition der deutschen sozialistischen Literatur. Band 1 – 4. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar, 1979. DM 63,90.*

Die Bände „Zur Tradition der deutschen sozialistischen Literatur“ umfassen die Zeitspanne von Mitte der zwanziger bis Ende der vierziger Jahre. Sie enthalten indes offenbar viel Aktualität. Anders wäre das Interesse kaum zu erklären, mit dem die FAZ ihre Leser im Leitartikel vom 12. Juli 1979 glauben machen will, der gesamte Gegenstand, der sich hier auf über 3 000 Seiten wesentlich in Selbstzeugnissen darstellt, existiere überhaupt nicht: Niemandem könne verborgen bleiben, daß die Schöpfung einer originalen sozialistischen deutschen Literatur gar nicht habe stattfinden können, „weil es für einen solchen genialen Akt keine Voraussetzungen gab“.

Auf den „genialen Akt“ ist zurückzukommen. Was allerdings die Voraussetzungen für die Verbreitung des Schwindels von der Nichtexistenz der deutschen sozialistischen Literatur angeht, so waren und sind sie in der Tat weit besser als die Voraussetzungen für sozialistische Schriftsteller damals und heute in unserem Land. Das hat zu tun mit den immer noch unveränderten Besitz- und Machtverhältnissen und von daher auch mit der Kontinuität der herrschenden Kulturlinie von der Weimarer Zeit über den Faschismus hinaus bis zur Gegenwart in der Bundesrepublik, eine Literatur möglichst nicht wahrzunehmen, jedenfalls nicht hochkommen zu lassen, deren Autoren links stehen, in den Reihen und an der Seite der revolutionären Arbeiterbewegung, und die von daher ihre künstlerische Funktion als Entdecker und Mitgestalter von Wirklichkeit begreifen – für den gesellschaftlichen Fortschritt, gegen Ausbeutung und Unterdrückung, Faschismus und Krieg.

Die Spuren ihres Wirkens und seiner Ergebnisse sind oftmals schwieriger aufzufinden, als in früheren Perioden unserer Geschichte, weil durch faschistischen Terror und Krieg radikaler verschüttet, ja zerstört. Statt dem mit umso größerer Intensität in Forschung und Vermittlung zu begegnen, brachte es die Bundesrepublik dank ihrer antikommunistischen Staatsdoktrin sehr schnell dahin, daß die Exilliteratur nach einer kurzen Episode des selbstverständlichen Antinazismus erst einmal draußen vor der Tür blieb. Die meisten Autoren wurden von großkapitalistischen Verlegern ganz einfach ignoriert, den Rest besorgten Boykottwellen und, was die Produktion aus der DDR angeht, die Kriminalisierung durch das Fünf-Broschüren-Urteil des Bundesgerichtshofs. So waren, als wir sie gerade besonders nötig gebraucht hätten, die Verfemten und Verbrannten von 1933 bereits wieder illegal. „Die Welt, in der ich gelebt habe, sie gab es in der deutschen Literatur überhaupt nicht“, sagt Günter Herburger. Und weiter: „Wenn ich an meine Schulzeit denke oder meine kurze Studienzeit, dann entdecke ich einen riesigen Mangel. Ich habe nie erfahren, was tatsächlich geschehen ist. Es stand nicht in den Geschichtsbüchern, es wurde mir nicht erzählt, sondern es blieb unselige Vergangenheit, wurde

weggewischt, als sei sie nie geschehen. Das große Schweigen war darübergerbreitet.“ (Klaus Konjetzky: Was interessiert mich Goethes Geliebte, München 1977, Seite 118). In gleicher Sache schreibt Klaus Konjetzky: „Die Linke in diesem Land kann nicht auf einen durch lange Tradition begründeten Konsens bauen. Die Tradition einer in Deutschland durchaus vorhandenen demokratischen, revolutionären Bewegung, innerhalb derer auch ein neues Kulturverständnis und -bewußtsein entstanden ist, wurde immer wieder unterbrochen. Wer in diesem Land nach einer sozialistischen Perspektive sucht, entdeckt zunächst ein Defizit. Das macht viele mutlos. Was kannte ich in der Studentenzeit vom ‚Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller‘? Wer war für mich Bredel oder Marchwitza oder Turek oder auch Anna Seghers? Was kannte ich vom Realismusstreit zwischen Brecht und Lucàs?“ (aaO, Seite 136 f) Klaus Konjetzky meint, manches bleibe unnachholbar, viel sei nachzuholen. Einiges ist inzwischen nachgeholt, das Bild des Literaturangebots hat sich verändert und selbst in der literaturwissenschaftlichen Öde sind ein paar Oasen auszumachen, wofür wir Lutz Winckler, Hans-Albert Walter und anderen zu danken haben. Wo wir damit nun stehen, hat die Jahrestagung des PEN-Zentrums der Bundesrepublik soeben sehr deutlich signalisiert: Immerhin zum erstenmal das Thema „Literatur des Exils“, aber am Podium kein kommunistischer Schriftsteller, kein marxistischer Wissenschaftler, schließlich die Provokation von Marcel Reich-Ranicki, man solle doch angesichts der Einzigartigkeit des deutschen Nationalsozialismus nicht immer von Faschismus reden und im übrigen aufhören, den Schriftstellern des Exils einen literarischen Bonus zu gewähren.

Man versteht, daß und warum hierzulande nicht geleistet werden konnte, was nun vorliegt: die umfassende Darstellung der Tradition der deutschen sozialistischen Literatur in Dokumenten ihrer Autoren, Theoretiker und Kritiker, erarbeitet beim Leipziger Institut der Akademie der Künste der DDR unter Leitung von Prof. Alfred Klein, ediert vom Aufbau-Verlag in drei Textbänden (1926–1935, 1935–1941, 1941–1949), dazu einem Band Anmerkungen und Kommentare – dem wünschte ich wegen seiner außerordentlichen Bedeutung eine lesbarere Schriftgröße.

Der erste Grund, der das Werk für uns so wertvoll, ja ich meine unverzichtbar macht, ist der, daß hier ein Stück unserer Geschichte zwar unter einem speziellen Aspekt gesehen, dabei aber doch im großen historischen Zusammenhang kenntlich gemacht wird. So werden Einsichten vermittelt, die in den Kämpfen von damals mühsam erworben und teuer bezahlt worden sind und die so in den Auseinandersetzungen unserer Tage lebenswichtige Erfahrungen bedeuten. Weit über die literarischen, die kulturellen Entscheidungen hinaus gilt, „daß man wissen muß, woher man kommt, um zu wissen, wohin man geht.“ (I, Seite 5)

In besonderer Weise stimmt das natürlich für unsere noch junge demokratische und sozialistische Literaturströmung, vor allem für ihren sozialistischen Kern. Die Autoren werden die unnötige Wiederholung alter Fehler umso sicherer vermeiden und mit geringsten Reibungsverlusten zu ihrer aktuellen Aufgabe und zu ihrer Perspektive finden, je gründlicher sie sich mit dem Erfahrungsmaterial vertraut machen, das erstmals in solcher Geschlossenheit und in dieser

Konzeption angeboten wird, und zwar in den Resultaten und, was für uns mindestens ebenso wichtig ist, in den Wegen dahin.

Alfred Klein versteht die objektive Entwicklung als „widerspruchsvollen Prozeß, der Rückschläge und Verluste nicht ausschließt, gleichzeitig aber durch einen ständigen Erfahrungs- und Erkenntnisgewinn vorangetrieben wird“. Von daher ergibt sich das Konzept der Darstellung: „Das im allgemeinen ziemlich streng gehandhabte historisch-chronologische Prinzip der Textanordnung ist an einigen Stellen zugunsten zusammenhängender Themenkreise unterbrochen worden, innerhalb deren allerdings wieder nach den Entstehungs- bzw. Erstveröffentlichungsdaten vorgegangen wird. Ein solches Vorgehen bietet die beste Möglichkeit, die Synchronität der einzelnen Standpunkte rasch zu überblicken und vor allem Denkresultate als Momente von Denkprozessen zu begreifen, deren Ansätze entweder weiterentwickelt oder verworfen, in eine neue Richtung gelenkt oder auch einfach wieder fallengelassen werden. Außerdem soll durch diese Anordnung ein Gegengewicht zu der oft geübten Praxis geschaffen werden, Aussagen aus ihrem Kontext herauszulösen, sie zu verabsolutieren und sie so oder so für vorgefaßte Meinungen zu reklamieren.“ (I, Seite 13 f)

Damit wird ein Aspekt hervorgehoben, der uns deshalb besonders beschäftigen muß, weil bislang in hiesigen Darstellungen eben dieses Herauslösen der Diskussionsbeiträge aus dem Kontext gang und gäbe ist, das Reklamieren einzelner verabsolutierter Aussagen für vorgefaßte Meinungen den Ton angibt, bis dahin, wo schließlich die ganze Traditionslinie der sozialistischen deutschen Literatur zerrissen scheint in eine Abfolge von Mißtönen, von Rausschmissen und Wegschmissen. Unter dem Titel „Marxistische Literaturtheorie“ wollte Helga Gallas – so jedenfalls der Klappentext – die Auseinandersetzungen innerhalb und außerhalb des BPRS und der Russischen Assoziation Proletarischer Schriftsteller „rekonstruieren“. Dabei kommt indes bei ihr keine Entwicklung in gemeinsamer Sache heraus, es besteht alles aus Gruppen und Gegengruppen, jedes Papier wird zur Plattform, und noch dort, wo sie eine entschiedene Klarstellung der KPD gegen „Absägegumkel“ mitteilt, „darf“ sie daraus – vielleicht aus den Nollau-„Quellen“ schöpfend? – auf Unterwerfung und Zu-Kreuze-Krieche rückschließen. So geht schon vom Ansatz her das Wichtigste, das historische Wahre und zugleich Beispielhafte unter: daß da Künstler sehr verschiedener sozialer Herkunft, ganz unterschiedlicher Erfahrung, durchaus gegensätzlicher poetischer Individualkonzeption sich um die Mitte der zwanziger Jahre etwas unerhört Neues vornehmen, von dem sie begreifen, daß sie es nicht in der bisherigen Isolierung, sondern nur miteinander einlösen können – sozialistisch schreiben.

Selbst zu einer Zeit, da die Werke längst nationalen Rang und weltliterarische Größe erreicht haben, ist es immer noch notwendig, die merkwürdigsten Vorstellungen darüber zu korrigieren, was das eigentlich meint – realistisch, zeitnah, sozialistisch schreiben. Friedrich Wolf sagt dazu, rückschauend auf ein Vierteljahrhundert sozialistischer Schreiberfahrung: „Sie müssen sich das nun nicht so vorstellen, daß der zeitnahe Schriftsteller ein Plakat sieht, daß er seine ganze Auffassung als Plakat erkennt und sich nun mit dem Kopf etwas Zurechtgelegtes ausdenkt und gewissermaßen umsetzt.“ Und noch etwas stellt

er richtig: „Viele denken; ihr müßt erst das Parteibuch in der Tasche haben, oder ihr müßt eine bestimmte politische Anschauung haben, erst dann schreibt ihr. Nein, so ist es nicht. Als wir aus dem ersten Weltkrieg herauskamen, haben wir uns unsere Anschauung schwer erkämpfen müssen. Wir sind durchaus nicht als reine Politiker herausgegangen. Wir kamen in den Expressionismus aus der O-Mensch-Lyrik heraus. Unsere Stimmung war rein pazifistisch, und wir glaubten daran. Wir haben dann im bitteren eigenen Leben sowohl in den Siedlungen bei Worpsswede wie bei Hamburg erkannt, daß es nicht mit einem wahrhaft anarchistischen 'O-Mensch und O-Seele' geht, sondern daß man bewußt kämpfen muß, daß man mit einer Einsicht kämpfen muß, allerdings auch mit heißem Herzen.“ (III, Seite 569)

Hier wird deutlich, daß die Wurzeln der Tradition weiter zurückreichen als zum Jahr 1926, dem Beginn der Darstellung. Warum also gerade dieser Anfang? Weil sich, etwas vereinfacht, von diesem Zeitpunkt an der Beginn organisierter Arbeit datieren läßt: „Aus einer Literatur einzelner Genossen ist eine Literaturbewegung geworden“ (Johannes R. Becher). Der „geniale Akt“ ist ein schlechter Witz. Da entspringt keine ausgewachsene Göttin der Weisheit dem Haupte eines Göttervaters. Da kommen vielmehr nach zahlreichen, zum Teil qualitativ sehr hochwertigen Leistungen der Antikriegs- und Revolutionsliteratur Autoren in dem Versuch aufeinander zu, ein organisiertes Wachstum der sozialistischen Literatur einzuleiten, samt allem, was dazu an Positions- und Funktionsbestimmungen erst zu entdecken ist. Diese Bewegung wird zu keinem Zeitpunkt vollständig von einem organisatorischen Rahmen erfaßt, auch nicht nach der Gründung des BPRS oder gar später im Exil. Daß dieser tatsächliche geschichtliche Verlauf ohne Abstriche in die Dokumentation eingeht, macht eine ihrer starken Seiten aus; sie spricht auch im nachhinein keiner Seite ein „Monopol“ zu und kommt gerade so zur Darstellung der sozialistischen Literaturtradition in ihrer ganzen Breite und Tiefe. Nochmals Alfred Klein: „Es wurde angestrebt, innerhalb des thematischen und zeitlichen Rahmens der Dokumentation möglichst alle Tendenzen und Standpunkte in angemessenen Proportionen darzubieten. Die einheitliche weltanschaulich-politische Einstellung der in der deutschen sozialistischen Literaturbewegung wirkenden Schriftsteller wird dabei als Bedingung für die Vielfalt ihrer künstlerischen Konzeptionen aufgefaßt, die von ihnen je nach der Situation direkt oder indirekt geführte Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen als eine der Voraussetzungen für ihre kollektive Wirksamkeit. Die Meinungen divergieren zuweilen so stark, daß sie sich mitunter sogar auszuschließen scheinen. Doch gerade die auf der Suche nach den besten Lösungen für die gemeinsame Sache auftretenden Widersprüche gehören zu den wesentlichen Schubkräften der Entwicklung. Im Kontext, aber auch in der Konfrontation mit anderen Beiträgen erweist sich die Dialektik von Ensembleleistung und individueller Sicht, persönlichem Standpunkt und kollektiver Übereinkunft. Es geht somit weder an, die tatsächlich vorhandenen Gegensätze im Namen einer gründlich mißverstandenen Kollektivität zu nivellieren, noch geht es an, sie als unaufhebbare Antagonismen hinzustellen, die jede kollektive Meinungsbildung ausschließen.“ (I, Seite 8)

Hätte man es, wenn die Verhältnisse schon so waren, dann nicht überhaupt bei

der Übereinstimmung im revolutionären Ziel und im übrigen bei schönem künstlerischen Wildwuchs belassen sollen, war Organisiertheit überhaupt nötig? Der eine Grund, der zu mehr Gemeinsamkeit, schließlich zur Organisation drängte, war der denkbar massive Druck, den die Haltung der etablierten Verleger, dazu die staatliche Zensur, polizeiliche Verbote und Hochverratsprozesse auf die Autoren ausübten und dem sie als Einzelne gar nicht mehr gewachsen sein konnten. Zum ändern wirkte ein positives Motiv, das starke innere Bedürfnis nach Meinungs-austausch, Beseitigung von Mißverständnissen, Verständigung über das seit Mitte der zwanziger Jahre zentrale Thema: bürgerliche oder proletarisch-revolutionäre Kunst. So kam es nach vorübergehender Tätigkeit der Berliner „Gruppe 1925“ und der ebenfalls auf die Hauptstadt beschränkten „Arbeitsgemeinschaft kommunistischer Schriftsteller“ schließlich zum Zusammenschluß im BPRS, wie Johannes R. Becher am Gründungstag hoffte: „Ein Ereignis in der Geschichte der Arbeiterbewegung“. Er hat damit recht behalten, und mehr als das. Denn was sich hier zur praktischen und theoretischen Formierung von sozialistischer Literatur zusammenfand, erwies sich in den Kämpfen der folgenden Jahre gegen die heraufkommende braune Gefahr und dann gegen den staatlich etablierten faschistischen Terrorismus als jener Kern, der den Fortbestand einer humanistischen Nationalliteratur sicherte, das Zusammenwirken ihrer Autoren in der Volksfront bewirkte. Dann kam der Krieg, mit ihm wiederum die erneute Notwendigkeit der Flucht für viele und des Suchens für alle, wie es unter diesen noch schwierigeren Bedingungen möglich sein könnte, auf ihre Landsleute einzuwirken und in den Ländern des Exils für die antifaschistische Sache tätig zu sein. Über die Kontinente verstreut, begannen deutsche Schriftsteller im festen Vertrauen auf den Sieg der Sowjetunion und der Antihitlerkoalition noch inmitten des Waffenlärms darüber nachzudenken, was sie zu leisten haben würden nach der Niederlage des Faschismus, für den so unendlich schwierigen Prozeß der inneren Befreiung unseres Volkes vom Naziungeist, und das zurück bis zu seinen Quellen und Ursachen; denn nicht ein bloßer Wiederaufbau sollte stattfinden, sondern ein Neubau auf tragfähigen, dauerhaften antifaschistischen und demokratischen Fundamenten.

Von der Bilanz unserer Verluste hier war die Rede, die Restauration erstickte die Chance eines solchen Neubeginns. Anders in der SBZ. Dort gelang die Zusammenführung derer, die im Dritten Reich die Hände sauber gehalten hatten und der anderen, die bereit waren umzulernen, mit dem Hauptstrom der deutschen Literatur, der sich während der Jahre des Exils über den Erdball gezogen hatte, ohne zu verebben und ohne den Impuls von der Heimat zu verlieren.

Inzwischen ist es hier bei einigen Leuten Mode geworden, bei dieser Entwicklung auch noch ein Haar in der Suppe zu finden, die kulturpolitischen Konsequenzen aus den Erfahrungen der Volksfront als Preisgabe proletarischer Positionen nach 1945 in der damaligen SBZ zu bedauern; manchem war da zuviel von Nation und Humanismus, zuviel von Antifaschismus und Demokratie die Rede; Wolfgang Emmerich führt seinen Problemerkatalog bis zur Frage: „Konnte oder durfte man sich durchs gelungene Kunstschöne – eine Oper von Mozart, ein Drama von Schiller, ein Gedicht von Goethe – über die



reale Barbarei des Nationalsozialismus ästhetisch hinwegtrösten?“ (Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart 1979, Seite 352) Man hat sich nicht hinweggetröstet über die Barbarei, sondern sie bekämpft. Es hat dabei, wie denn anders in einer so unerhörten Situation und vor so einer unerhörten Aufgabe, gewiß Schwächen und Einseitigkeiten gegeben, vor allem in der Theorie von Lukács, und – neben Großartigem – auch falsche Töne in einigen Gedichten von Becher. Dazu gehört aber sicher nicht die Absicht und dann auch die Praxis, sich in der Auseinandersetzung mit unserer katastrophalen Vergangenheit nicht nur an die Arbeiter, sondern an das ganze Volk zu wenden: „Man muß unbedingt die Mehrheit des deutschen Volkes davon überzeugen, daß sie nicht gegen Hitler sind, weil er den Krieg verloren hat, sondern daß sie gegen Hitler sind, weil er den Verkörperer einer reaktionären imperialistischen Lösung der deutschen Frage darstellt.“ (Johannes R. Becher, geschrieben 1944, III, Seite 280)

Die antiimperialistische Lösung, die damals in der SBZ unter aktiver Teilnahme der Schriftsteller begann, fing an mit der Enteignung des Flickkonzerns und anderer Kriegsverbrecher, mit der Übernahme des Lands der Junker in der Bodenreform, mit der Entfernung des Naziungeists und seiner Träger aus Schulen und Hochschulen, und auch mit einer solchen Ordnung im Verlagswesen, in Funk, Film und Theater, daß zum erstenmal die Werke der Autoren aus dem Bund Proletarischer Schriftsteller und ihrer Kampfgefährten aus Widerstand und Exil zum Kern der sich nun herausbildenden herrschenden Kultur im Osten Deutschlands werden konnten. Das ging so wenig ohne Klassenkampf und so wenig ohne Konflikte in den eigenen Reihen wie eh und je. Hatte man sich anfangs darüber gestritten, ob das Bürgermädchen Anna Seghers überhaupt mehr als eine Verbündete sein könnte, und später, ob Bertolt Brecht zu den Realisten gehörte, so verstärkten sich jetzt die Auseinandersetzungen um den Formalismus – allerdings mit dem Unterschied, daß Anna Seghers nun nicht bloß mit einem Brief aus der Ferne und Bertolt Brecht schon mit dem ganzen Gewicht seiner neugewonnenen Berliner Theaterpraxis in die Debatte um die Positionen von Lukács und Shdanow eingreifen konnten. Ist es aber nicht doch so, daß die große Nähe zur revolutionären Arbeiterbewegung mit ihrer wissenschaftlichen Grundorientierung, ihrer notwendigen Disziplin, ihrer Forderung nach Parteilichkeit der Poesie Abbruch tut, ja tun muß? Die Arbeiterbewegung mit ihrer vom Klassenkampf geforderten „asketischen Kampfmoral“, meint Gert Mattenklott, käme gar nicht umhin, „das Romantische – in seiner Nähe zum Schwelgerischen, Sensuellen – verdächtig zu machen“ (*Das Argument* 123, Seite 660). Soweit die Zitat-Beweise über Lukács hinausgehen, überzeugen sie nicht. Andere Erfahrungen, gerade mit der slavischen Romantik, aber nicht nur dort, fehlen. Die aber gibt es, und wir möchten unsere Wissenschaft nicht zurückbringen lassen hinter das, was Lenin über die Bedeutung des Traumes gesagt, was Anna Seghers in ihrer Rede auf dem Pariser Schriftstellerkongreß schon gegen ein undifferenziertes Abschreiben der deutschen Romantik einwendete – eine in Forschung und Dichtung der DDR inzwischen längst sehr folgenreiche und fruchtbare Position! – und was an gleicher Stelle Ernst Bloch in seinem Beitrag über „Dichtung und sozialistische Gegenstände“ ausführte. Er wendet sich zunächst gegen die

Vorstellung, als verlangte die Revolution das Opfer der Phantasie, wie die Dunkelmänner das Opfer des Intellekts, um dann zu verdeutlichen: „Nüchternheit und Wissen . . . sind das Salz der guten Träume; ertragen diese das Wissen nicht, so waren sie Selbsttäuschung oder schwindelhaft. Marxistischer Begriff führt von privaten oder heimatlosen Wunderlichkeiten fort, doch er entzieht nicht das in Wahrheit, gerade in der *Wahrheit* poetische Korrelat, welches Marx einmal den ‘Traum von einer Sache’ in den Dingen genannt hat“ (I, Seite 886). Auch das andere Marx-Wort bietet sich an, wenn proletarische Kampfmoral so sehr von ihrem Ziel getrennt wird, daß sie asketisch, gar antisensuell erscheint, wo doch ihr Ziel „der reiche Mensch“ ist, „der einer Totalität der menschlichen Lebensäußerung bedürftige Mensch“. Wieso soll das vorbeigehen an „Wahrnehmung und Anerkennung der ungebärdigen Lebenskräfte von Sexualität und Tod, Zeugung und Zerstörung“ (aaO, Seite 661)? Und wieso soll die Arbeiterbewegung diese Bereiche rechts oder auch links liegen lassen, wieso soll vor allem ihre Literatur sich nicht darum kümmern, daß Menschen, die nach antikapitalistischen alternativen Lebensformen suchen, samt „Wildnis, Sprung und Reise“, ihre Wünsche, ihre Sehnsüchte einzuordnen vermögen in den Geschichtsprozeß vom Menschen als Natur- und Gesellschaftswesen und damit schließlich in gemeinsames revolutionäres Handeln?

„Chaos“, „Katastrophe“ – damit ist von ihren Verursachern schon so viel Schindluder getrieben worden, daß wir unbedingt, und das gerade auch mit Hilfe unserer Literatur, dort weitermachen müssen, wo Bertolt Brecht erste Erfolge feststellen konnte: beim Hineintragen des Sozialismus in die arbeitende Bevölkerung unseres Landes, damit es endlich auch bei uns hier gegen drohendes Chaos und drohende Katastrophen möglichst bald mehr gibt „vom wissenschaftlichen Geist in der Tiefe, bei der neuen Klasse der Arbeiter, deren Lebenselement die große Produktion ist. Die großen Katastrophen werden von dort als Unternehmungen der Herrschenden gesichtet“ (III, Seite 682). Und weiter, damit das keinesfalls als Unterordnung der Kunst unter die Wissenschaft mißverstanden werden kann: „Es treffen sich aber Wissenschaft und Kunst darin, daß beide das Leben der Menschen zu erleichtern da sind, die eine beschäftigt mit ihrem Unterhalt, die andere mit ihrer Unterhaltung. In dem Zeitalter, das kommt, wird die Kunst die Unterhaltung aus der neuen Produktivität schöpfen, welche unseren Unterhalt so sehr verbessern kann und welche selber, wenn einmal ungehindert, die größte aller Vergnügungen sein könnte.“

## H. Gustav Klaus Vom künstlerischen Aufbäumen des Proletariats

Zu Mary Ashrafs Buch „Englische Arbeiterliteratur vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg“

Während hierzulande die „Kritik der bürgerlichen Wissenschaft“, wie es seinerzeit hieß, entscheidende Impulse aus der Studentenbewegung empfing, speiste sich, was es in Großbritannien heute an kritischer und marxistischer Wissenschaft von Rang gibt, aus anderen Quellen: im Fach Geschichte aus der bis zum Aderlaß 1956 ungemein produktiven *Historians Group* der Kommunistischen Partei, in der Kulturtheorie und Ideologieforschung aus der *New Left*. Stand in der Bundesrepublik von Anfang an die Germanistik im Zentrum der Auseinandersetzungen, so zeigte sich die britische Anglistik bis zu Beginn der siebziger Jahre gewappnet gegenüber jeglichen marxistischen Anwendungen. Zwar hat es einzelne Marxisten unter den britischen Anglisten gegeben, aber sie blieben isoliert, marginal und in untergeordneten Positionen. Ihr Interesse galt zudem eher den fortschrittlichen Positionen im bürgerlich-aristokratischen Literaturerbe.

Eine folgenreiche Durchleuchtung der Studienpläne, Lehrinhalte und Forschungsschwerpunkte fand so nicht statt. Überhaupt ist der Syllabus an den Englischen Seminaren in der Regel derart festgeschrieben, daß ein etwaiges Interesse an den alternativen Traditionssträngen sich nicht in Seminaren und Vorlesungen niederschlagen kann, sondern zur Privatangelegenheit des einzelnen wird. Fatal an dieser Sachlage ist, daß die Verlage nur die Werke auflegen, die ständig zu dem im übrigen immensen Lektüreprogramm eines Anglistikstudiums gehören. England hat auch keine DDR zur Seite, wo die Pflege der proletarischen Literaturtradition systematisch angegangen und das heißt auch: Ausgaben von Klassikern der Arbeiter- und sozialistischen Literatur herausgebracht werden. Dafür eine Illustration: die einzige Sammlung chartistischer Literatur, die in 140 Jahren je in Umlauf gebracht wurde, erschien – in Moskau (1956). Ein beträchtliches Kontingent dieses rotbraunen Lederbandes lag ein Jahrzehnt lang in den englischen kommunistischen Buchhandlungen auf Halde, bevor er unter den linken Anglistikstudenten aus der Bundesrepublik, die auf der Suche nach alternativen Literaturtraditionen waren, reißenden Absatz fand.

Dies sind einige der Gründe, weshalb das vorliegende Buch nicht aus der britischen Anglistik zu uns kommt. Die Verfasserin ist seit langem in der DDR ansässig und dort im Verlagswesen tätig. Ihren Bemühungen um unterschlagene Literaturtraditionen verdanken wir schon die schöne Anthologie „*Political Verse and Song from Britain and Ireland*“ (1975). Einige der hier nun vorgelegten Betrachtungen hat sie vor geraumer Zeit der inzwischen aus rätselhaften Gründen aufgelösten Forschungsgruppe zur britischen Arbeiterliteratur an der Humboldt-Universität in Berlin vorgetragen. Seitdem wußten Eingeweihte von der Existenz eines umfangreichen Manuskripts mit dem Titel „*Notes on the Sources of Working-Class Literature in Britain*“. Gegenüber Frank Trommlers „*Sozialistische Literatur in Deutschland*“ (1976)

bietet Mary Ashrafs Buch, genauso voluminös und doch auf einen engeren Zeitraum konzentriert, zugleich mehr und weniger. Es ist englisches Understatement, wenn die Autorin ihr Unternehmen als eine „bescheidene Sammlung von Betrachtungen und Beispielen“ (8) bezeichnet, die „nur einige Probleme der Methode und Interpretation verdeutlichen können“ (12). Denn was hier an Kenntnissen und, darauf fußend, an Problembewußtsein über die britische Arbeiterliteratur ausgebreitet wird, dürfte einmalig auf der Welt sein. (Ich nehme die mir nicht zugängliche sowjetische Literaturgeschichtsschreibung aus, der Ashraf gelegentlich Tribut zollt.) Die Publikation bedeutet nichts Geringeres als einen Wendepunkt in der Forschungsgeschichte zur älteren britischen Arbeiterliteratur; sie setzt Maßstäbe, an der künftige Untersuchungen zum Thema gemessen werden, enthält Anregungen für weitere Forschungen und wird noch auf Jahrzehnte hinaus als Fundgrube von Informationen dienen. Es ist die Summe einer lebenslangen aufopfernden Beschäftigung mit einem Erbe, das von der Anglistik ignoriert, vernachlässigt, belächelt wurde. Dennoch ist es in anderer Hinsicht auch weniger, was hier geboten wird. Verzichtet wird auf eine systematische, klar gegliederte und Vollständigkeit anstrebende Darstellung. Wir haben es in der Tat eher mit „Notes“, Betrachtungen, Notizen zu verschiedenen Aspekten der Arbeiterliteratur als mit einem historischen Abriss zu tun. Aber sogar innerhalb der einzelnen Kapitel fehlt es, vielleicht bedingt durch das enzyklopädische, zu Querverweisen verleitende Wissen der Verfasserin, nicht selten an Durchstrukturierung. Und dies zusammen mit dem schieren Umfang erschwert die Aufgabe, die Grundlinien des Buchs zu referieren. Am sinnvollsten dürfte sich erweisen, anhand der vierzig Seiten langen Einleitung die Koordinaten herauszuarbeiten, in deren Bahnen die sich daran anschließende Darstellung verläuft. Diese Koordinaten sind terminologischer (1), thematischer (2), periodisierender (3), methodischer (4), soziologischer Natur (5).

(1) *Terminologie*: Um die Nomenklatur des Gegenstands hat es ja in der Germanistik eine lange Diskussion gegeben. Ashraf benutzt, wie der Titel andeutet, den Begriff „Arbeiterliteratur“. Gegenüber den konkurrierenden Bezeichnungen „proletarische“ und „sozialistische Literatur“ hat diese Wahl zweifellos den Vorzug der Weite und Offenheit. Und auf einen großzügig angelegten Maßstab kommt es bei einem Werk, das die allmähliche, diskontinuierliche, fragmentarische Herausbildung dieser Literatur rekonstruiert, an. „*Proletarische Lebensläufe*“ (1974/75) betitelt Wolfgang Emmerich seine Anthologie von Arbeitererinnerungen aus zwei Jahrhunderten, aber da mögen auch publikationsstrategische Erwägungen mitgespielt haben. Der Begriff suggeriert ein Klassenbewußtsein und Militanzpotential, das im Untersuchungszeitraum zwangsläufig nur punktuell anzutreffen ist. „Sozialistisch“ wiederum signalisiert eine ideologisch-perspektivische Ausrichtung, die ebenfalls nur in einem Bruchteil des ausgebreiteten Materials vorfindlich ist. Andererseits geht die Offenheit des Konzepts „Arbeiterliteratur“ zu Lasten der weltanschaulichen Positionsbestimmung, die vor allem mit der Spaltung der Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert zunehmende Bedeutung erlangt und sicherlich nicht um einen Rückgriff auf den Begriff „sozialistisch“ herumkommen dürfte.

Zur Erörterung der Terminologie gehört nicht allein der erste Teil des Kompositums Arbeiterliteratur. Auch der weite Literaturbegriff, dessen sich die Verfasserin bedient, bedarf der Hervorhebung. Wie schon das 1974 veröffentlichte Werk von Martha Vicinus, „The Industrial Muse“ belegt das vorliegende Buch die erstaunliche Vielfalt der britischen Arbeiterliteratur im 19. Jahrhundert. Große Gattungen wie das epische Gedicht, die Verserzählung, der Roman und die Autobiographie sind ebenso vertreten wie kleinere Formen: Skizzen, Erzählungen, Reportagen, Essays, veröffentlichte Reden und Briefe aus dem Gefängnis. Auch Arbeiterkorrespondenzen könnte man darüber hinaus noch anführen, die, soweit erkennbar, erstmals Ernest Jones 1851/52 in seiner Zeitschrift „Notes to the People“ als regelmäßige Kolumne, „Trades' Grievances“ (soviel wie: Mißstände in den Gewerben), eingeführt hat.

(2) Für die *Thematik* ergibt sich aus dem Gesagten: „Die Arbeiterklasse steht im Mittelpunkt der Darstellung, entweder als unmittelbarer Gegenstand oder vermittelt durch die Haltung des Schiftstellers.“ (27) Es folgt jedoch – zumindest für die vorliegende Periode – nicht daraus, daß das explizit Politische Primat der Arbeiterliteratur sei oder die Arbeitswelt im Zentrum zu stehen hätte, eher schon Arbeiterleben und -lebensweise im weitesten Sinn. Doch hat es zu allen Zeiten auch Arbeiter und Arbeiterinnen gegeben, die „universelle“ Themen (Liebe, Tod usw.) aufgegriffen haben; und auch diese Werke rechnet Ashraf, sofern sie eine eigenständige, von der bürgerlichen Kultur nicht repräsentierte Auffassung enthüllen, zur Arbeiterliteratur.

In den Naturgedichten von Clare und Petrie beispielsweise begegnen wir nicht der romantischen Auffassung von der Natur als einem Sinnbild für den Pantheismus (Wordsworth) oder dem inspirierenden Vorbild für die künstlerische Schöpfung (Coleridge), sondern sie wird hier als der große materielle Spender angesehen, als ein Bereich, in dem universale Gleichheit und Unparteilichkeit waltet – im Gegensatz zu den Gesetzen der vorfindlichen Gesellschaft.

(3) *Periodisierung*: Obwohl die Verfasserin betont, daß jedes Jahrzehnt einen Beitrag zur Arbeiterliteratur geliefert hat, unterscheidet sie doch fünf Zeitabschnitte, in denen sich ein deutlicher Aufschwung vollzieht:

a) Die Periode des Handwerkerradikalismus zur Zeit und unter dem Einfluß der Französischen Revolution (1790–1800). Sie ist mehr durch das Einbringen neuer Themenstellungen und politischer Ideen in die vorgefundenen Genres gekennzeichnet als durch deren Umfunktionierung oder die Entwicklung eigener Formen. Besonders populär sind die politische Ballade, die radikale Satire und der utopische Roman.

b) Die Jahre der Agitation für eine Reform des undemokratischen Wahlrechts (1816–1820). Weiterhin stellen Autodidakten die Vorhut, aber die Bildungsbestrebungen der Arbeiter und Arbeiterinnen nehmen sichtlich größere Ausmaße an; die radikale Presse wird, obwohl noch immer von der Stempelsteuer geknebelt, frecher; Schmähedichte und -schriften sind an der Tagesordnung.

c) Die Herausbildung einer genuinen Arbeiterbewegung utopisch-sozialistischer und chartistischer Prägung (1830–1849). In diesen beiden Jahrzehnten vollzieht sich der eigentliche Durchbruch: der Kampf um die Pressefreiheit

wird gewonnen, die Literatur nicht nur reichhaltiger (Vielfalt von Genres), sondern auch selbstbewußter. Letzteres gipfelt in dem Bestreben der Chartisten, eine literarische Gegenöffentlichkeit aufzuziehen.

d) Die Phase von der Wiederbelebung des Sozialismus in den 1880er Jahren (Gründung verschiedener sozialistischer Gruppierungen) über die Konsolidierung der neuen Gewerkschaftsbewegung (Ungelernte, Frauen) bis zur Streikwelle vor dem ersten Weltkrieg, Die sozialistische Presse blüht auf, eine beträchtliche Zahl von Intellektuellen ergreift Partei, politisch wie literarisch. Autobiographien und Romane erscheinen in größerer Zahl, die Kritik fällt indessen fast hinter den Chartismus zurück.

e) Die Auswirkungen der Oktoberrevolution, die Entwicklung einer revolutionären Perspektive, das Anwachsen der internationalen Solidarität (1919–1952).

Der letzte Zeitabschnitt wird von Ashraf nur noch schematisch umrissen, da er nicht Gegenstand ihres Buchs ist. Deswegen will ich auf die mir unplausibel erscheinende Markierung 1952 nicht näher eingehen, sondern nur den für das Jahr 1917 konstatierten Einschnitt problematisieren, zumal er als Trennungslinie zwischen dem, was hier „ältere Literatur der Arbeiterklasse“ genannt wird, und der modernen Arbeiterliteratur figuriert. Ashraf orientiert sich dabei an einem Fixpunkt, der den Arbeiten von Alfred Klein für die deutsche sozialistische Literatur und anderer osteuropäischer Wissenschaftler für deren Nationalliteraturen zugrundeliegt, dessen Relevanz für die britischen Verhältnisse jedoch nie nachgewiesen wurde. In dem Sammelband „Internationale Literatur des sozialistischen Realismus 1917–1945“ (1978) bleibt Großbritannien schlicht ausgespart, und diese Lücke dürfte nicht auf Zufall beruhen, nicht einfach eine Frage fehlender Bearbeitung des Gegenstands, sondern vielmehr des fehlenden Belegmaterials sein, das die These von einem qualitativen Umschlag stützen würde. Soweit ich sehe, zeichnet sich weder quantitativ noch qualitativ zu Beginn der Zwanziger Jahre in der britischen Arbeiterliteratur eine Wende ab. Mitte des Jahrzehnts findet sich sogar eine ausgesprochene Flaute. Erst gegen Ende der Dekade formiert sich das Arbeitertheater (Workers' Theatre Movement), werden wieder eine Reihe sozialistischer Romane vorgelegt (von Fox, Heslop, Wilkinson, Ashleigh), finden MacDiarmid in der Lyrik und O'Casey (erneut) im Drama zu einer Annäherung an die Arbeiterklasse, erlangt die sich marxistisch verstehende Literaturkritik einen gewissen Reifegrad in den Spalten des *Sunday Worker*. Der ganz große Durchbruch läßt jedoch noch weitere Jahre auf sich warten, er erfolgt erst Mitte der Dreißiger Jahre, wobei jedoch die von der Sowjetunion ausgehenden Impulse nur ein Element innerhalb eines Ensembles von Einflüssen ausmachen.

Es stellt sich somit die Frage, ob die Zeit von 1914 bis 1927 oder gar bis 1933 nicht eher zu den Interimperioden zu rechnen ist, die selbstverständlich auch ihren Beitrag zum Prozeß der Arbeiterliteratur geliefert haben, aber nicht durch einen besonders reichhaltigen Fundus derselben gekennzeichnet ist. Umgekehrt könnte man fragen, ob der Einschnitt zwischen der älteren und der neuen Arbeiterliteratur nicht früher als 1917 oder 1914 anzusetzen ist, ob die neue Literatur, etwa im Bereich des Romans nicht schon mit Tressell, Carnie,

Kennedy, MacGill, und Hay beginnt, die in den Jahren 1906 bis 1914 schreiben bzw. veröffentlichen.

(4) *Methode*: Sehr klar und einleuchtend umreißt Ashraf die Stellung der Arbeiterliteratur innerhalb des Gefüges der gesamt-kulturellen Formation. „Literatur der Arbeiterklasse (ist) zwar kein autonomes Element der gesamten nationalen Kultur, aber auch kein bloßes Anhängsel . . . sie (nimmt) auch keineswegs einen völlig parallel verlaufenden Entwicklungsweg.“ (25) Arbeiterliteratur entsteht und fungiert also innerhalb der dominanten kulturellen Formation und geht dennoch ideologisch nicht in ihr auf. Sie existiert im Widerspruch zu ihr, und reibt sich an ihr, fordert sie heraus, erringt sich Positionen und verliert sie wieder. Methodisch folgt daraus: „Eine isolierte Betrachtungsweise der Literatur der Arbeiterklasse ist daher nicht zu akzeptieren“ (26), ergo die Bedeutung synchron angelegter Studien. An den Kritiker freilich werden damit hohe Anforderungen gestellt: Kompetenz wird von ihm nicht nur auf seinem Spezialgebiet erwartet, er soll auch die Entwicklungstendenzen der „ersten“ Kultur und Literatur kennen. Die Verfasserin selbst meistert diese Schwierigkeiten souverän. Tatsächlich wird in ihrer Arbeit der Gang der bürgerlich-aristokratischen Literaturtradition ständig mitreflektiert, etwaige Einflüsse auf Arbeiterschriftsteller (oder bewußt oppositionelle Einstellungen von deren Seiten) aufgespürt.

Einer anderen selbst gestellten methodologischen Forderung wird sie hingegen nicht im gleichen Maß gerecht. Die Integration von Literaturwissenschaft und Gesellschaftsgeschichte wird nicht voll eingelöst. Neuere Untersuchungen auf diesem Gebiet werden gar nicht zur Kenntnis genommen, wie überhaupt die Verfasserin im Grunde noch der älteren Organisationsgeschichtsschreibung anzuhängen scheint, wohingegen gerade die marxistischen Historiker Großbritanniens längst den Schritt von der Sozial- zur Gesellschaftsgeschichte, vom Studium der Arbeiterbewegung zur Lage der gesamten Klasse, von den nationalen Zentren zu den regionalen „Besonderheiten“ – die vielfach gar keine sind – vollzogen haben.

(5) *Soziologie*: „Wenn wir die Literatur auch nicht auf der Grundlage der klassenmäßigen Herkunft des Schriftstellers bestimmen, seines Status oder Berufs, so bleiben die Kriterien doch soziologischer und nicht allein ideologischer Natur.“ (36) Dieser Satz enthält zwei grundlegende Bestimmungen, die die Darstellung ausführlich illustriert. Zunächst die Tatsache, daß die Arbeiterklasse keine ein für allemal festliegende Struktur aufweist, sondern „eine Art Sammelbecken (ist), das ständig andere soziale Elemente auffängt“ (32). Dementsprechend wandelt sich auch der Charakter der Arbeiterliteratur: Sie konkretisiert sich in einer Phase der Entstehung des modernen Proletariats als Dichtung von Landarbeitern und Handwerkern, in einer anderen als das Schrifttum einer sozialen und politischen Massenbewegung mit verschiedenen Tendenzen (chartistische Autoren), in einer weiteren Phase wiederum als Industrie- und Betriebsarbeiterliteratur. Die Liste könnte fortgesetzt werden. Das angeführte Zitat macht andererseits unmißverständlich klar, daß Arbeiterliteratur nicht auf die literarischen Äußerungen von Angehörigen der Klasse selbst beschränkt ist. Auch Werke von Autoren aristokratischer oder bürgerlicher Herkunft, die die Sache der Arbeiterklasse zu ihrer eigenen machten, sich

bemühten, deren Standpunkt und Sichtweise zum Ausdruck zu bringen, fallen unter die Quellen der Arbeiterliteratur. Solche Schriftsteller und Schriftstellerinnen hat es während des ganzen 19. Jahrhunderts gegeben, während der Wahlrechtskampagne (William Cobbett), im Chartismus (Ernest Jones), in den achtziger Jahren (Margaret Harkness).

Dieser programmatischen Erklärung zum Trotz zeigt sich allerdings in den Einzelstudien gelegentlich ein Gefälle in der Einschätzung von proletarischen und intellektuellen Autoren. Erstere werden häufig schonender behandelt, ihrem politischen „Quietismus“ oder Aufsteigertum Verständnis entgegengebracht (besonders Thomas Wright), wohingegen bei den Vertretern der Intelligenz ein Gesinnungswandel oder eine Inkonsequenz absolut unnachlässig geahndet wird. Am schlimmsten ergeht es, neben William Morris, Eliza Lynn Linton, deren Roman „The True History of Joshua Davidson, Christian and Communist“ (1872) Ashraf im Bunde sieht „mit der äußersten Reaktion und der seit Niederschlagung der Pariser Kommune anhaltenden Verleumdungskampagne“ (875). Dieses Werk um einen Tischlergesellen, der in London Mitglied der Ersten Internationale wird, bei der Proklamation der Kommune nach Paris eilt, dem Massaker entgeht, aber bei seiner Rückkehr nach England während eines Vortrags über den „kommunistischen Gehalt“ der christlichen Lehre von einer durch einen Geistlichen aufgewiegelten Menge umgebracht wird, hat ein solches Urteil nicht verdient. Worauf immer es sich gründen mag – möglicherweise auf dem ideologischen Zick-Zack-Kurs der streitbaren Autorin –, Inhalt und Tendenz des Romans wird es ebenso wenig gerecht wie es die Tatsache erklären könnte, daß dieses bis 1891 in elf Auflagen vorliegende Werk einige Jahrzehnte lang auch von Arbeitern verschlungen wurde. Popularität in Arbeiterkreisen allein ist zugegeben keine akzeptable Kategorie, aber über die Leseinteressen der Betroffenen, insbesondere wenn es um sozialistisch inspirierte Bücher geht, kann andererseits auch nicht hinweggesehen werden. Der Fall von Morris liegt auf der gleichen Linie. Ich bin nicht sicher, was aus dieser Einstellung spricht: besondere Sympathien für die unter ungleich widrigeren Bedingungen schreibenden Arbeiterinnen und Arbeiter oder eine Neigung zur Romantisierung der Arbeiterklasse? Ziemlich kurz kommen in der Einleitung ideologische Fragen. Eine der meistdiskutierten Fragen der ästhetischen Diskussion des letzten Jahrzehnts wird hier gewissermaßen als geklärt vorausgesetzt. Es ist die Rede von der unterschiedlichen Höhe des Klassenbewußtseins in verschiedenen Perioden und bei verschiedenen Autoren, vom Standpunkt der Arbeiterklasse. Aber wie das Verhältnis der auktorialen Ideologie zur herrschenden Ideologie beschaffen ist, bleibt ebenso unerörtert wie der gesamte Komplex der Ideologie literarischer Formen, Techniken und Schreibweisen. Sicherlich hat die Autorin recht mit ihrer Warnung vor der Annahme, „nur weil der Roman zuerst als ein typisches Produkt der bürgerlichen Kultur auftaucht, muß auch der Arbeiterroman, ein ähnlich abgeleiteter Typ sein“ (33) Wenn man von dieser abstrakten Ebene aber heruntergeht auf die konkreten nach den obwaltenden Konstruktionsprinzipien mancher Romane (Mittelpunktsindividuum, Einfühlungstechnik, allwissender Erzähler) oder der Sprache mancher Gedichte, dann erweist sich die Frage keineswegs als unberechtigt. Ausgediente Erzählmuster und

-konventionen waren z. B. ein entscheidender Grund für das Debakel der von der Kommunistischen Partei in den 1950er Jahren geförderten Arbeiterromane.

Wenn in dieser Besprechung die kritischen Einwände etwas prononciert erscheinen, dann auch deswegen, weil ich schon zweimal auf Rezensionen gestoßen bin, die vor lauter Ehrfurcht vor der Verfasserin in Paraphrasen steckenblieben. Mary Ashraf hat Besseres verdient. Ihr Buch sucht den Diskurs und spart selbst nicht mit Polemik. Es sucht aber noch etwas anderes, Bedeutenderes: beizutragen dazu, daß nach der fälligen Veröffentlichung und Rezeption in den angelsächsischen Ländern endlich einige der verschütteten Primärtexte wieder zugänglich gemacht werden. Bis zu diesem Zeitpunkt sollten auch einige Geburts- und Todesdaten korrigiert werden (Harkness, Greenwood, Maguire, MacGill, Overton, Welsh), die verdienstvollerweise generell dem Namensregister beigegeben worden sind. Leserfreundlich wäre ferner die Aufführung des Erscheinungsjahres bei der erstmaligen Erwähnung eines Werks.

Abschließend ein Wort zur Übersetzung. Angefertigt von einem ganzen Team, liest sie sich dennoch dank einer Gesamtedaktion wie aus einem Guß. Eine Stichprobe stößt jedoch binnen weniger Seiten auf mehrere Lapsi: „labour history“ meint nicht „Labour-Geschichten“ (15) (was an die Labour Party denken läßt), sondern Geschichte der Arbeiterklasse. – Davon, daß „eine umfassende Einschätzung“ von Robert Tressells berühmtem Roman „The Ragged Trousered Philanthropists“ „seitens sowjetischer Wissenschaftler erst gegen Ende der fünfziger Jahre in England zur Kenntnis genommen worden sei“ (19), kann überhaupt keine Rede sein. Gemeint ist vielmehr: erst 1958 sind sowjetische Anglisten auf dieses Werk aufmerksam geworden; in Großbritannien mehr noch als hierzulande nimmt von der sowjetischen Literaturgeschichtsschreibung ohnehin niemand Notiz. – Daß schließlich das „Original“ von J. C. Princes Gedicht „Hours with the Muses“ „in Fontanes deutscher Version (gewann)“ (21), liest sich sogar peinlich ohne Kenntnis irgendwelcher Zusammenhänge.

Werner Preuß  
Kein anderer K.

#### *Anmerkungen zu Kleist-Interpretationen.*

Wenn die Größe eines Dichters danach zu bemessen wäre, wieviel Publikationen über ihn und sein Werk erschienen sind, dann wäre ohne Zweifel Heinrich von Kleist einer der Größten, wenn nicht überhaupt der Größte. Seine künstlerische Produktion, seine didaktischen Belehrungen, sein Lebensstil, seine politischen Ansichten und Absichten und seine ungeheuren Ansprüche an sich und die Gesellschaft fungierten und fungieren offensichtlich als permanente Herausforderung, die allerdings fast ausschließlich nur von Literaturwissenschaftlern, Historikern, Schriftstellern und Künstlern angenommen wurde und wird. Und dies seit mehr als hundert Jahren. Das Ergebnis? Eine nur noch mit Mühe und Fleiß ungefähr zu schätzende Zahl von Betrachtungen, Analysen, Essays, Vor- und Nachworten, Aufsätzen, Skizzen, Biographien und Dissertationen. Nicht zu vergessen die Kleist-Romane, -Filme und -Hörspiele. Auch die Zahl der Adaptionen von Kleist-Werken nimmt zu. Ob dieser Trend anhält? Wir werden sehen.

Was hat nun diese Literaturfülle über Kleist in einer Jahrhundertspanne bewirkt? Was wissen wir heute von ihm? Was ist in unserem Bewußtsein? Was hat die Kleist-Forschung aus dem Wust von Behauptungen, sich widersprechenden Interpretationen, Verdrehungen, absurden Fragestellungen, Verfälschungen und vielfältigem Mißbrauch gefiltert und als Frucht ihres Bemühens anzubieten? Wenig – aber doch Brauchbares und Beachtliches. Ihre Leistung besteht vor allem in etwa einem Dutzend Spezialuntersuchungen zu einzelnen Werken. Mit den Überblicks- und Gesamtdarstellungen, die alle nennenswerten bisherigen Forschungsergebnisse berücksichtigen, sieht es nicht so günstig aus. Aber immerhin: es gibt mindestens zwei Werkausgaben jüngeren Datums – von Siegfried Streller und Helmut Sembdner – (1) und eine auf jede Spekulation verzichtende Biographie von Rudolf Loch (2), die diesem Anspruch genügen und auf die man sich verlassen kann, vor allem auch was die Briefe, ihre Kommentierung und Wertung betrifft.

Wenn auch nicht zu erwarten war, daß durch diese Publikationen die „Unsicherheiten in der Beurteilung Kleists“ aufhören würden, die Walter Victor vor einem Vierteljahrhundert beklagte, als er mit seinem Lesebuch (3) den Versuch einer populärwissenschaftlichen Darstellung wagte, so durfte man doch hoffen, daß unter der Last des wissenschaftlichen Beweismaterials die hartnäckigsten Legenden über und um Kleist zerstört und überhaupt mancherlei Einsichten gefördert würden. Nichts dergleichen, oder doch nicht in spürbarem Maße. Im Jahre 1957 schrieb Heinrich Deiters, ein Wissenschaftler, der sich auch an einer Ausgabe versucht hatte: „Kleists Bedeutung ist heute allgemein anerkannt. In dem Urteil derer, die sich mit unserer Literatur ernsthaft beschäftigen, steht er als ein Ebenbürtiger neben unseren Großen. Aber dieses Urteil, einhellig in der Anerkennung seines Ranges, schwankt

doch in der Deutung seiner Persönlichkeit und seines Gesamtwerkes. Sein Bild steht nicht so klar und fest umrissen vor unseren Augen wie etwa dasjenige Lessings, Goethes, Schillers.“ (4)

Die Rezensionen der Aufführungen von Kleists Dramen einschließlich der Bearbeitungen und Adaptionen auf den Bühnen des In- und Auslandes, die kritischen Einschätzungen der Kleist-Filme, die Konzeptionen der Hörspiele über den Dichter und auch die Art und Weise seiner Auferstehung als literarische Figur in mehr als einem Roman, auch in literarischen Schöpfungen, deren Genre vom Autor nicht näher bezeichnet wird, bescheinigen nachdrücklich die Gültigkeit dessen, was da vor mehr als zwei Jahrzehnten gesagt wurde. Die Literatur über Kleist, vor allem in ihren negativen Auswirkungen, hat offensichtlich mehr vermocht als das authentische künstlerische und publizistische Werk, das sie inspirierte. Oder liegt es am Kleist-Werk selbst, daß es sich – bis auf wenige Ausnahmen – uns nicht so ohne weiteres erschließt, eher verschließt, daß unendliche Anstrengungen nötig sind, es populär zu machen? Heinrich Mann behauptete, daß dies vergebliche Liebesmüh sei: „Warum soll Kleist populär werden?“, fragt er. „Das stimmt zu ihm nicht. Popularität ist an Zeit und Umstände gebunden, was nichts gegen das Verdienst der populären Größen sagt. Außer ihnen aber gibt es noch die unabhängigen, fast auch von der Zeit unabhängigen Kräfte – die nicht sogleich jeden für sich haben. Dafür haben sie in jeder der folgenden Epochen die geistig Aufmerksamsten zu Freunden. Dies bleibt ihnen manchmal länger als den anderen ihr breiter Ruhm“.

Ja, wenn das so ist, wenn Popularität an Zeit und Umstände gebunden ist, dann war Kleist zu seiner Zeit und auch lange danach der unpopulärste und erfolgloseste Dichter, den man sich denken kann. Es wäre ihm schon deshalb zu wünschen gewesen, daß er dafür mit der Freundschaft der geistig Aufmerksamsten in jeder der folgenden Epochen entschädigt worden wäre. Die Tatsachen aber bezeugen das Gegenteil.

Bekanntlich starb Kleist im Jahre 1811. Fünfzig Jahre nach seinem Tode war von einer „Entschädigung“ im Sinne Heinrich Manns noch immer nichts zu spüren. Gab es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so wenig geistig Aufmerksame? Wohl kaum. Die Dinge liegen hier etwas anders. Das Interesse am Kleist-Werk, ein sehr einseitiges und vordergründiges, und überhaupt nicht dazu angetan, des Dichters Schaffen als Ganzes zu fassen, geschweige denn zu werten, erwachte erst später, Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Und das hat denselben Grund wie Kleists mangelnde Popularität: eine weltanschauliche Position und Konzeption, auf der das gesamte künstlerische und publizistische Schaffen des Dichters beruht, besonders deutlich aber ausgestellt in den tagespolitischen Schriften und jenen Schauspielen, die als direkte Anleitung zum Handeln in der konkreten politischen Situation der Jahre 1808–1811 gedacht waren – eine Konzeption, die in ihrem Kern auf eine einfache Formel zu bringen ist: konsequente Ablehnung der menschenunwürdigen Erscheinungen der feudalistischen Ordnung und harte Kritik an ihren Repräsentanten, aber ebenso konsequente Bejahung dieser Ordnung selbst. Kleist wollte das Unmögliche, er wollte etwas Unverbesserliches bessern. Das war die Schlinge, in der er sich bereits befand, ehe er noch mit seiner

literarischen Produktion begonnen hatte, im Jahre 1801, nach seinem folgenschweren Paris-Erlebnis. Das vorangegangene Jahrzehnt hatte ausgereicht, diesen jungen Mann, dem durch Familie, Herkunft und Tradition die Laufbahn vorgezeichnet war, völlig aus den herkömmlichen Gleisen geraten zu lassen. Er hatte die Stirn, das höchste Glück auszuschlagen, das einem preußischen Adligen zuteil werden konnte: nämlich Seiner Majestät, dem König, als Offizier zu dienen – und dies, weil sich seine Auffassungen von einem menschenwürdigen Dasein nicht mit einem längeren Verbleib in der preußischen Armee vereinbaren ließen. Er war der Meinung, die Ausbildung und Vervollkommnung der Persönlichkeit müßten höchstes Ziel jedes Menschen sein, weil sie sein wahres Glück begründeten. Es war nur folgerichtig, daß auch der Staatsdienst für ihn nicht in Frage kommen konnte, denn die preußische Wirklichkeit mit ihren geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen stand ihm nicht nur bei der allseitigen Ausbildung seiner selbst im Wege, sondern auch und vor allem bei der Verwirklichung seines Planes, als Dichter tätig zu sein. Er schloß daraus – und das wurde eine seiner Thesen –, daß Staat und Individuum, obwohl sie sich bedingen, wiederum einander ausschließen, weil jeder von ihnen offenbar völlig entgegengesetzte Interessen verfechte. Diese These hat er später in der Endfassung seines „Michael Kohlhaas“ und im „Prinzen Friedrich von Homburg“ dahingehend variiert, daß unter bestimmten Voraussetzungen Vermittlungen möglich seien, nämlich dann, wenn jede Seite bei Anerkennung der legitimen Rechte der anderen Spielräume eröffnet, die die volle Entfaltung des Individuums ermöglichen und dem Staate denkende und das Gesetz achtende (also nützliche) Bürger beschere – eine Synthese, die aus Kontrahenten Partner werden läßt. Dieses Modell bot Kleist sozusagen als sein Vermächtnis an, von dem sich aber – wie sich zeigen sollte – niemand angesprochen fühlte, vor allem aber die direkten Adressaten nicht, die Repräsentanten des Staates.

Zu Beginn des Jahrhunderts aber, von seinem ersten großen Ausbruch aus der preußischen Wirklichkeit an bis in seine Dresdner Zeit hinein – das war im Jahre 1808 – bestimmte Kleists Auffassung vom ausschließlichen Gegensatz von Individuum und Staat sein Denken und Handeln, und darin wurde er durch seine erste Reise nach Paris (1801) nur noch bestärkt.

Er hatte Rousseau gelesen und glaubte fest daran, in Frankreich die Parole der Revolution „Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit“ als gesellschaftliche Praxis installiert zu finden. Er stellte sich ein harmonisches Gemeinwesen vor, das im Vergleich zu den beengenden Zuständen in seiner Heimat nur höchstes Lob verdiene. Seine Erwartungen waren hochgespannt. Was er aber dann voller Entsetzen tatsächlich bei seinem Paris-Besuch sah, war das Reich der Bourgeoisie. „O ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft auf mich machte“, teilte er seiner Braut mit. „Wohin das Schicksal diese Nation führen wird –? Gott weiß es. Sie ist reifer zum Untergange als irgendeine andere europäische Nation“.

Woher sollte Kleist aufgrund seines bisherigen Lebens- und Bildungsweges wissen, daß das, was er in Paris sah, die gesetzmäßige Entwicklung einer für die damaligen Verhältnisse progressiven Ordnung darstellte? Er, der sich weitest-

gehend von den Vorurteilen seiner Klasse entfernt hatte und sich vorbehaltlos für eine lohnende Aufgabe zum Wohle der Menschheit einsetzen wollte, war nicht in der Lage, die bürgerliche Gesellschaft als historischen Fortschritt zu begreifen. So kam er zu dem Schluß, daß das Feudalsystem, wenn man es nur entsprechend reformierte und seine Repräsentanten sich auch auf ihre Pflichten gegenüber den Untertanen besäßen und ihre Übergriffe unterließen, tiefere zwischenmenschliche Bindungen ermögliche als eine alles zerstörende Ware-Geld-Beziehung. Ein grandioses historisches Fehlurteil, folgeschwer deshalb, weil es die totale künstlerische und politische Isolierung des Dichters bewirkte und er sich die wahren Ursachen für seine Einsamkeit und seine unablässigen Zusammenstöße mit der Realität nicht erklären konnte. „Ein jeder trägt den leid'gen Stein zum Anstoß in sich selbst“, läßt Kleist seinen Dorfrichter Adam im „Zerbrochenen Krug“ sagen, und damit formulierte er zum ersten Male kurz und prägnant in einem literarischen Werk seine Ansicht, daß alle Konflikte des Individuums mit der Gesellschaft in der Seele des Menschen verankert seien und nur eines Anstoßes, einer Herausforderung bedürften, um voll und ganz aufzubrechen.

Die Jahre nach dem Paris-Erlebnis bis zu seinem Tode sind beredtes Zeugnis dafür, mit welcher Intensität sich nun der *Dichter* der unverwirklichten Träume und Sehnsüchte des Individuums Kleist annahm und im Bereich der Kunst nach Wegen und Lösungen für seine Probleme suchte. Bestürzend ist zu sehen, wie folgerichtig und unausweichlich er auf die Katastrophe zusteuerte, wie immer und immer wieder aus stets demselben Grund seine Illusionen und Absichten mit seinen praktischen Erfahrungen kollidierten, wie sich die Widersprüche seines Lebens in seiner Kunst allenthalben offenbaren. Gefangen in dem engen Spielraum, der ihm durch den Grundwiderspruch, in dem er sich befand, gegeben war, vermochte er stets auch nur Lösungen anzubieten, die sich innerhalb der selbst abgesteckten Grenzen bewegten. Eine Folge davon war, daß er zu immer kühneren und auch unwahrscheinlicheren Konstruktionen greifen mußte, damit seinen Geschöpfen Genugtuung geschehe, damit sie ihre Leidenschaften entfalten können, damit ihnen Recht widerfährt, was ihnen die preußische Realität (und das wußte er nur zu gut) nie und nimmer gewähren konnte. Und in diesen Konstruktionen spielen sich Gefühlsverwirrungen aller Art ab, werden Leidenschaften bis zur Monomanie gesteigert, werden die Figuren unentwegt Prüfungen unterworfen, werden die Fragestellungen, ob man besser seinem Gefühl oder seinem Verstande traut, bis auf die Spitze getrieben. Es scheint so, als ob es nur Absolutes, nichts Relatives gäbe. Und je mehr Kleist von dem Drang besessen war, sich als operativer Dichter in die tagespolitischen Ereignisse einzuschalten und agitatorisch am Befreiungskampf von der napoleonischen Fremdherrschaft teilzunehmen – in den Jahren 1808 bis 1811 –, desto nachdrücklicher und auch vordergründiger begann er, seine Ansichten zur Lage der Nation und seine Vorschläge zur Veränderung des Bestehenden auszustellen.

Er wollte seine Klasse, die preußischen Junker, allen voran seinen König, sittlich geläutert, als Repräsentanten eines Staatswesens, in dem sich die Untertanen wohl fühlen und zu ihrem Recht kommen, an der Spitze der Befreiungsbewegung sehen, und er ahnte nicht im mindesten, daß gerade die,

auf die es ihm ankam, um der Sicherung ihrer Klasseninteressen willen, überhaupt nicht daran dachten, ohne Widerstand auch nur das mindeste von ihren Privilegien aufzugeben und notwendige Reformen zu ermöglichen. Das Volk in Waffen, wie es die Reformer wollten, schreckte sie geradezu – und sie waren bereit, weiterhin auch die schlimmsten Schandtaten zu begehen, nur um dieses zu verhindern.

Was Wunder, daß Kleists Aufrufe – sowohl die direkten als auch die künstlerisch verschlüsselten – ungehört verhallten; meist nahm man sie gar nicht zur Kenntnis – und wo man es tun mußte, schritt man gegen ihn ein. Die Folge: Streit mit dem Staatsminister, Ablehnung aller Gesuche um Entschädigung, als er mit seinen „Abendblättern“ durch Eingriffe der Zensur völlig am Ende war; Boykott seiner Dichtungen durch die Verleger. Sein letztes Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“, das er der Prinzessin von Hessen-Homburg gewidmet hatte (sie war nach dem Tode der Königin Luise erste Dame am Berliner Hofe), war schon verworfen, ehe sie es überhaupt gelesen hatte. Ihr soll zu Ohren gekommen sein – wird berichtet – daß darin einer ihrer Ahnen beleidigt werde. Daraufhin soll sie ihre allerdings sehr maßgebliche Meinung gesagt haben, und nach diesem „sachkundigen“ Kunsturteil fanden sich keine Bühne und kein Verleger, das Schauspiel bekannt zu machen.

Die Seinen taten diesen in jeder Beziehung Unbequemem als lästigen Außenseiter ab; für sie war er verloren. Er hatte sie durch unverständliche Streiche geschädigt, hatte die Armee und den Staatsdienst so mutwillig wie seine Braut verlassen, fing an zu schriftstellern, was sie ihm besonders ankreideten, fand die preußische Wirklichkeit alles andere als lobenswert, unterbreitete Vorschläge, stritt mit der Regierung, mahnte die Monarchen und wagte es, ihnen Modelle über Leitungstätigkeit vorzustellen, um dann allem die Krone aufzusetzen durch seinen gemeinsamen Selbstmord mit einer überspannten und „durch und durch“ kranken Madame.

Die Reformer konnten über Kleists Vorschläge nur nachsichtig lächeln. Sie kannten die preußischen Junker so gut wie er, aber sie bauten in wesentlichen Fragen überhaupt nicht auf sie, weil sie wußten, daß es ein Unding war, sie läutern zu wollen. Und so kam es, daß der Dichter zwischen die Mühlsteine der Zeit geriet.

Als dann die Nachricht von seinem Freitod die Runde machte, trat das ein, was in solchen Fällen immer eintritt: Für den Augenblick eines ganz großen Skandals öffneten sich ihm die Türen der Salons; was er durch seine Kunst nie erreicht hatte, das geschah jetzt: er war in aller Munde. Dann kam das große Schweigen, und die Versuche einiger, die sich verpflichtet fühlten, Kleist und sein Werk nicht völlig in Vergessenheit geraten zu lassen, offenbaren, wie wenig überhaupt über diesen Mann und sein Wollen und Wirken bekannt war. Die Kleist-Familie verhinderte nach Möglichkeit jeden Zugang zu Quellen und Originalen, und seine früheren Freunde erinnerten sich, in bester Absicht und wenn überhaupt, nur der Dinge, die zu sagen ihnen jetzt nützlich erschien. Damit war der Legende Tür und Tor geöffnet.

Nach dem ersten Versuch einer Biographie, nahezu vierzig Jahre nach Kleists Tod, die einen „geheimnisvollen Fehler“ im Seelen-Mechanismus des Dichters

für sein Scheitern verantwortlich machte, begann eine Art der Kleist-Interpretation, die im Prinzip bis in unsere Tage hinein fort dauert und deren Folgen verheerender waren als die Versäumnisse, Textänderungen und -bearbeitungen verschiedener Herausgeber. Lange bevor an eine textkritische Ausgabe zu denken war, die sich auf Originale und Erstausgaben stützte, wurden bestimmte Teile des Kleistschen Werkes aus ihren (meist politischen) Zusammenhängen gelöst, „bearbeitet“ und – je nach Zweck und Absicht – als das „Kleistische“ propagiert, als das, was Kleist einzig und allein habe sagen wollen. Zuerst waren es ganz im Sinne der Vor-Bismarckschen und Bismarckschen Reichseinigungsbestrebungen die politischen Schriften Kleists aus den Jahren von 1808–1811 einschließlich der beiden Schauspiele „Die Hermannsschlacht“ und „Prinz Friedrich von Homburg“, die sich ganz plötzlich besonderer Aufmerksamkeit erfreuten. Auch der „Kohlhaas“ wurde hervorgehoben wegen der Passagen, die sich für eine Hohenzollernverehrung mißbrauchen ließen. Diese Interpretationswelle hielt sich, mit veränderten Akzenten, bis in die Zeit des II. Weltkrieges, ergänzt um unsägliche „Deutungen“ während der Zeit des Faschismus in Deutschland.

Anfang unseres Jahrhunderts setzte eine zweite Welle ein, die ihren Höhepunkt in den zwanziger Jahren erreichte und noch einmal dreißig Jahre später auflebte. Zum Teil war sie eine kritische Reaktion auf die erste und beeinflusste maßgeblich die gesamte westeuropäische Kleistforschung und Interpretation unter der Losung: das psychologische Moment ist das wirkliche Kleistische! „Penthesilea“, „Das Käthchen von Heilbronn“, „Amphitryon“, mit Einschränkungen der „Kohlhaas“ und wiederum der „Prinz von Homburg“ sowie verschiedene Erzählungen rückten nun in den Mittelpunkt des Interesses. Nur der „Zerbrochene Krug“ blieb sozusagen außerhalb dieser Bestrebungen in gleichbleibender Publikumsgunst. Er wurde in Serien wieder und wieder gespielt, was man von allen anderen Bühnenwerken Kleists nicht sagen kann, und dies, obwohl in ihm nicht mehr und nicht weniger politische und psychologische Aspekte vorhanden sind als in den anderen Werken.

Mehrmals verfilmt, davon zumindest einmal in des Wortes wahrster Bedeutung, wurde und wird dieser „Krug“, den die Vertreter der psychologischen Welle schon gern abwertend als „geistreiche Posse“ deklariert hatten, kaum für tiefer gehende Analysen genutzt, es sei denn, Goethes Schuldenanteil am Scheitern Kleists zu bemessen. Dann wird die arg berüchtigte „Krug“-Inszenierung des Weimarer Literaturpapstes zitiert, die mit Absicht so lieblos erfolgt sei, weil Goethes weltliterarischer Anspruch kein anderes, geschweige denn großes dramatisches Talent neben sich dulden wollte. Gewiß, Kleist selbst hat durch seine Äußerungen nach der mißglückten Aufführung in Weimar Anlaß genug zu einer solchen Meinung gegeben, ein heutiger Betrachter aber sollte in der Lage sein, ohne Emotionen sich sein Urteil zu bilden. Es gibt keinen Grund von der Sache her, die damalige Reaktion Kleists als Argument zu seiner Verteidigung zu benutzen, wie das vor nicht allzu langer Zeit der Schriftsteller Günter Kunert tat, der sich dem Dichter auf seine Weise gleich mehrfach verpflichtet fühlt. Den Kern dieser Geschichte, mit anderen Details ausgeschmückt, hielt er für geeignet, ihn als Geschoß abzufeuern gegen seiner Ansicht nach zu einseitig auf kritiklose Übernahme der Klassik gerichtete

Bestrebungen im allgemeinen und gegen den Herausgeber einer Dokumentensammlung über Kleist (5) im besonderen, weil dieser u. a. ein Beispiel dafür sei, wohl Kleist, nicht aber Goethe gebührend kritisch zu betrachten und zu bewerten. Bei genauerem Hinsehen kann man sich allerdings des Eindrucks nicht erwehren, daß dieser Vorwurf (er war in „Sinn und Form“ abgedruckt) ein Vorwand ist, um auf Kosten Kleists höchst persönliche Ansichten und ganz und gar anders geartete Probleme, die ausschließlich Probleme des Kleist-„Verteidigers“ sind, zu transportieren. Aber auch dies hat Tradition. Die Literatur über Kleist bestätigt es. Die Frage ist nur, was dabei für das Kleist-Verständnis herauskommen soll. Vielleicht hat Goethe damals, um bei dieser Geschichte zu bleiben, in der brisanten Situation von 1808 die politische Grundhaltung und Konzeption Kleists im „Zerbrochenen Krug“ mehr zu schaffen gemacht als wir heute vermuten? Denkbar wär's schon, wenn man die Ansichten Goethes kennt. Denn bei aller Wertschätzung Kleists läßt sich nicht verheimlichen, daß seine Gesellschaftskritik – auch im „Krug“ – im Grunde restaurativ ist und bei den Bühnenwerken zumindest, – wenn man das ästhetische Gefüge nicht zerstören will, in werkgetreuen Aufführungen notwendigerweise sichtbar werden muß. Unverständlich ist, warum diese Tatsache Regisseure, Interpreten und auch Rezipienten immer wieder irritiert, so daß sie das Vermächtnis Kleists (von dem schon die Rede war), sein Angebot (ein höchst aktuelles übrigens), und die Modelle, in denen es uns übermittelt wird, nicht als zwei Seiten einer Medaille akzeptieren können. Wie anders wäre es sonst zu verstehen, daß man sich oft so schwer tut mit dem letzten Satz im „Prinzen von Homburg“: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“, oder daß man immer wieder lesen muß, die Episode mit der Zigeunerin im „Michael Kohlhaas“, diese angebliche „romantische Schrulle“, ließe sich ohne Verlust für das Ganze eliminieren. (So stand es auch wieder in den Rezensionen zur „Kohlhaas“-Adaption des Deutschen Theaters Berlin 1977).

Überhaupt ist das Faktum bemerkenswert, wie Schriftsteller und Szenaristen mehr als je zuvor Kleist entdecken und sich zu ihm auf vielfältige Art in Beziehung bringen. Daß sie sich dadurch auch einem Vergleich aussetzen, der nicht immer zu ihren Gunsten ausfällt, liegt in der Natur der Sache. Am besten schneiden jene ab, die sich Vorlagen zuwenden, die ihr Kollege seinerzeit für sich benutzte. Angeregt und angezogen von Kleists Konsequenz des Denkens und der Rigorosität seiner künstlerischen Ausführung, kommen sie einerseits zu ähnlichen Fragestellungen und Deutungen wie er, andererseits bringen sie auf ganz natürliche Weise die heutige Sicht auf die Vorgänge (der Vorlage und der Kleistschen Lösungen) ins Spiel (6). Interessante Gesichtspunkte sind dies auf jeden Fall. Bedenklich stimmen muß hingegen die Methode, die wenigen wirklich gesicherten Ergebnisse der Kleistforschung einfach zu ignorieren und stattdessen den Reim, den man sich selbst auf die Dinge gemacht hat, als der Weisheit letzten Schluß unter die Leute zu bringen. Bei solchen Übungen kann es leicht passieren, daß nicht nur alte Legenden um Kleist wiederbelebt, sondern neue erfunden, besser: „erdichtet“ werden. Mit einigem Verdruss nimmt man auch zur Kenntnis, daß der Person Kleists eine Ehre wiederfährt, die er selbst nicht mehr gutheißen oder ausschlagen kann: in literarischen Konstruktionen als Beziehungspunkt für Schaffens- und Daseinsprobleme



heutiger Schriftsteller zu fungieren. Dagegen wäre ja nichts einzuwenden, denn es ist ja hinlänglich bekannt, daß selten ein Autor über seinesgleichen aus der Vergangenheit aus rein antiquarischem Interesse schreibt, wenn – ja wenn nicht dabei Kleist den kürzeren ziehen müßte. Da darf er zum Beispiel mit einem Fräulein von Günderrode über Gott und die Welt plaudern, fiktiv im allgemeinen und dokumentarisch im besonderen. Warum nicht, wo sich doch seine Briefe so wunderbar zum Dialog eignen und dazu noch authentisch sind! Das Ärgerliche an der Angelegenheit ist bei aller dichterischen Freiheit nur der Umstand, daß das Weltgefühl und die Weltsicht des Dichters Kleist auf einen Punkt reduziert werden (müssen?), der sowohl für seine Partnerin als auch für die Autorin dieses fiktiven Reports und ihre künstlerischen Absichten günstig ist. (7)

Das Hörspiel „Ein anderer K.“ (8) – von eben jenem Schriftsteller, der im Zusammenhang mit Goethe bereits erwähnt wurde – gibt sich schon von seinem Titel her programmatisch. Aber sein Schöpfer vermochte nicht mehr und nicht weniger, als durch den Titel provozierte Erwartungen zu enttäuschen, weil seine Ausgangsposition geradezu prädestiniert ist, offene Türen einzurennen. Wenn letztendlich nichts weiter mitgeteilt wird, als daß ein Chronist über den Dichter bei genaueren Nachforschungen zu ganz anderen Resultaten gelangt, als man von ihm erwartet oder er sich selbst bei Beginn seines Unternehmens vorstellen konnte, dann kann man das mit einem einfachen Wort kommentieren: geschenkt! Ein Verdienst allerdings ist unbestritten: fast zwanzig Jahre nach der Zerstörung der Hauptlegende um Kleist durch die wissenschaftliche Forschung zerstörte der Hörspielautor sie nun endgültig, und zwar künstlerisch.

Ein „anderer K.“? Kein anderer K.!, immer noch derselbe, für uns zu gewinnende, in seiner Ganzheit zu erschließende, problematische, widersprüchliche Heinrich von Kleist.

#### Anmerkungen

1. Siegfried Streller (in Zusammenarbeit mit Peter Goldammer, Wolfgang Barthel, Anita Golz und Rudolf Loch): „Heinrich von Kleist – Werke und Briefe in vier Bänden“, Berlin 1978, Aufbau-Verl.
2. Helmut Sembdner: „Heinrich von Kleist – Sämtliche Werke und Briefe“, 2 Bände, 5. vermehrte und revidierte Auflage, München 1970, Hanser Verl. Diese Ausgabe fußt direkt auf der von Erich Schmidt im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegebenen kritischen und erläuterten Gesamtausgabe, 5 Bände, Leipzig und Wien 1925, die 1930–38 von Georg Minde-Pouet neu durchgesehen und erweitert wurde u. in Leipzig erschienen.
3. Rudolf Loch: „Heinrich von Kleist – Leben u. Werk“, Leipzig 1978, Verl. Philipp Reclam jun.
4. Walter Victor: „Kleist – Ein Lesebuch für unsere Zeit“, Weimar 1953, Thüringer Volksverlag
5. Heinrich Deiters: Heinrich von Kleists „Gesammelte Werke in vier Bänden“, Berlin 1955, Aufbau-Verlag
6. Peter Goldammer: „Schriftsteller über Kleist“ – Eine Dokumentation – Berlin und Weimar 1976, Aufbau-Verl.
7. Gisela Elsner: „Das Frohlocken angesichts des Richtblocks“ (Einige Überlegungen zur Novelle „Michael Kohlhaas“) – Essay – Kontext 2, Autoren Edition, München 1978.
8. Elisabeth Plessen: „Kohlhaas“ – Roman – Köln und Zürich 1979, Benziger Verlag, Berlin 1980, Aufbau-Verl.
9. Christa Wolf: „Kein Ort „Nirgends““ Berlin u. Darmstadt 1979, Aufbau-Verl. und Luchterhand Verl.
10. Günter Kunert: „Ein anderer K.“ – Hörspiele – Berlin 1977, Aufbau-Verl.

## Carl Dietrich Carls Alle Wölfe gegen sich

### Begegnung mit Ernst Barlach

In einer Rundfunkrede, wohl der einzigen, die er gehalten hat, nahm Ernst Barlach am 23. Januar 1933, eine Woche vor der Machtergreifung Hitlers, plötzlich das Wort zu Dingen, zu denen er sich nie zuvor öffentlich geäußert hatte. Der Kern seiner warnenden Rede ist dieser: „Es steckt verborgen unter der Maske des Dogmas, in Glaubensfragen oder nationalen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten wie nicht minder hinter Gesetz und Beglaubigkeit jeder gültigen Moral der geheime Tod in jedem Menschen, der lauernde Vernichter der anderen.“ Deutlicher konnten die heraufziehenden politischen Gefahren nicht beim Namen genannt werden: „Der lauernde Vernichter der anderen!“

Bald sollte Barlach die Unduldsamkeit des neuen Regimes am eigenen Leibe erfahren. Er wurde als „ostisch“ und „artfremd“ abgestempelt, weil er 1906, vor mehr als einem Vierteljahrhundert, zufällig einmal durch Rußland gereist war und starke Eindrücke von Land und Leuten empfangen hatte. Um die Irreführung vollständig zu machen, wurde das Gerücht in Umlauf gesetzt, Barlach sei slawischen oder auch jüdischen Blutes, ganz nach Bedarf. Man erfand, was man brauchte, um gegen den mißliebigen Künstler Lärm schlagen zu können.

Die Realisierung des großen Lübecker Planes, der „Gemeinschaft der Heiligen“ für die Backsteinfassade von St. Katharinen, wurde nach Vollendung der ersten drei Figuren unmöglich gemacht. In Magdeburg wurde 1934 das Ehrenmal aus dem Dom entfernt, in Altona 1935 die Absetzung der „Echten Sedemunds“ vom Spielplan erzwungen, in Schwerin kurz darauf eine Plastik unter Verschluß genommen, die berühmt gewordene Gruppe „Das Wiedersehen“, und in Güstrow, nun schon unmittelbar vor seiner Tür, erfolgten die ersten Angriffe gegen den schwebenden Engel im Dom. Alles hatte Barlach verhältnismäßig ruhig hingenommen, hatte seinen Arbeitswillen behalten und auch seinen Humor, aber nun kam es immer näher und bedrohte tagtäglich den Frieden seiner Zurückgezogenheit. Er wollte nicht in Güstrow bleiben, wenn wirklich der Engel aus dem Dom geholt wurde, und er spielte schon mit dem Gedanken, sich in Berlin zu verkriechen. Doch vorläufig blieb der Engel an seinem Platz, es gab sogar vereinzelt Lichtblicke, wie das Erscheinen des Bandes „Zeichnungen“ bei Piper, und zeitweilig schien es, als wolle sich der Wind, der gegen ihn geweht hatte, noch einmal drehen.

Um diese Zeit, im Herbst 1935, besuchte ich Barlach in Güstrow. Als ich das Atelier betrat, es war schon Abend, stand er noch im weißen Kittel vor dem Bildhauertisch aus Eisen, vor sich eine fast fertige Holzplastik, eine Figur zum „Fries der Lauschenden“. Das Äußere des Mannes, dem ich nun gegenüberstand, hatte nichts von der gedrunghenen Schwere seiner plastischen Gestalten. Kaum mittelgroß war er, schmal und fast zartgliedrig. Sein Gesicht, umrahmt von grauem, leicht gelocktem Haar und Schifferkrause, war nach der Arbeit

des Tages noch von leiser Erregtheit durchzittert, ein Spiegel sensibelsten Wesens, nervös und fein modelliert, das Kinn rund, der Mund herb, die Wangen schmal, die Nase weich, aber flankiert von scharf eingekerbten Halbkreisen unter den großen, fast übergroßen Augen. Diese Augen, deren Blick ebenso lebhaft wie bestimmt war, aber immer etwas nachdenklich, und die grüblerische, quergefurchte Stirn waren das Entscheidende an diesem ausdrucksvollen Kopf.

Als wir uns in einer Ecke des Ateliers gesetzt hatten, kam er, ohne sich lange bitten zu lassen, ins Erzählen, sprach von Menschen, denen er in seinem Leben begegnet war, und wußte mit wenigen Worten überraschend deutlich ihren Kern herauszuschälen. Was er über sie aussagte, war zugleich bezeichnend für ihn selbst, so die Bemerkung über Paul Cassirer, seinen durch Selbstmord geendeten ersten Verleger, er habe, so klug und begabt er gewesen sei, das eine nie begreifen wollen, daß man zunächst an sich selbst und an dem Werk arbeiten müsse, auch ohne materiellen Gewinn davon zu haben. Der Wille zur Unbedingtheit, der aus dieser Feststellung Barlachs sprach, dieser unbeugsame Wille, das Äußerste zu leisten, war das Gesetz seines Lebens, auch jetzt noch, trotz aller Anfeindungen und obgleich seine Gesundheit schon nicht mehr die beste war. Wenn er abends den Meißel aus der Hand legte, griff er zur Feder, er schonte sich nicht. Die Beunruhigung von außen, neuerliche Machenschaften gegen ihn im engeren Umkreis, hinter denen er die Absicht zu spüren glaubte, ihn aus Mecklenburg hinauszutreiben, streifte Barlach mit einigen grimmig hervorgestoßenen Worten, die nicht verleugneten, wie sehr diese Dinge nun doch schon an ihm nagten. Aber dann schob er dieses unerfreuliche Thema rasch wieder beiseite.

Nun lenkte ich das Gespräch aufs Theater und auf seine Dramen. Ich wußte, daß noch zwei, fast vollendet, in seinem Schreibtisch lagen, das eine war „Der Graf von Ratzeburg“, und ich schlug Barlach vor, sie aufführen zu lassen, was mir damals immer noch möglich schien. Aber er wich aus, indem er auf seine anderen Stücke verwies, an die sich ja kaum noch ein Theater herantraue – und überhaupt, er habe das Gefühl, das Theater bringe ihm wenig Segen . . . Er merkte wohl, daß ich stutzte bei diesen Worten, und bog das Gespräch ins Scherzhafte ab, indem er das kuriose Erlebnis seiner ersten und einzigen Berührung mit der praktischen Theaterarbeit schilderte. Das war 1921 gewesen. Leopold Jessner, damals Intendant des Berliner Staatstheaters, hatte ihn in Güstrow besucht, er wollte die „Echten Sedemunds“ inszenieren. Barlach fand es „entschieden abenteuerlich“, einem Mann des Theaters gegenüberzusitzen, der alle innerlichen Phasen, die er beim Schreiben an sich selbst durchgeprobt hatte, seinerseits noch einmal so intensiv durchlebte. Er empfand vor dem Regisseur Jessner den größten Respekt. Aber als er dann die Aufführung sah, da erlebte er sein blaues Wunder. Was er leise gedacht hatte, war laut, was er brutal und wüst gemeint, war unterdrückt, und was in seiner Vorstellung kleinstädtischer Bummelschnack war, spielte zwischen streng stilisierten Wänden. Das war nicht mehr sein Stück, das war ein Stück von Jessner. Kopfschüttelnd verließ er das Theater, der Schreck war ihm in die Glieder gefahren. Barlach hat sich nie mehr eines seiner Stücke auf der Bühne angesehen, das Theater war ihm irgendwie unheimlich geworden.

Lange verweilte ich noch im Atelier, nachdem sich Barlach zurückgezogen hatte. Ungehindert, in aller Ruhe, konnte ich mich umtun unter seinen Gestalten, die ich so zahlreich nie beisammen gesehen, Werke aus allen Schaffensperioden, Gipsmodelle und ausgeführte Figuren, von der kleinen sitzenden russischen Bäuerin des Anfanges bis zum „Fries der Lauschenden“, der letzten, gerade der Vollendung entgegengehenden Arbeit, deren heitere Gelöstheit von der Zeit ganz unberührt schien. „Daß ich bei der Arbeit an diesen Figuren Heiterkeit und Gelassenheit gewann, sei ihnen besonders gedankt,“ schrieb Barlach später in einem Brief, „sie spielten die Rolle von Gönnern und Nothelfern.“

Bald darauf wurde das Kesseltreiben gegen Barlach immer schärfer. In München beschlagnahmte die Gestapo 1936 einige tausend Exemplare des Bandes „Zeichnungen“, in Berlin wurden aus einer Jubiläumsausstellung der Akademie der Künste seine Plastiken entfernt, zusammen mit Arbeiten von Lehmbruck und Käthe Kollwitz, und in Kiel wurde der „Geistkämpfer“ kurzerhand abgebrochen. Eine Barlach-Ausstellung in einer Privatgalerie, ebenfalls in Berlin, wurde geschlossen und damit beantwortet, daß man in der schändlichen, auf die dümmsten Instinkte zugeschnittenen Ausstellung „Entartete Kunst“ in München auch ihn nicht ausließ, was wiederum zur Folge hatte, daß bald darauf Barlachs Arbeiten aus allen Museen verschwinden mußten. Aber nicht genug damit, es wurde ihm sogar das Verbot der Berufsausübung angedroht. „So weit ist es nun zwar nicht gekommen“, schreibt Barlach im Dezember 1937 seinem Bruder Hans, „aber das Ausstellen von Arbeiten ist ferner unmöglich. In Spanien nennt man das Garrottierung, Erdrosselung. Was darf man selbst dazu sagen?“ Nichts durfte er sagen, mußte alle Schläge hinnehmen, die ihn trafen, und mochte zusehen, wo er blieb. Wie ein Emigrant im eigenen Vaterland fühlte er sich – „und zwar schlechter als ein wirklicher, weil alle Wölfe gegen mich und hinter mir heulen“.

Um so erstaunlicher ist die Tatsache, daß neben den Plastiken dieser Jahre noch ein umfangreiches Romanfragment entstand. „Der gestohlene Mond“, nach Barlachs eigener Aussage ein Schlüsselroman aus Güstrow, ist ein nicht alltägliches Stück deutscher Prosa. Die kleine Landstadt hat Modell gestanden, aber das Ergebnis ist alles andere als ein Kleinstädtidyll. Von der realistischen Darstellung der dunkelsten Winkel, der engsten Gassen und armseligsten Existenzen reicht dieser Roman bis zu den feinsten Schattierungen in der Durchleuchtung menschlicher Beziehungen, bis zu letzten Gewissensfragen. Barlachs Situation wurde von Tag zu Tag auswegloser und bedrückender. Voller Unrast suchte er nach einer Zuflucht, wollte fort aus Güstrow, fort aus Mecklenburg, wo ihm das Leben zur Hölle geworden war. Eine abgelegene Scheune wollte er kaufen, am liebsten an der See, aber der Arzt verordnete seiner Lunge dringend mittlere Höhenlage. Bevor es jedoch dazu kam, daß Barlach ins Gebirge übersiedelte, lag er schon schwerkrank im Rostocker Krankenhaus. Dort starb er am 24. Oktober 1938. Die Zeit hatte ihn zur Strecke gebracht, er war des ungleichen Kampfes müde geworden. In seinem Atelier, inmitten seiner Gestalten, wurde ihm in aller Stille eine Trauerfeier gehalten, zu der zahlreiche Freunde kamen. Begraben wurde er in Ratzeburg, wo er die schönste Zeit seiner Jugend verbracht hatte.

Max Walter Schulz  
Für Alfred Andersch

Die kräftigen, belaubten Ranken seines Werks,  
das Rankenwerk ums Gehäuse  
von allen vier Winden genährt  
und abhaltend alle vier Winde,  
Mitteilung selbst  
oder die Seele des Werks,  
Blust und Winterfarben,  
Atem ungebrochener Redlichkeit.

Im Flug taumelnde Vögel.  
Plötzlich fallen sie ein  
ins Rankenwerk ums Gehäuse,  
wissend, daß Achsen da sind, mäandrische,  
angelegt von ihm mit Vorbedacht  
zum Bau  
kommunizierender Nester.

*geschrieben am 17. März 1980*

Friedrich Hitzer  
Fragmente zu einem großen Plan

*Aus Anlaß der von Alfred Andersch  
im Jahr vor seinem Tod geschriebenen  
langen Kurzgeschichte  
DER VATER EINES MÖRDERS*

*Warum ich das nicht bloß besprechen kann*

Ist diese, im vollen Bewußtsein und bei äußerster Anstrengung, an der Grenze von Leben und Tod geschriebene Geschichte wirklich zufälligerweise seine letzte literarische Arbeit gewesen?

Was immer – Zufall oder Notwendigkeit – Alfred Andersch wußte, er würde wohl nur noch diese Sache, die ein selbständiger Teil eines großen Planes war, vollenden können.

Mit feinem Bleistift eingetragene Zeilen. Ich lese in einer Kladde, wie Andersch Manuskriptbücher (auch: „kaufm. Tagebuch zur vorläufigen Buchung“) für Pläne, Konzepte, Notizen bezeichnete. Hier: eine noch fast leere Kladde – linierte Blätter im Überformat DIN A 4, gelumbackt und mit einem roten Leinenumschlag versehen:

*begonnen: 14. Mai 1979*

*beendet: 2. Nov. 1979 (Allerseelen-Tag)*

Ja, da steht es, in der gestochenen, kleinen, den zu beschreibenden Raum übersichtlich ordnenden Handschrift:

*Allerseelen-Tag*

Nein, das ist keine Gewohnheit eines Menschen, der die Tage des Jahres nach dem Kirchenkalender zählt.

„Als Kind im Elsaß habe ich Allerseelenlichter auf den Gräbern gesehen. Und sie beunruhigten mich sehr. Damals waren auf elsässischen Friedhöfen Kränze üblich, zu denen man Perlen auf Draht reihte. Es geschah leicht, daß solch ein Draht brach und die Perlen dann vom Grabkreuz herunterprasselten. Das war ein unheimliches Geräusch, besonders am dunklen Allerseelenabend, wenn die Lichtlein brannten und dahinter dunkle Gestalten stumm verharrten. Ich weiß noch, wie ich dachte: Die Toten wehren sich, weil man sie stört.“

Irmela Brender erinnert sich an dieses Bild ihrer Kindheit in einem Essay über das Unvermeidliche. Woran denkt einer, der für sich allein, als Datum, da er soeben eine ungeheure Arbeit abschließt, das Wort Allerseelen-Tag in Klammern setzt?

In den Kurzaufsätzen über „Einige Zeichnungen“ (Diogenes 77) schrieb Alfred Andersch: „Der Künstler ist, wie jeder andere Mensch, ein biologisch, historisch, gesellschaftlich bedingtes Lebewesen; aber das Kunstwerk bedarf zu seiner Erzeugung einer fundamentalen und totalen inneren Freiheit. Daß diese sich unter äußerem Druck besonders vorteilhaft entwickle, ja des

Zwanges und der Notwendigkeit geradezu bedürfe, ist ein beliebtes a priori jeglicher Herrschafts-Ideologie. Für die Tragik menschlicher Existenz hat aber schon die Natur ausreichend gesorgt; sie ist immer ein Sein zum Tode, in dessen Ablauf wir nicht die Abbildung des Todes brauchen, wie die Unterdrückung sie herstellt. Die Informationsmedien umgeben uns heute mit einer ganzen Welt solcher Abbildungen, deren den Tod versinnbildlichender Raster nur unterbrochen wird, wenn sich Nachrichten aus dem Denken und der Kunst zwischen sie schieben. Dann berühren uns Ahnungen des Glücks, des Lebens und der Freiheit. Ihr Spiel-Raum muß größer werden.“

Was für eine Verteidigung des schaffenden Menschen, der sich schon damals gegen eine unentrinnbare Störung wehrte!

Am 24. September 79 telefonieren wir lange miteinander. Er habe die Einladung von Kolbe, dem Kulturreferenten der Stadt München, für eine Lesung im November angenommen. In meinen Notizen:

*liest neuen Text (Himmeler), soll wie eine Bombe wirken*

5. November. Kein Gedanke an Freitag, 2. Nov. Auch Andersch sagt nichts am Telefon. Heute weiß ich, er hatte sich schon längst auf alles vorbereitet, still und konsequent. Schon einmal hatte er die letzte Station betreten und davon am 9. März im Muraltengut vor den Freunden und Gästen, die der Züricher Stadtpräsident zum 65. Geburtstag des Deutschen im Tessin geladen hatte, gesprochen. An jenem 5. November will ich aber daran nicht mehr denken, an die gesprochenen Momentaufnahmen von der letzten Grenze des Lebenden. Von anderem reden wir:

*hat München abgesagt, will die Arbeit ganz beenden, am Telefon schwer zu erklären – das neue Buch: eine 'politische Bombe'*

In den Tagen arbeite ich mit Dokumenten über die Zeit, die Fred als Heranwachsender erlebte (Kindheit und Jugend in den „Kirschen der Freiheit“). Ich erwähne die Mitgliederliste des Rudolf von Sebottendorf im Buch „Bevor Hitler kam“. Ein durch und durch rassistisches und faschistisches Buch, das aber die Nazis, damit die Legende von Adolf Hitler als dem Initiator der „Bewegung“ zementiert werden kann, kurz nach Erscheinen (1934) verboten haben. Sebottendorf, Gründer der Thule-Gesellschaft – das Koordinationszentrum der Konterrevolution in München –, hatte darin die Ur-Heber der „Bewegung“ in einer Liste aufgeführt, darunter:

*Andersch, Alfred, München. Arier. Mitglied der Thule.*

„Das war mein alter Herr“, ganz trocken kommt seine Bemerkung am Telefon. *Die Trommler: Herr Hitler spricht* heißt die Überschrift des Kapitels, das ich mir als letztes für den Band „Der Mord im Hofbräuhaus“ vorgenommen habe. *müssen uns bald sehen und lange reden*

Am 28. Dezember: „schon nicht mehr in Berzona“. Ja, er würde gerne zum Münchner Schriftstellerkongreß kommen; von Zürich aus sei das leichter und im Februar ginge es ihm vielleicht wieder besser.

Wenige Tage später ruft Shenja Kazewa aus Moskau an: Andersch sei herzlich gebeten, seine Erinnerungen an die Begegnung mit Konstantin Simonow aufzuschreiben, Larissa Shadowa-Simonowa und sie wollten einen Band mit Beiträgen von Menschen, die für Simonow wichtig waren, herausbringen.

Ich verscheuche Gefühle aufkommender Angst. Simonow war im August

gestorben, eine äußerst komplizierte Operation, die zunächst erfolgreich verlaufen war und an der Schweizer Ärzte mitwirkten – Andersch hatte bei der Vermittlung geholfen –, hatte Tage danach eine heftige, unerwartete Krise zur Folge, die Simonow nicht mehr überstand.

Am 21. Januar 80 notiere ich mir vom Gespräch:

*vor der grauen Soße aus Zürich nach Berzona geflüchtet, insgesamt müde, lange Interviews fürs Fernsehen (Zeugen des Jahrhunderts), Nichts Alarmierendes . . .*

*. . . schreibt etwas . . .*

Die Hektik vor dem Schriftstellerkongreß nimmt zu. Aus Notizen vom 14. Februar: „Helga holt 300 Programme, 300 an U. Brackmann. letzte (die wievielen?) Korrekturen am Programm, Victor schlägt weiteren Chilenen vor, Geifrig informiert Bahnhofsbuchhandlung, Rolf Hochhuth würde kommen, wenn man ihn einlädt; verdammt! Sei doch kein Mitglied. Warum so pingelig, gerade jetzt wichtig! Peter Weiss nicht zu erreichen. Julio Cortazar unterwegs. Die Russen kommen am 28. 2. . .“ Und dazwischen in Versalien:

*ANDERSCH – Berzona: nicht da. Zürich (2. Versuch): keine Antwort*

Hoffe immer noch, er kommt. Ins Hofbräuhaus. Die meisten waren erst erschrocken, als ich den Vorschlag machte. Andersch regte sich darüber auf, daß seine Münchner Lesung im November fürs „Haus der Kunst“ geplant war („skandalös,“). Der Kongreß frisst einen auf, manche, auch sehr Linke. denken, das geht von selbst. Aber es hat keinen Sinn, auch nur zu zögern. Jedes Nachlassen brächte jetzt mehr Schaden, als wenn man erst gar nicht begonnen hätte. Und doch – merkwürdig – ich will weg, einfach hinfahren, nach Berzona oder Zürich. Es kommt nicht dazu.

21. Februar, die Zeile trifft noch immer schmerzhaft:

*ANDERSCH IST HEUTE GESTORBEN.*

Erfahre es erst durch die Tagesschau. Rufe spät an, der Sohn: sie hätten mich nachmittags nicht erreicht.

Der Beamte, der den Tod amtlich feststellte, hatte die Nachricht ins Tal weitergegeben . . .

(Allerseelen-Tag). So steht es in der Kladde.

Das zuletzt Ausgefeilte (. . . *schreibt etwas* . . .) war das Nachwort für den Leser. Im Buch ist es ausgedruckt wie eine letzte Notiz zum Vermächtnis: *beendet im Januar 1980 – Berzona (Valle Onsernone). A.A.*

Die erste Fassung des Nachworts – *Der Erzählte* – viel knapper. Vielleicht hatte er da noch nicht vor, den Schlüssel zu den Kien-Geschichten zu veröffentlichen.

### *Grenzen*

Bei Tageslicht und guter Sicht könne man, auf der Flugreise von Europa nach Nordamerika, einen bestimmten Zipfel von Neufundland unter sich betrachten. Man sähe dann Eis und Meer, dunkelblaues Wasser mit grauweißem Schaum, an weißes Eis schlagend. „Jedesmal. Immer. Nichts ändert sich. Meer und Eis. Eis und Meer.“ Man werde dabei ganz ruhig und staune über die Kälte dieser Ruhe, schreibt Irmela Brender in ihrem Essay über die Hilflosigkeit vor

dem Rätsel.

Ist das nur eine Stimmung? Warum können uns Bilder scheinbar unveränderlicher Naturzustände zur Einsicht von Notwendigkeiten bringen, gegen die sich Instinkte und Gefühle so heftig wehren?

„Nachrichten von der Grenze“ nannte Alfred Andersch das mit den Aufnahmen seiner Lebensgefährtin Gisela ausgestattete wunderschöne Buch „Hohe Breitengrade“. Ein Reisebuch und doch weitaus mehr, wie alle Berichte von Reisen, die sie meist gemeinsam unternahmen. Das hier ist ein Versuch, angesichts einer beinahe noch unberührten Natur Gesetze des Ästhetischen aufzufinden, zu beschreiben. Das geht über Stimmungen hinaus, was über Licht und Schatten, Unbewegtes und Bewegtes, Ungeformtes und Geformtes, der Natur entnommen wird. Und plötzlich der poetische Blick auf ein Ganzes: „Entlang der Packeisgrenze näherten wir uns den sieben Inseln, als wüßten wir, daß in solchen Monolithen der Finsternis und der Reflexion auch aller Schein und Widerschein endet: dieser ganze von Farben, von Licht schwätzende, redende, singende Stern.“ (S. 127) Bei solcher Betrachtung handle es sich wirklich nicht um Stimmungen sondern um eine Annäherung an Vorgänge der „Dialektik der Erde“.

Man sagt, ich würde immer über dasselbe Thema schreiben. Die Ironie, die in seiner Bemerkung mitschwang, hat mich damals – bei unserem ersten langen Gespräch (14. Juli 74) – davon zurückgehalten, naiv nachzufragen, wer das sage und was damit gemeint sei. In mir wirkte auch die Gewohnheit, eben das stillschweigend anzunehmen, was man halt wissen müsse, wenn man über Andersch spreche. Erst allmählich wurde mir der Sinn der Ironie klar: dem Schriftsteller Andersch ging es ja keineswegs um persönliche Erinnerungen, die er – in verschiedenen Varianten – literarisch verarbeitet hatte.

In dem letzten Nachwort für den Leser blicken wir in die Werkstatt des Schreibens und sehen einen Raum unentwegten Lernens, Entwerfens und Werkens, stoßen auf die Bedeutung, was es heißt, in der ersten oder in einer dritten Person zu erzählen.

Der gewissenhafte Umgang mit dem scheinbar Formalen stellt sich da als Anstrengung zur Wahrhaftigkeit, zu Wirklichkeit und Wahrheit heraus.

Wer es in den Geschichten, den Romanen und Gedichten nicht auf Anlieb vorfindet, der kann beim Lesen der Nachrichten von der Grenze einem Merkmal der Anderschen Erzählkunst näherkommen: das sind fast ausnahmslos Darstellungen von Grenzsituationen. Selbst in banalen Erscheinungen des Alltags, in Zufälligem wird hier menschliche Existenz auf Situationen hin beschrieben, wo sie sich bis aufs äußerste herausgefordert sieht, sich zu bewähren hat – und immer wieder für die Alternative – menschliches oder unmenschliches Sein – offenbleibt.

Mit Bewußtsein gelesen beunruhigt die Geschichte „Der Vater eines Mörders“ ja gerade dadurch, daß nichts Plakatives an den Figuren angebracht ist. Was wie eine „politische Bombe“ wirkt, ist doch mithin das Offene, weil man etwas davon weiß, was später folgte: „Ihr Erzähler hat an einem bestimmten Mai-Tag des Jahres 1928 nicht gewußt, was aus ihm, geschweige denn aus dem Rektor Himmler werden wird, und er hofft, daß auch seine Leser eine offene Geschichte einer geschlossenen vorziehen. Man soll Erzählungen nicht ablegen

können wie Akten – wie einen Kaufvertrag oder ein Testament.“ („Nachwort für den Leser“, S. 134)

Wäre Alfred Andersch, der über seine Biographie sogar den vertrautesten Menschen nur zögernd Mitteilungen machte, am fertigen, erlebten Material kleben geblieben, so hätten wir vielleicht sehr interessante und in der Prosa häufig vorkommende Darstellungen spannender Erlebnisse und Vorgänge bekommen. Aber Andersch beschrieb nun mal nicht das, was ihm zustieß, nachdem er aus dem Wittelsbacher Gymnasium relegiert worden war. Er beschrieb nicht die Lehre beim Alldutschen und Altnaziverleger Lehmann, dem Thule-Kameraden des Vaters, beschrieb nicht, wie er nach Abschluß der Lehre arbeitslos geworden ist und dann zufälligerweise mit Leuten vom Kommunistischen Jugendverband zusammentraf, dessen Bildungsbeauftragter er für einige Zeit werden sollte. So hat das Alfred Andersch nicht beschrieben. Was ihn fesselte, war das Neue, das Noch-Offene, der durch äußere Umstände herbeigeführte Zwang zu freiem oder angepaßtem Denken und Handeln. So ist auch die Erzählung – in der Chronologie der Autobiographie –, die auf die Vorgänge in „Der Vater eines Mörders“ folgt (die bereits in *kürbiskern* 1/76 erstmals veröffentlichte Erzählung „Lin aus den Baracken“), ein Abschnitt im Leben des Franz Kien, der einen Sprung aus dem Bisherigen bedeutet, wonach es aber erneut offenbleibt, wie es weitergehen wird. In dem äußerst komprimierten Text *Der Erzählte* brachte sich der Schriftsteller Andersch dieses Problem ganz direkt zu Bewußtsein:

„Ich mag keine *Memoiren*. Autobiographie ist etwas ganz anderes als Memoiren-Schreiberei. Es gibt sehr große Autobiographien. 'Dichtung und Wahrheit' zum Beispiel.“ Und für diese Nahtstelle zwischen Leben und Gestalten gilt: „Mein Leben verbindet sich für mich in Erinnerungen an Augenblicke.“

Das ist die Grenzsituation: Alfred Andersch schärft – zunächst für sich – und dann, durch das Gestaltete, für Lesende den Blick dafür, auf vielen Ebenen zu überprüfen, worin das Notwendige und Zufällige in einer Situation von Konflikten und Entscheidungen besteht, mit der Frage nicht aufzuhören, was Mensch-Sein in seiner Komplexität bedeutet.

„Ein Interesse, das mich dazu bringt, mich mit einem Bleistift vor einen Stoß weißen Papiers zu setzen, wird ausschließlich durch den Anblick offener Figuren ausgelöst, nicht von solchen, über die ich schon ganz genau Bescheid weiß, ehe ich anfangen, zu schreiben. Und am liebsten sind mir Menschen, die offen, geheimnis voll bleiben, auch nachdem ich mit dem Schreiben aufgehört habe.“ („Nachwort für den Leser“, S. 155)

In dem (unveröffentlichten) Brief, den Konstantin Simonow, nach der Lektüre des Romans „Winterspelt“, am 31. August 1978 an Alfred Andersch schrieb, finde ich eine, für diese Methode und die schriftstellerische Tätigkeit schlechthin, prägnante und zutreffende Charakteristik:

„Eine der wohl kompliziertesten schriftstellerischen Aufgaben besteht darin, den Leser mit dem Helden bekannt zu machen oder, breiter ausgedrückt, mit den Helden. Manchmal gelingt dies auf Anhieb, schon von einer Seite an. Manchmal gelingt es überhaupt nicht – mir ist es nicht nur einmal zugestoßen, bei allen meinen, darauf folgenden Versuchen, das erste mißlungene Bekanntmachen zu korrigieren.“

Sie haben, bei einer gewissen, scheinbaren Alogik der Form im wesentlichen die Bekanntschaft des Lesers mit Ihren Helden rein alltäglich aufgebaut, wie im Leben, wenn wir all das, was uns beim Erkennen eines Menschen bevorsteht, überhaupt nicht in jener Folgerichtigkeit erfahren, wie das gewöhnlich in der Literatur dargelegt wird – wir erfahren Verschiedenes, zu verschiedener Zeit, in unterschiedlicher, bisweilen sehr bizarrer Folgerichtigkeit. Und bei einer solchen Methode ist das Kennenlernen etwas sehr Anziehendes, sowohl dank des gegebenen Unverhofften als auch dank der fehlenden Folgerichtigkeit. Es bleibt auch etwas Unvereinbares wie Unerkanntes, was zum Rätseln wie auch zum Nachdenken veranlaßt. Wie das auch im Leben mit Menschen zu sein pflegt, denen man nochmals begegnen möchte, die für dich weiterhin interessant bleiben, nachdem sie aus deinem Blickfeld verschwunden sind.“

In dem 1962 abgeschlossenen Band mit Abbildungen von Aufnahmen der Malerin Gisela Andersch, finden wir bereits den Gedanken, der Alfred Andersch immer wieder beschäftigte und den er ganz zuletzt, als Schlüssel zu den Kien-Geschichten, zusammenfaßte: „Ich verzichte mit voller Absicht auf die Ich-Form. Ich halte sie für die anspruchsvollste aller Textformen: wer 'ich' sagt, sollte es nur tun in der Absicht, sich selber rücksichtslos zu verwirklichen.“ („Wanderungen im Norden“, 5. Aufl., Zürich 1970, S. 218)

Nachdenken über den Erzählten ist also für Andersch notwendiges Forschen nach den Grenzsituationen des sozialen und individuellen Seins: „Grenzen sind dazu da, überschritten zu werden: dies gilt als Lehrsatz und als Schicksal, am unerbittlichsten bei denen, die von Freiheit sprechen; den furchtbaren Widerspruch zu ihr, der in einem Zwang zum Überschreiten steckt, bemerken wir nicht. Freiheit wäre da, wo wir an einer Grenze sagten: es ist genug. Es reicht uns.“ („Hohe Breitengrade“, S. 60)

#### *Ohne Gerüst kann man nicht bauen*

Manche Kritiker schrieben, Andersch sei zutiefst konservativ gewesen, als Person und Autor. Mit Sicherheit entzieht sich das, was diesen Menschen und sein Werk prägte, den landläufigen Schludrigkeiten im Umgang mit Begriffen. Dies gilt übrigens für das ganze Spektrum politischer und literaturpolitischer Auseinandersetzungen. Das liegt vielleicht daran, daß es schwierig ist, das Revolutionäre im Disziplinierten zu erkennen, in dem rücksichtslose Offenheit und die stille Folgerichtigkeit der Diskretion aufbewahrt sind.

Einen Zugang über narzistische Selbstenthüllungen gibt es zu dieser Literatur nicht. Nicht einmal in den privaten Notizen. Distanz wird geschaffen. Zum Schauplatz, zur Zeit, zu allen Figuren, auch zur Hauptfigur. Würde man es nicht, so könnte man das Autobiographische schwerlich nachvollziehen, zumal die Erzählweise dazu gar nicht einlädt.

In *kürbiskern 2/75* hatte Alfred Andersch erstmals einen Text veröffentlicht („Aus der grauen Kladde“), in dem spielerisch und systematisch, vom Gerüst einer Geschichte, von Geschichte und individueller Erfahrung, von ‚Dichtung und Wahrheit‘ die Rede ist. In der dem Wörterbuch entnommenen Erklärung des Wortes Kladde, ist nachzulesen: „kaufm. Tagebuch zur vorläufigen Buchung“. Das bezog sich nicht auf den Text, der fertig und ausgefeilt war. Das

meinte das Prozeßhafte des Nachdenkens über Gedanken, die zur Disposition stehen, Veränderungen unterliegen.

Der Plan aus der Kladde zur Geschichte „Der Vater eines Mörders“ stellt einen Rohentwurf beim Verfertigen einer Erzählung dar. Es sind Stichworte, die anzeigen – und deshalb seien sie an dieser Stelle zitiert –, daß den Verfasser nicht interessierte, persönliche Erinnerungen oder gar eine traumatische Vergangenheit aufzuarbeiten, sondern Exemplarisches, in unserer Zeit nicht Erledigtes zu gestalten, als ein Stück, das uns alle angeht. Kein fertiger, ausgefeilter Text sondern die Beschreibung von Teilen eines Gerüsts, ohne das Andersch nicht baute.

#### »DER VATER EINES MÖRDERS

Die Klasse Soziologie des Gymnasiums

Das Gymnasium

„Franz“ – „Franz Kien“ erst, wenn er aufgerufen wird (?)  
keine Ahnung vom Griechischen – warum nicht? (er, für den  
Sprache später so wichtig sein würde)

H. auf der Toilette

Namen 'Himmler' gleich nennen oder bis zum Schluß aufsparen?

(Zusatz, später:)

Wann Einblendung über die beiden Himmlers,

Vater + Sohn – über Blende auf Vater?

oxytonon – paroxytonon – proparoxytonon – perispomenon – properispomenon

Dialog-Form?

Erinnert F. K. sich oder wird der Augenblick des Erlebens geschildert?

zentrale Szene: das Beibringen der Akzentlehre

das Verhalten des Klassenlehrers Kandlbinder, unterwürfig zu H., wütend zu F. K.

Ansatz der story: wie der Klassenlehrer blaß wird, als H. hereinkommt  
'Du' und 'Sie'-Anrede der Schüler – wie alt ist F. K. in der Untertertia?  
in Obertertia

1914 geboren<sup>6</sup>, 1920 Volksschule<sup>4</sup>,

1924 Gymnasium

1928 od. 27 in Untertertia

Untertertia, Schuljahresbeginn

Ostern,

also Frühsommer 1928

Hätte er gar nicht Gymnasium, sondern Handwerkslehre? Er wäre  
aber gar nichts anderes als Schriftsteller geworden

H., der das Interessante an der griech. Lautlehre nicht zeigt, sondern nur drillt  
Technisches Hauptproblem: Verbindung der Jetzt-Szene

mit späteren Erkenntnissen (diese vielleicht *kursiv*?)

'Rex' als Bezeichnung der Schüler für den Oberstudiendirektor  
aber nicht König

Erleichterung F. K.'s über Erscheinen des Rex (weil er sich auf  
Griechisch-Stunde nicht vorbereitet hat)

H. in Bayerische Volkspartei  
 Der Mai-Tag draußen  
 FK schwitzt, während des Drills durch den Rektor  
 FK, wie er Sonntags fein gemacht, zu Bekannter der Eltern mitgehen muß  
 Rex am Schluß des Drilles: na also, du könntest ja, wenn du wolltest  
 nach Szene ist klar, daß F. K. die Schule verlassen wird  
 (auch älterer Bruder?)  
 „Dein Bruder ist in Untersekunda, er wird es wohl auch nicht  
 schaffen“. „Das Einjährige“  
 Endres – mit Müh und Not mal eine Drei zustandegebracht  
 Würm-Kanal?  
 „abgeschlossene Halbbildung“  
 Königsdramen  
 Schletters Hakenkreuz  
 Schletter als Nebenschüler auf der Bank interpolieren  
 H's Mutter, der Ehering des alten Himmler, auch bloß Teil einer  
 Maske  
 Aussehen Kiens – seine Kleidung  
 (Beine etwas zu kurz, und gebogen – ‚Wasserkopf‘)«

#### *Ein Name und die Gesellschaft der Erben*

Das Unheimliche an dieser Geschichte hängt mit einer Person zusammen, die darin nur beiläufig erwähnt wird, von der aber Jahre später klar geworden sein wird, daß mit deren Namen die Geschichte der größten Verbrechen verbunden ist. Heinrich Himmler, Sohn des Rektors Gebhard Himmler, der 1928 eine Schulstunde in der Klasse von Dr. Kandlbinder abhält, bei der Franz Kien geprüft und, weil er bei der Prüfung in einer bestimmten Weise versagt, von der Schule relegiert wird.

Wären Wahrheit und Meisterschaft dieser Münchner Schulgeschichte geringer, wenn wir es statt des Namens Himmler mit einem anderen Namen zu tun hätten, nicht mit einem ähnlich berüchtigten wie Eichmann, Höß oder Kaltenbrunner sondern einfach mit Meier, Müller oder Huber?  
 Ich bezweifle das.

Die Wahrheit bliebe ebenso erhalten wie die Meisterschaft der Erzählung. Was fehlte, wäre die „politische Bombe“ – die Tatsache, daß Heinrich Himmlers Vater der Rektor eines der angesehensten humanistischen Gymnasien war, der sich zudem rühmte, die Grundlagen der klassischen Bildung zu vermitteln. Dies ist nicht als Sensation gemeint, sondern markiert die äußerste Grenze des Vorstellbaren, des Noch-nicht-Erwarteten oder Längst-Verdrängten, was heißen will: die staatliche Vernichtungsmaschine und das perfektionierte System des Völkermordes wurde nicht von einem Mann gelenkt und angeleitet, der aus kriminellen Verhältnissen stammte, sondern vom Sohn aus besten, gutbürgerlichen Verhältnissen, dessen Vater mit der Erziehung der Elite in Bayern betraut war.

Nicht die Verwandtschaft sondern die Wahlverwandschaft ist hier von Interesse. Himmler ist die extremste Steigerung aller anderen gesellschaftlichen

Vater-Sohn-Beziehungen, ohne die es nie zum Funktionieren der Vernichtungsmaschine gekommen wäre, ob große oder kleine Rädchen, alle sind gemeint, die in irgendeiner Weise hineingezogen worden sind.  
 Alfred Andersch verstört damit alle, die der Schutzbehauptung anhängen, die Verbrechen des Faschismus seien unerklärliche kriminelle Entgleisungen von einigen Verbrechern, die – gegen besseres Wissen – leugnen, daß der Hitlerfaschismus der direkte Erbe des deutschen Bürgertums ist, und zwar in all seinen Bestandteilen. Nirgendwo läßt sich das so exakt nachweisen wie in der Ordnungszelle Bayern. Die Spitzen der Bayerischen Volkspartei – der Vorläuferin der CSU – betrachteten, mit jesuitischem Augenzwinkern, die NSDAP als wertvollen Bestandteil der „vaterländischen Bewegung“, als „Fleisch von unserem Fleisch“ (Justizminister Gürtner). Sie propagierten dieselben Feindbilder, und wenn sich der alte Himmler, Bayerische Volkspartei, mit seinem Heinrich, dem Hakenkreuzler, nicht vertrug, so lag dies, das Politische betreffend, nicht im Grundsätzlichen.  
 Joachim Kaiser hat diesen Kern der Münchner Schulgeschichte so beschrieben: „Am Ende seiner Laufbahn als Schriftsteller gelang Andersch folgendes: Er erzählte vollkommen konkret, nur auf die Geschehnisse, Gedanken und Empfindungen bezogen, zu denen es während einer dreiviertelstündigen Schulprüfung kommt. Dank der eingehaltenen Einheit von Ort, Zeit und Handlung wurde daraus ein konzentriertes, dramatisches, spannendes Prosa-Stück. Dieses kleine Schuldrama wird aber, weil die Spannungen, die traditionalistischen, konservativen und faschistischen Kräfte der Zeit nicht nur unterschwellig vorkommen, zum Schnittpunkt aller jener Kräfte, die in den zwanziger Jahren unser Volk zerrissen und die dann vollends Herrschaft über Deutschland gewannen. Daß der Name Himmler sowohl völlig konkret wie auch als (vom Leser hinzugefügter) Inbegriff äußersten Schreckens erscheint, verdoppelt diese Symbolkraft der Erzählung ungeheuerlich.“ (SZ 28./29. 1. 80)  
 Die Wucht der Wirkung wohlahnend, die von dem Namen Himmler, von den nicht zu Ende denkbaren Assoziationen dieser Schulstunde im Wittelsbacher Gymnasium des Jahres 1928 ausgehen würde, fixierte der Autor einige Sätze, die voreingenommenen Interpretationen vorbeugen: „... die Überschrift, die ich für die Erzählung gewählt habe, hält nur einen geschichtlichen Tatbestand fest; sie erhebt nicht den Anspruch, die private, die persönliche Wahrheit dieses Menschen, des Rex, zu bestimmen. War es dem alten Himmler vorbestimmt, der Vater des jungen zu werden? Mußte aus einem solchen Vater mit ‚Naturnotwendigkeit‘, d. h. nach sehr verständlichen psychologischen Regeln, nach den Gesetzen des Kampfes zwischen aufeinander folgenden Generationen und den paradoxen Folgen der Familien-Tradition, ein solcher Sohn hervorgehen? Waren beide, Vater und Sohn, die Produkte eines Milieus und einer politischen Lage, oder, gerade entgegengesetzt, die Opfer von Schicksal, welches bekanntlich unabwendbar ist – die bei uns Deutschen beliebteste aller Vorstellungen? Ich gestehe, daß ich auf solche Fragen keine Antwort weiß, und ich gehe sogar noch weiter und erkläre mit aller Bestimmtheit, daß ich diese Geschichte aus meiner Jugend niemals erzählt hätte, wüßte ich genau zu sagen, daß und wie der Unmensch und der Schulmann miteinander zusammenhängen.“ („Nachwort für den Leser“, S. 135)

Warum beschäftigen sich dennoch die meisten Kritiker wie auch ehemalige Schulkameraden (vergleiche die in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 9./10. 8. 80 veröffentlichten Leserbrief) vorwiegend mit eben diesem Zusammenhang Vater und Sohn, der doch lediglich durch die Überschrift vorgegeben ist? Tut man das nicht deshalb, weil man mit einer Sache, die vergangen ist, nicht fertig wird, weil die Frage an uns erneut gestellt ist? Welche Kräfte bestimmen die Zukunft unseres Volkes?

Aus zahllosen Rezensionen will ich drei herausgreifen, in denen – stellvertretend für viele – die Grundaussagen zur Geschichte „Der Vater eines Mörders“ und zu Problemen unserer Zeit, unserer Gesellschaft gemacht werden. Für Ludwig Harig („Die Zeit“ v. 10. 10. 80) steht fest: „Andersch, der seinen Blick nicht auf den Mörder Himmler, sondern auf dessen Vater, den Schulmann, richtet, ist konsequenterweise nicht an den Folgen, sondern an den Voraussetzungen der Erziehung interessiert; und wie diese in ihren unheilvollen Kausalitäten das ‚Wesen der deutschen Schule‘ als mörderisches System beweist, so wird evident, daß der Vater des Mörders bereits schon ein Mörder gewesen sein muß, nicht mit Hilfe von Gaskammern, aber mit Hilfe griechischer Grammatik und ihrer speziellen Anwendung im Schulunterricht.“ Rolf Vollmann dagegen gibt sich, mit einer, dieser Interpretation genau entgegengesetzten Aussage sicher, wenn er kategorisch behauptet („Stuttgarter Zeitung“ v. 7. 10. 80): „In keinem Fall stecken in dieser Figur (Rektor Himmler. Anm. F. H.) der verfluchte Sohn und das Regime, dessen Hauptschergen er war.“ Fast eine Ausnahme unter den Kritiken stellt der Aufsatz von Kirti Maisel („Deutsche Volkszeitung“ v. 9. 10. 80) dar, der in dieser Schulstunde des Jahres 1928 aktuelle Bezüge vorfindet und mit dem beginnt, was im Mittelpunkt des Erzählten steht: die Erfahrung der Angst, der Enttäuschung und Unzufriedenheit von jungen Menschen mit einer Generation von Erziehern, die „mitverantwortlich zeichnen für eine Gegenwart, die der Jugend keine Perspektive mehr zu geben scheint“. Maisel zieht eine Parallele zwischen dem einen – Franz Kien –, der angesichts dieser Erfahrung bei einer Prüfung allein bleibt, und einem anderen – dem Sohn des alten Himmler, der zu dem „mörderischen Desperado Hitler läuft“.

Die Parallele zwischen Franz Kien, damals 14jährig, und Heinrich Himmler, zu jenem Zeitpunkt 28 Jahre alt, ist jedoch zu sehr auf die psychologische Seite des Alleingelassenseins eingeengt. Maisels wichtiger Ansatz – die von den Schülern empfundene Bedrohung – wird zu früh zugunsten einer Interpretation der Lebenswege aufgegeben, die ja, nach Darstellung des Autors noch offen sind. Die Meisterschaft des Erzählten besteht ja gerade darin, daß alle Haupt- und Nebenfiguren „offen, geheimnisvoll bleiben, auch nach dem ich mit dem Schreiben aufgehört habe“. Heißt das, daß Andersch, der mit Sprache so klar und unzweideutig wie nur möglich umging, alles im Dunkeln belassen will, was von dem Vorgang in einer Schulstunde zu den Vorgängen in der Gesellschaft weist? Ist dies ein Widerspruch zur Absicht und der Neugierde des Schriftstellers, eine Geschichte zu schreiben, in der etwas einbeschlossen ist, was mit dem Späteren zusammenhängt?

Auf alles, was eine plakative Erklärung begünstigen könnte, wird verzichtet. Andersch beläßt es bei der Schilderung von Episoden im Ablauf der Schul-

stunde, etwa bei der Szene, da der Rektor zu Hugo, Franz Kiens Nebensitzer, sagt: „Nimm das Abzeichen weg!“ Gemeint ist ein Hakenkreuz aus dünnem, vergoldeten Blech. Umwerfend für Kien war die Begründung, warum er das untersagte: er könne ja dann auch nichts unternehmen, „wenn demnächst einer mit dem Sowjetstern in die Schule kommt“. (S. 69)

„Klar, dachte Franz. Angesichts eines Sowjetsterns konnte der Rex sich nicht damit begnügen zu sagen: ‚Nimm ihn ab!‘ Da müßte er schon andere Saiten aufziehen, obwohl Franz niemanden in der Klasse, ja in der ganzen Schule keinen einzigen Schülern oder Lehrer kannte, dem zuzutrauen war, er sei Bolschewist. Das gab es doch einfach nicht . . . Hakenkreuzler gab es eine ganze Menge, . . .“ (S. 70)

Mit anderen Worten war das politische Klima einer Zeit, in der Rote noch vor wenigen Jahren bei der sogenannten Befreiung Münchens durch Freikorps und Reichswehrtruppen wie Freiwild gejagt und auf offener Straße erschlagen wurden, bereits von einem fanatischen Antibolschewismus gekennzeichnet, den alle bürgerlichen Parteien und die SPD-Führung und die meisten Zeitungen so praktizierten, daß man sie darin von den Nazis kaum unterscheiden konnte.

Daß Andersch dieses Gymnasiasten des Jahres 1928 durchaus vertraute politische Klima im Hintergrund beläßt und stattdessen die Dramatik anhand einer Prüfung in Altgriechisch entwickelt, öffnet Zugänge des Politischen, die in der bürgerlichen Ideologie geleugnet werden.

#### *Die politische Bombe*

In der Dramatik der Prüfung sind alle – Rektor, Klassenlehrer, Schüler – so einbezogen, daß sie als Beteiligte eines Vorgangs erscheinen, den sie zum Zeitpunkt des Geschehens so hinnehmen, als sei das immer so gewesen und müßte sich auch künftig in dieser oder jener Form abspielen. Das Zeremoniell, die Routine und der Drill gehören eben dazu, und sie sind Teil eines hierarchischen Systems von Abhängigkeiten, das nach Regeln funktioniert, in denen Herrschaft und Macht ausgeübt wird, denen man sich, will man erfolgreich sein, anzupassen hat. In der von Andersch geschilderten Stunde widersetzen sich zwei, der eine demonstrativ, der andere lautlos.

Franz Kien fliegt nicht, weil er Fehler macht, sondern weil Rektor Himmler mit einem untrüglichen Instinkt und nachdem er selbst, unmittelbar zuvor, durch das Aristokratensöhnchen Greiff verspottet worden war, spürt, hier sei einer, der sich nicht anpassen will. Der Entschluß, den schwächeren Kien zu relegieren, ist in dem Augenblick gefallen, da Rex Himmler sagt: „Du könntest, wenn du wolltest, aber du willst nur nicht!“

Der Verlauf der Stunde – aus der Sicht der Schüler entwickelt – ist die Parabel für eine Ordnung, in der es selbstverständlich erscheint, daß man Macht von oben nach unten weitergibt, fast wie in einem Ritual zelebriert, was schon alle denkbaren Schattierungen eines Kultes der Gewalt zuläßt, deren Träger jedoch dazu angehalten sind, Masken zu tragen, zu heucheln, nie das zum Vorschein zu bringen, was einen wirklich bewegt.

Die Schüler erleben das wie einen Alptraum, was anzeigt, daß sie das Training



zum Maskentragen noch nicht abgeschlossen haben. Diesem Zweck dienen Prüfungen. In der Prüfung wird hier nur vordergründig die Leistung getestet. Einem durch Drill beigebrachten Stoff entspricht die Prüfung als Verhör. Geprüft wird vor allem die Bereitschaft zur Anpassung. Wer's nicht schafft, resigniert – oder ist zu etwas anderem, sehr Schwerem gezwungen: zur Freiheit und Würde des Menschen.

Der Alptraum in dieser Schulstunde ist der Alptraum einer ganzen Gesellschaftsordnung. Jeder hat solche Prüfungen erlebt, wer leugnet, dies sei etwas ganz Normales, ist ein Anpasser. Ganz offenkundig geht aus der Art, wie in dieser Schulstunde die Menschen miteinander umgehen, hervor, daß der erste Schritt zur Unmenschlichkeit aus einem Ritual der Herrschaftsausübung kommt, bei dem der Stoff, der erlernt und durchdacht werden soll, sinnentleert und mechanisch angenommen wird. So paukt Rektor Himmler – nach der Bedeutung dieses Satzes wird nicht an einer einzigen Stelle nachgefragt – einen, wie man weiß, bedeutsamen Imperativ durch:

*Es ist verdienstvoll, das Land zu loben.*

Basta. (Könnte da einem nicht die FDGO einfallen?)

Erziehung als Ausdruck der Unterwerfung unter die vorgegebenen, durch Traditionen vermittelte und durch Anordnungen geregelten Rituale und Verhaltensmuster der Macht. Das zeigt der erste dramatische Höhepunkt: die Konfrontation mit Konrad von Greiff.

„... da haben wir also unseren jungen Baron Greiff“, sagt der Rex und will den Burschen, von dem er weiß, daß er den Klassenlehrer Kandlbinder zu verhöhnen versteht, nun höchstpersönlich zur Räson bringen. Die Schüler warten gespannt darauf, ob sich Konrad von Greiff auch gegen Rex Himmler durchsetzen wird. „... Einem Herrn von dieser Sorte darf man nichts durchgehen lassen“ – der Rektor kostet seine Position mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln aus, bis dem jungen Baron der Kragen platzt: „Ich gehöre nicht zum Rindvieh . . . Und Sie sind nicht Jupiter . . . Für mich nicht! Ich bin ein Freiherr von Greiff, und Sie sind für mich überhaupt nichts weiter als Herr Himmler!“ (S. 47)

Was darauf folgt, erstaunt die Klasse (in einem Zimmer, in dem plötzlich „die bleichen Tücher von Reglosigkeit und Totenstille hingen“). Rektor Himmler reagiert „unheimlich gelassen“, er versucht durch faktengespickte Anspielungen auf die Familie, die Geschichte und die Bedeutung des Humanen seine Überlegenheit vor den anderen zu behaupten. Macht er zunächst die Familie Greiff (Greif, Grif, Grip – „nichts weiter als namenlose Bauernschinder“) herunter, so lobt er unvermittelt Konrads Vater („kein bißchen eingebildet auf seinen Adelstitel“). Die Klasse erlebt einen spannenden Kampf, der noch nicht zu Ende ist.

„Mein Vater spielt immer den Bescheidenen . . . darin ist er ganz groß. Aber in Wirklichkeit . . . wir haben zwei Schlösser, dreihundert Hektaren Feld und dreihundert Hektaren Wald.“ Auf diesen Trumpf von Konrad hin beruft sich Rex Himmler auf persönliche Bekanntschaften mit Adligen, denen dreitausend Hektaren gehören. Himmler läßt sich, wie Andersch schreibt, „auf ein Gewörtel“ ein und sogar zu folgender Äußerung verleiten: „Wir Himmlers sind viel älter“ . . ., redet von einem „Himmler-Haus“ in Basel und Mainz, vom

„Stadtpatriziat“ – alles in einer Weise, daß darin die Ahnenpässe der Nazis vorweggenommen scheinen.

Mit dem lakonischen und spöttischen „Gratuliere“ des jungen Freiherrn setzt der Erzähler einen Akzent, der klarmacht, warum diese ganze Szene einen nie ausgefochtenen Kampf zweier Klassen symbolisiert, bei dem das Bürgertum so kläglich versagte und sogar in seinem Schulimperium, so wie in der gesamten Geschichte, immer versagt, wenn es sich nach oben durchzusetzen hat und die Schläge umso bösartiger nach unten weitergibt. Denn Rektor Himmler ist zum Rausschmiß des Adligen zu feige: „Ich werde deinem Vater schreiben und ihn bitten, dich von dieser Schule zu nehmen.“

In seinem Nachwort schreibt Alfred Andersch, daß die Szene mit Greiff die einzige gewesen sei, die sich nicht in dieser Stunde sondern bei anderer Gelegenheit abgespielt habe. Umso mehr unterstreicht er damit die Bedeutung von Herrschaftsdenken, ja von Klassenkampf in historischen Dimensionen, die sich, bewußt und unbewußt, in dem Verhalten der Menschen niederschlagen, die an dieser Schulstunde beteiligt sind.

Kein Wunder, daß nun derjenige, der nach dieser Niederlage des Mächtigsten im Schulimperium Wittelsbacher Gymnasium 1928 geprüft wird, dessen Vater ein kranker, verarmter Offizier ist, der keine Hektaren Felder und Wald besitzt, der nur die trotzigste Antwort parat hat, er wolle „Schriftsteller“ werden, dran glauben muß. Diesem Jungen wird insgeheim klar, daß er zunächst diese Stunde überleben muß, daß es um eine Zwangslage geht, die er konsequent, ohne laute Töne bestehen will, denn er will das nicht, was der Rex will. Der läßt ihm keine Chance, treibt ihn vor sich her, schüttet Spott und Hohn über die Familie aus – und erlebt eine zweite Niederlage. Bei Kien hört man nicht, wie er sich wehrt, der denkt sich das und wird es nicht vergessen können, muß daraus seine eigenen Entscheidungen treffen: „Dieser Dreckskerl, dachte Franz, da gehört schon was dazu, sich vor die Klasse hinzustellen und auszuposaunen, daß wir arme Leute geworden sind, ein Dreckskerl ist er, dieser Sokrates-Verehrer, ein Schweinehund, ist aber schließlich wurscht, sollen sie nur alle wissen, daß die Kiens arme Leute geworden sind, meinestwegen, dachte Franz, und seine Gesichtshaut nahm wieder ihre normale Färbung an, auch wenn er immer noch dachte: der Hund!“

Das Monströse an der Figur des Rektors kommt darin zum Vorschein, daß seine Macht gegenüber Greiff aufgeblasen erscheint, gegenüber Kien unmenschlich. In beiden Fällen versagt er.

Daß Heinrich Himmler der Sohn dieses Rektors war, charakterisiert nicht *die Person* des Vaters sondern *die Rolle*, die er einnimmt. Der Vater eines Mörders kennzeichnet somit eine jener Grenzsituationen, bei der Menschlichkeit – für alle Betroffenen – durch ein sozial und historisch, politisch und ökonomisch konkret ausgeleuchtetes System der Herrschaft schon so weit bedroht ist, daß man als Leser von heute dazu veranlaßt ist, Linien bis in die Gegenwart zu ziehen. Es ist durch diese Geschichte nicht geklärt aber klar, das große Verbrechen war schon einmal aus scheinbar harmlosen Erscheinungen des alltäglichen Entmenschlichen mit hervorgegangen. Und wer kann in Abrede stellen, daß wir es heute wiederum mit einer, für die meisten undurchschaubaren Macht und an Schulen durchaus bekannten Hierarchie der

Abhängigkeit, mit Angst und Zwängen zur Anpassung bei der Erziehung junger Menschen zu tun haben? Man muß an dieser Stelle nicht unbedingt ausleuchten, was an vorgeschriebenen, tradierten und verordneten FDGO-Ritualen an bundesdeutschen Lehranstalten vorherrscht.

*Es ist verdienstvoll, das Land zu loben!*

Unterrichtet da irgendwo der Vater eines künftigen Mörders?

#### Der Plan

Lebendige Literatur, „in jeder Hinsicht auf dem schwierigen Weg zwischen Klassizismus und Vulgarität“ (Andersch), keine Schnörkel, keine Flucht in die Neurosen eines Schülers, die Psychosen der Zeitgenossen, kein lautes Schreien um Engagement, das man wechselt, wie die Mode oder sich in der Pose der Verzweiflung anpaßt.

In „Hohe Breitengrade“ lesen wir: „Ich mag das Wort Engagement nicht mehr, während das Wort Humanität für mich nichts von seinem Wert verloren hat“. Konsequenz, äußerste Konsequenz und Humanität, das zeichnet den Menschen und das Werk aus. Welche Energie und Vollendung steckt in dieser langen Kurzgeschichte! An der letzten, von der Natur vorgegebenen Grenze abgerungen, ohne daß auch nur ein Schatten des unvermeidlichen Endes darüber läge, im Gegenteil: es war ja nur ein Stück zu einem großen Plan. In der Kladde lese ich Stichworte zu Abschnitten, die in viele Richtungen führen:

Die Zeit der Hoffnung 1956

Die Zeit der Unentschiedenheit

Die Zeit des Zynismus

Die wiedergefundene Zeit

Und da sind die Titel für die Arbeit an geplanten Geschichten:

»ITALIEN ZUM ERSTENMAL

„Varesina“ (siehe Notizbuch)

#### DIE ANPASSUNG

Radio

Bausch/Böll/Abschied aus der Redaktion

#### SEHR GEEHRTES GOETHE-INSTITUT

Bericht über Amerika-Reise

Vorspiel, G.I. in München (+ New York?)

Beispiel: Buffalo

#### BERUFSVERBOT

Soll man aus D. auswandern? K. M.

P. P. Zahl

#### MAMMA

Befreiung aus dem KZ – zweimal das Leben geschenkt

27.2.74 Traum von meiner 90jährigen Mutter, wie sie nach New York fliegt

Hungerweihnachten – Mehlbrei

„Fräulein Kalb“

Tarock

Verhältnis des Vaters zu den Brüdern

(er schlägt Stefan, während er Franz ungeschoren läßt)

#### INFRAGESTELLUNG DER FAMILIE

siehe Notizbuch

als Brief an eines der Kinder? welches?

#### KP-VERBOT 1956

Warum es nicht wahrgenommen?

Warum nicht einmal die alten Verbindungen (Adelheid etc.) gehalten?

Suderlands Bitte, seinen Namen aus den „Kirschen der Freiheit“ zu streichen

Gleichsetzung von Kommunismus und Faschismus (als Staatsideologie)«

Einige Spuren, die zu einem großen Plan führen, Stichworte zum Überlegen, denn Titel sind es wohl nicht, es läßt sich auch nicht sagen, wie die Reihenfolge gedacht war, das war wohl auch nicht so gedacht, wer weiß, gerade bei präziser Arbeitsvorbereitung, woran man als nächstes gehen muß, weil man nicht anders kann.

Fragmente zu einem großen Plan.

Unwiderruflich Fragmente.

Die wiedergefundene Zeit: Alfred Andersch war voller Pläne.

„THE LEAVES BE GREEN“.

## Aus dem Nachlaß von Alfred Andersch Der Erzählte

Er heißt Franz Kien. Eigentlich merkwürdig, daß ich *Franz Kien* sage, anstatt *ich*. In *DIE KIRSCHEN DER FREIHEIT*, die ich 1950 und 1951 schrieb, habe ich ohne Bedenken *ich* gesagt. Ich wäre damals gar nicht auf die Idee gekommen, ein Stück meines Lebens in der dritten Person zu erzählen.

Später nannte ich mich Franz Kien, in Geschichten wie *ALTE PERIPHERIE*, *BRÜDER, DIE INSELN UNTER DEM WINDE*, *FESTSCHRIFT FÜR CAPTAIN FLEISCHER*, die vollkommen autobiographisch sind. Warum? Ich weiß es nicht.

Ich habe ein schlechtes Gedächtnis.

Ich erinnere mich nicht an mein Leben. Ich erinnere mich an Augenblicke meines Lebens. Mein Leben verdichtet sich für mich in Erinnerungen an Augenblicke.

Schon *DIE KIRSCHEN DER FREIHEIT* liefen auf einen Augenblick zu. Sie beschrieben den Prozeß eines einzigen Augenblickes. Nachträglich sind mir noch ein paar Momente dieses Prozesses eingefallen. Der Leser kann also, wenn er will, diese *Nachträge* in sein Exemplar *KIRSCHEN* einkleben.

Aber dadurch würden Brüche in jenem Buch entstehen, feine Risse, wie sie sich ergeben, wenn man von der ersten in die dritte Person wechselt. Auch mein Roman *EFRAIM* ist in der ersten Person Einzahl geschrieben. Dahinter findet sich der Satz: „Vielleicht ist unter allen Masken das Ich die beste.“ Aber die Ich-Erzähler in den *KIRSCHEN* und *EFRAIM* tragen keine Masken.

Und Franz Kien ist Franz Kien. Vielleicht erzähle ich von ihm nur, weil es mir unter seinem Namen eine Spur leichter fällt, von mir selbst zu erzählen. Leichter – das ist: erzählter. Erzählter – das ist: verdichteter. Verdichteter – das ist: wahrer.

## An die Kommunisten

werdet ihr  
wenn ihr gesiegt habt  
endlich aufhören  
über krüge  
und gitarren  
zu lachen  
wie du gelacht hast  
nikita

in jener ausstellung  
der franzosen  
zu moskau  
höhnisch

nur eine nuance  
zu laut  
und sichtlich

betroffen

Jürgen Kuczynski

## Was soll eine Geschichte des Alltags eines Volkes?

Wir haben so viele Arten der Geschichtsschreibung. Am üblichsten ist natürlich die Ereignisgeschichte, die *histoire evenementielle*, die den Bogen der Erzählung von einem großen Ereignis zum anderen spannt. Es gibt Geschichten der Klassenkämpfe, die Festtags- beziehungsweise Trauertagsgeschichten ähneln, je nachdem ob Siege errungen oder Niederlagen erlitten wurden. Solche Art von Geschichtsschreibung ist in vieler Beziehung das Gegenteil einer Geschichte des Alltags.

Unter ganz anderem Blickwinkel sprechen englische Historiker von der *History from below*, Geschichte von unten gesehen. Diese Art der Geschichtsschreibung besagt noch nichts über das Thema, denn man kann sowohl das Leben von Königen wie von Bettlern „von unten“, mit den Augen des einfachen Volkes, betrachten.

Wieder ein ganz anderer Gesichtspunkt ist es, wenn man sich um eine Universalgeschichte bemüht, zumal dieser Ausdruck zwiespältig ist und sowohl Weltgeschichte wie auch *Histoire integrale* bzw. globale bedeutet: Weltgeschichte im philosophisch höchsten Sinne, uns die Geschichte der Welt und ihren Sinn, ihre treibenden Kräfte erklärend; *Histoire integrale* bzw. globale, im wissenschaftlich höchsten Sinne, alle Wissenschaften einbeziehend, um das geschichtliche Leben allseitig zu begreifen.

Bisweilen setzt man auch der Ereignisgeschichte die *Histoire petite* entgegen, die von sogenannten Kleinigkeiten handelt, etwa von der Kleidung der Menschen oder von dem Wandel der alltäglichen Speisen.

Und dann gibt es neuerdings ein Bemühen um die Alltagsgeschichte des Menschen. H. B. Slicher van Bath, der bedeutendste holländische Wirtschaftshistoriker, rechtfertigt sie damit, daß in einer Ereignisgeschichte der weitaus größere Teil der Menschheit, der an den Ereignissen ja nicht teilnehme, fortfalle, und die Geschichte doch nur aus den Lebensbedingungen der ganzen Menschheit zu verstehen sei. Eine Begründung mit deren erstem Teil wir nicht übereinstimmen werden. Ähnlich argumentiert der westdeutsche Wirtschaftshistoriker E. Maschke für die Notwendigkeit einer Alltagsgeschichte, da andernfalls alle Schichten der Bevölkerung, die nicht aktiv in den Verlauf der Geschichte eingriffen, aus der Geschichtsschreibung, die doch das Schicksal aller Menschen erfassen müßte, ausfallen würden.

Wenn wir marxistischen Historiker beginnen, uns um eine Geschichte des Alltags zu bemühen, dann doch wohl aus dem diesen bürgerlichen Historikern entgegengesetzten Grunde: Wir wollen eine Geschichte des Alltags schreiben, weil der überwältigend größere Teil der Geschichte von den werktätigen Massen am Alltag geschrieben wird.

Geschrieben – nicht erdacht und geleitet: Wir wissen sehr wohl, Engels hat es sehr klar formuliert, daß es stets vor dem Erscheinen der Arbeiterklasse in der Geschichte die herrschende Klasse ist, „die die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft besorgt: Arbeitsleitung, Staatsgeschäfte, Justiz, Wissenschaft,

Künste“! Wir wissen sehr wohl, Lenin hat es sehr klar formuliert, daß stets vor dem Erscheinen der Arbeiterklasse in der Geschichte, „die positive oder schöpferische Arbeit, die neue Gesellschaft zu organisieren, die besitzende, bürgerliche Minderheit der Bevölkerung“<sup>42</sup> besorgte bzw. eine andere Minderheit in vorkapitalistischen Gesellschaften.

Doch mögen die Herrschenden das Siebentorige Theben geplant und ihre Architekten Zeichnungen für Häuser und Tempel angefertigt haben – niemals wäre Theben eine Realität geworden ohne die Alltagsarbeit der Werktätigen, die eben Alltag für Alltag bauten. Wie lebten diese Werktätigen? Was aßen sie, wie kleideten sie sich, wie wohnten sie, was fühlten und dachten sie? Davon handelt die Geschichte des Alltags, das muß sie uns erzählen, nach gründlicher Sammlung der Tatsachen und ihrer Analyse aufgrund der von Marx und Engels entwickelten Methodologie.

Erzählen aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnis und, wenn gegeben, künstlerischer Perzeption, erzählen mit einfachen Worten und schönen Sätzen und warmen Gefühlen.

Am 5. April 1870 notierte Leo Tolstoi, nachdem er kurz zuvor eine Geschichte Rußlands gelesen hatte, in sein Tagebuch: „Die Geschichte will das Leben des Volkes, von Millionen Menschen, beschreiben. Doch wer selbst das Leben auch nur eines Menschen beschrieben, auch nur eine Lebensperiode nicht nur des Volkes sondern eines Menschen aus der Beschreibung verstanden hat, der weiß, wieviel dazu erforderlich ist. Erforderlich ist Kenntnis *aller* Details des Lebens, erforderlich ist Kunst, künstlerische Begabung, erforderlich ist Liebe.“<sup>43</sup>

Ja so ist es: Kenntnis, Kunst und Liebe zu den Werktätigen müssen in eine Geschichte ihres Alltags eingehen.

### *Klassenkampf im Alltag*

Der Motor der Geschichte der Ausbeutergesellschaften ist der Klassenkampf, der entscheidende soziale Ausdruck für den Widerspruch als Triebkraft allen gesellschaftlichen Geschehens. Aber wenn wir eine Geschichte des Alltags schreiben, fällt dann nicht der Klassenkampf fort? Es scheint, als müßte es so sein. Wenn wir etwa unsere achtbändige „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ oder unsere „Geschichte der SED“ lesen, dann gibt es dort keinen Alltag. Wie ging es auf einem „Zahlabend“ der SPD zu, wie in einer Zelle der Kommunistischen Partei, wie auf der monatlichen Zusammenkunft einer Grundorganisation der SED, wie auf einer gewerkschaftlichen Sitzung in einem Betrieb? Wir finden kein Wort darüber. Und darum natürlich auch kein Wort über die Beschlüsse, die dort zu Agitations- und Propagandaunternehmen, zu alltäglichen lokalen Klassenkampffaktionen gefaßt wurden, wie sie durchgeführt wurden, was für Erfolge sie hatten – nicht ein einziges Beispiel aus dem Alltagsleben einer Zelle oder Grundorganisation!

Hören wir dagegen Engels über das Alltagsleben des Klassenkampfes im Paris des Jahres 1846:

„Mit den hiesigen Arbeitern bin ich mehrere Male zusammen gewesen, d. h. mit den Hauptleuten der Schreiner aus dem Faubourg St. Antoine. Die Leute sind eigentümlich organisiert. Außer ihrer – durch eine große Dissension mit

den Weitlingschen Schneidern – sehr in Konfusion geratenen Vereinsgeschichte kommen diese Kerls, d. h. ca. 12–20 von ihnen, jede Woche einmal zusammen, wo sie bisher diskutierten: da ihnen aber der Stoff ausging, wie das anders gar nicht möglich, so war Ewerbeck genötigt, ihnen Vorträge über deutsche Geschichte – ab ovo – und eine höchst verworrene Nationalökonomie – vermenschentümlichte ‚Deutsch-Französische Jahrbücher‘ – zu halten. Dazwischen kam ich. Zweimal hab’ ich, um mich mit ihnen in Konnex zu setzen, die deutschen Verhältnisse seit der französischen Revolution, von den ökonomischen Verhältnissen ausgehend, auseinandergesetzt. Was sie nun in diesen Wochenversammlungen loskriegen, wird Sonntags in den Barriereversammlungen, wo Krethi und Plethi hinkommt, Weib und Kind, durchgepaukt. Hier wird – *abstraction faite de toute espèce de politique* – so etwas wie ‚soziale Fragen‘ diskutiert. Das Ding ist gut, um neue Leute hinzuzuziehen, denn es ist ganz öffentlich, vor 14 Tagen war die Polizei da, wollte Veto einlegen, ließ sich aber beruhigen, und hat nichts weiter getan. Oft sind über 200 Leute zusammen.“<sup>4</sup>

Großartig wie hier der Alltag von Agitation und Propaganda und Erziehung geschildert wird. Einmal in der Woche kommt man zu Vorträgen und Diskussionen zusammen, und dann am Sonntag mit der ganzen Familie. Die Polizei erscheint auch, obgleich man eigentlich nicht über Politik sondern über „soziale Fragen“ spricht, die aber schließlich doch auch wahrlich Politik sind. Haben wir aber genügend Material, um weiter in die Geschichte zurückzugehen? Natürlich haben wir das, wenn wir zu suchen verstehen. Nur ein Beispiel für eine prächtige Schilderung des alltäglichen Klassenkampfes der Fronbauern, die im deutschen Osten oft vier und fünf Tage in der Woche auf dem Junkergut arbeiten mußten. Ihr alltäglicher Klassenkampf bestand vor allem in schlechter Arbeit. Einer unserer besten Kenner des bäuerlichen Alltags beschreibt diese Form des Klassenkampfes so: „Die Bauern suchten jedenfalls auf vielfältige Weise die Fronarbeit nachlässig zu leisten. In ihrer ‚List‘ schickten sie, besonders kleine Pflüge, Eggen, Wagen‘ zu Hofe, klagt 1760 ein niederlausitzer Adliger; ein hinterpommerscher Landrat stellt 1763 fest: ‚die Pflüge, Eggen, die Mist- Heu- und Kornwagen sehen aus wie Kinderspielzeug‘ . . . Während der Arbeit selbst suchte und fand man Gelegenheit, Pausen zu machen.“ Der „Landwirtschaftliche Haushalter“ von 1755 klagt: „Hiernächst ist auch eine sehr schädliche Gewohnheit, daß wenn drei, vier oder fünf Pflüger hintereinander gehen und davon der erstere oder der andere – bisweilen aus Not, auch wohl öfters aus Bosheit – an seinem Pfluge eine halbe oder ganze Stunde zu klüttern (durch Keile zu verstellen) sucht, die anderen alle miteinander so lange Zeugen abgeben, bis es jenem gefällt, seinem Klüttern das Ende zu geben“. Und ein süddeutscher Landwirt namens Kiesewetter, der den Frondienst auf ostholsteinischen Gütern beobachtet hatte, bemerkt, daß der Fronbauer „durch ein beständiges Studium, wie er seine Kräfte sparen kann, ein Virtuose in der Trägheit“ geworden sei.<sup>5</sup>

Beständiges Studium . . . ein Virtuose in der Trägheit – auch eine Form des Klassenkampfes im Alltag. Eine Form, von der Marx beweist, daß sie dem Industriearbeiter nicht möglich ist, da er ein Anhängsel der Maschine geworden ist, während der Fronbauer die Technik, die er verwendet, gerade in seinen

Klassenkampf mit einspannen kann, indem er für den Dienst beim Junker möglichst kleine Geräte, übrigens natürlich auch die kümmerlichsten Pferde, benutzt, und statt seiner selbst, soweit wie möglich, alte Knechte und dreizehn-, vierzehnjährige Kinder zum Frondienst schickt.

In der Tat, gerade der Alltag des Klassenkampfes – etwa der feudale Fronarbeiter im Kampf gegen den Junker, seinen Inspektor, seine Aufseher bei der ständigen Ausübung seiner virtuosen Trägheit, oder die Industriearbeiter, nach eingehender Beratung in einer Zelle der KPD über Inhalt und Verteilung beim Schmuggel eines Flugblattes in einen Betrieb und bei tausend anderen Formen des alltäglichen Klassenkampfes . . . wie aufregend und erbeträchtigt kann solche Geschichte geschildert werden, auch im Vergleich zu einer Behandlung von Beschlüssen von Parteigremien, die natürlich auch notwendig ist. Kürzlich las ich in einer unserer Zeitschriften, daß in unserer Erweiterten Oberschule oft das Interesse für Geschichte wächst, während gleichzeitig das Interesse für den Geschichtsunterricht abnimmt. Eine solch widersprüchliche Entwicklung kann gerade auch durch eine Geschichte des Alltags überwunden werden.

#### *Kriege im Alltag*

Im ersten Band meiner Geschichte des Alltags des deutschen Volkes seit 1600 spielt natürlich der Dreißigjährige Krieg eine große Rolle. Der Dreißigjährige Krieg brachte die materiell furchtbarsten Jahre in der deutschen Geschichte. Die Bevölkerungsverluste waren relativ größer als die der beiden Weltkriege zusammengenommen, und die wirtschaftliche Erholung, gemessen an der Quantität des Nationalprodukts pro Kopf der Bevölkerung, dauerte mindestens zehnmal so lange wie nach dem ersten oder dem zweiten Weltkrieg. Doch wird diesen Tatsachen in keinem unserer Geschichtsbücher genügende Aufmerksamkeit gewidmet.

Dagegen gibt man sich in fast allen Schilderungen dieses Krieges viel Mühe zu erklären, welche Seite für die bessere Sache focht. Mehring zum Beispiel hat vor 1914 entscheidend dazu beigetragen, die Legende um Gustav Adolf zu zerstören. In der Beurteilung der Rolle von Wallenstein gibt es Nuancen zwischen unseren und tschechischen Historikern. Natürlich ist diese Problematik allgemein von größter Bedeutung in jeder politischen Geschichte. Aber für den Alltag im Dreißigjährigen Krieg spielt sie überhaupt keine Rolle. Zwar gibt es unter bürgerlichen Historikern einen komischen Streit darüber, welche Soldaten am schlimmsten wüteten. Sehr bevorzugt sind dabei die Kroaten, deren Degenerierung wenigstens keine einflußreiche Nation kränken könnte. In Wirklichkeit wütete die Soldateska, aus welchem Lande sie auch kam, im allgemeinen gleich schrecklich: steckte Häuser in Brand, nachdem sie ausgeraubt worden waren, verging sich an den Frauen, marterte die Männer, um versteckte Wertsachen zu finden, tötete kleine Kinder, die sie irgendwie störten, schlachtete das Vieh ab, vertrieb die Menschen in die Wälder, zerstörte mutwillig Ackergeräte und Handwerkszeug und verbreitete Krankheiten.

So erlebten die Bauern und Handwerker den Krieg als Alltagserscheinung

dreißig Jahre hindurch. Wenn die Soldateska nicht durch eine Gegend zog, so hatte man dort doch Angst, daß sie kommen könnte. Wenn die Soldateska abgezogen war, so herrschte die Fucht, daß sie, wenn so manches wieder aufgebaut war, zurückkehren könnte. Lohnte es sich überhaupt, von neuem aufzubauen? Aber konnte es sich lohnen, in eine andere Gegend zu ziehen, wenn stets die Gefahr bestand, daß auch dorthin der Krieg kommen könnte? Und vielleicht war der Krieg überhaupt eine Strafe Gottes für all die Sünden, die begangen worden waren? Mußte man diese Strafe nicht in Demut ertragen? Solcher Art waren die Gedanken, die die Menschen oft am Alltag bewegten. Dreihundert Jahre später wütete wieder ein furchtbarer Krieg, der zweite Weltkrieg. Viele unter uns haben noch seinen Alltag erlebt, den Alltag zumeist voll verderbter Illusionen bis zum Winter 1941/42, den Alltag der sich allmählich furchtbar real verdüsterte, bis Deutschland im Frühjahr 1945 in Not und Schrecken erstarrte und zugleich die größten Menschenbewegungen seit der „Völkerwanderung“ erlebte. Noch keine Geschichte des Alltags solcher Wanderungen durch Deutschland ist geschrieben.

Auch noch keine Schilderung des Alltags im Bunker, obgleich Einzelberichte in nicht kleiner Anzahl vorhanden sind. Wir besitzen noch keine Statistik der Flugangriffswarnungen über Berlin, auch nicht für einen einzelnen Monat wie etwa den März 1945 – Warnungen, die die Menschen aus ihren Wohnungen in die Bunker trieben, aus ihren Wohnungen, in die sie unter Umständen nicht zurückkehren konnten, weil sie inzwischen zerstört waren.

Und was dachte sonst die große Masse der Menschen am Alltag? Daß das deutsche Volk faschistisch verseucht war, ist eine Kennzeichnung, aber sagt noch nichts über ihre Gedanken am Alltag aus, Gedanken, die so grundverschieden etwa im September 1940 und im März 1945 waren. Niemand machte sich im September 1940 des Morgens Sorgen darum, was man wohl am Abend essen könnte. Man hatte viel Spielraum für andere Gedanken. Welch ganz anderen Raum nahmen die Sorgen um die Nahrung im März 1945 ein!

Kann man sagen, daß in Berlin im März 1945 noch ein Zehntel so viel Bücher gelesen wurden wie im September 1940, und war die Lektüre von Büchern im September 1940 nicht auch gering im Vergleich zum September 1930? Wer weiß es, wer hat versucht, das zu untersuchen?

Mancher mag auch bezweifeln, ob es im März 1945 etwa in Berlin überhaupt einen Alltag gab. War dieser Monat nicht eine ständige Ereignisgeschichte, eine *histoire événementielle*? Aber wenn sich 31 Tage Ereignisgeschichte folgen, wird die Ereignisreihe nicht dann zum Alltag? In jedem Fall aber ändert sich dann der Alltag grundlegend. Routine, Regelmäßigkeit des Ablaufs, sei es der Arbeit, der Mahlzeiten, des Wechsels von Schlaf und Wachen, des persönlichen Verkehrs vom Skatabend bis zum Sonntagsbesuch bei den Eltern, alles das ist aus dem Alltag verschwunden.

Eine neue Welt des Alltags tat sich vor uns in den letzten Monaten des zweiten Weltkrieges auf. Wie auch, wenn natürlich in ganz anderer Weise, am Ende des ersten Weltkrieges. Vom Ende beider Weltkriege besitzen wir Tausende, Zehntausende und noch mehr Schilderungen, aber den konkreten Alltag hat man vergessen. Wieviel gilt es hier nachzuholen und aus der Vergangenheit zu retten!

### *Erfahrung und Wissenschaft*

Erfahrung beherrschte das Leben der Menschen bis an das Ende der Feudalzeit und dort, wo der Kapitalismus entstanden, in England, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Beherrschte das Leben bei der Arbeit und in der übrigen Zeit am Tage. Der Vater hatte es so getan und auch der Großvater und weiter zurück. Darum war es gut und richtig so und Gott wohlgefällig. Vieles wurde der Bibel entnommen, die ein Lehrbuch, eine Anleitung zum richtigen Denken und Handeln war: für den Bauern wie den Handwerker, die ihre Bibelkenntnisse von den Priestern und Pfarrern erhielten, oder auch von den Eltern und Großeltern übernommen hatten, genau wie die Kenntnisse des Ackerbaus, der Viehzucht und der Fertigung von Leinwand oder Hufeisen.

Erfahrung gibt den Menschen eine wunderbare Sicherheit im täglichen Leben. Sie ist so gesichert, weil sie sich immer bewährt hat. Sie ist jedem vertraut, überliefert durch viele Generationen, abhold allen Neuerungen und Abweichungen. Ein warmer Dunghaufen, fruchtbar und behaglich zugleich, in dem sich wohl ruhen läßt. Wohl ruhen läßt in einer Welt voller Unsicherheit, voller Krankheiten und schwankenden Wetters, voller Kriege und oft undurchschaubarer Akte Gottes. Sie ist Stütze und Stab des Menschen im Jammertal des Lebens. Sie ist es, die neben der Hoffnung auf das Jenseits die Menschen aufrecht erhält. Sie ist es, die die Menschen sich auf dieser Erde zurecht finden läßt. Je älter der Mensch wird, desto mehr Erfahrungen kann er in sich aufnehmen, sammelt er, desto weltweiser wird er.

In einer solchen Gesellschaft kann es auch kein Generationsproblem geben. Die Kinder sind kleine Erwachsene – man betrachte sie auf den Bildern jener Zeit, und wird das so auch in der Kunst bestätigt finden. Sie unterscheiden sich, sobald sie in den Produktionsprozeß einbezogen sind, also mit sechs, sieben Jahren, von den älteren Erwachsenen nur dadurch, daß sie weniger Erfahrungen haben und noch keine Kinder kriegen können. Doch können sie in diesem Alter schon Hexen sein und müssen entsprechend gemartert und verbrannt werden.

Ein erstaunliches Band ist die Erfahrung, alle Generationen miteinander verbindend, durch Jahrhunderte und alle lebenden Alter, die sich doch nur durch die Fülle der Erfahrungen, die sie gesammelt haben, und die Kraft bei der Arbeit unterscheiden.

Und wenn wirklich neue Erfahrungen gemacht werden, einige hier und da, dann erklärt man sie zu verloren gegangenen alten, denn es gibt nichts ganz Neues auf der Welt, es sei denn Böses, das der Teufel erfunden hat.

Wie gesichert ist doch der Alltag solcher Menschen, deren Leben durch Erfahrungen und die Akte eines ewig in sich ruhenden Gottes bestimmt sind. Marx hat im dritten Band des „Kapital“ die feudale Gesellschaftsordnung durch „stagnante Zustände sowohl des Produktionsprozesses wie der ihm entsprechenden gesellschaftlichen Verhältnisse, durch die bloße wiederholte Reproduktion ihrer selbst“ gekennzeichnet. Und dann fährt er betreffend die Folgen der ständig sich wiederholenden Reproduktion ihrer selbst fort: „Hat diese eine Zeitlang gedauert, so befestigt sie sich als Brauch und Tradition und

wird endlich geheiligt als ausdrückliches Gesetz. „Und an der gleichen Stelle spricht er von der „übermächtigen Rolle der Tradition“.

Brauch und Tradition . . . sind das nicht die entscheidenden Ingredienzien der Erfahrung! und ist die Herrschaft der Erfahrung nicht selbstverständlich in einer Gesellschaft, die immer wieder sich selbst in einfacher Reproduktion gestaltet, in stagnanten Produktionsprozessen!

Ein erstaunlicher Alltag – so grundverschieden von dem des Kapitalismus, in dem die Wissenschaft auf so vielen Gebieten unseres Denkens und Handelns an die Stelle der Erfahrung tritt.

Nichts Stagnantes gibt es in einer Reproduktion, die sich ständig erweitert. „Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren“, heißt es schon im „Kommunistischen Manifest“. Und weiter, an derselben Stelle: „Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisiepoche vor allen früheren aus.“

Und in diese ewige Unsicherheit paßt ganz ausgezeichnet der vielfache Ersatz der Erfahrung durch die Wissenschaft. Ersatz der Erfahrung durch die Wissenschaft – denn wenn wir sagen, daß auch die Wissenschaft auf der Erfahrung aufbaut, dann verstehen wir dabei unter Erfahrung die Praxis und die empirische Forschung – nicht jene durch Brauch und Tradition „für immer gefestigte“ Erfahrung vorkapitalistischer Zeiten, von der hier die Rede war und sein wird. Die Erfahrung der Feudalzeit ist ein Symbol ewiger Kontinuität, die auf Praxis und empirischer Forschung (Erfahrung im „modernen Sinn“) aufbauende Wissenschaft ist ein Symbol ewiger Diskontinuität, ständiger Revolution.

Niemals kann die Erfahrung sich widerlegen. Wie oft jedoch muß die Wissenschaft sich widerlegen. Sie bringt ewige Unsicherheit in den Alltag der Menschen genau wie die kapitalistischen Produktionsverhältnisse, die – so ganz anders wie der Hagel, der, ein unvorhersehbarer einmaliger Akt Gottes, die Ernte zerstört – naturnotwendig eine ständige Fluktuation auf dem Arbeitsmarkt, im Lohn, in der Ausnutzung der Produktionskapazität verursachen.

Die Wissenschaft bringt den Menschen der Wahrheit immer näher und verunsichert ihn zugleich, auch im Alltag. Wie gesichert waren etwa die Heilmittel in der Feudalzeit durch Erfahrung, man konnte ihnen völlig vertrauen – und wenn sie nicht heilten, so war das der Wille Gottes; die wissenschaftliche Medizin aber, die ja sowohl die Erfahrung wie auch den Willen Gottes ersetzt – wie oft versagte sie und wie oft veränderte sie ihre Meinung bis auf den heutigen Tag.

Es konnte keine umstürzende Erfahrung geben – welche in sich widerspruchsvolle Formulierung ist eine umstürzende Erfahrung, in sich widerspruchsvoll wie Hašeks Formulierung von der gesellschaftlichen „Revolution innerhalb der Grenzen des Gesetzes“.

Stolz aber sind die Menschen seit dem Ende der Feudalzeit über umstürzende wissenschaftliche Erkenntnisse, und wissenschaftlich unbedeutend scheint ein

Jahrzehnt, das sie nicht auf diesem oder jenem Gebiet bringt.

So sehr die Erkenntnisse der Wissenschaft aber auch den Alltag des Menschen bestimmen, sie bleiben ihm fremd im Leben seines Alltags, er kann sich ihrer nicht bemächtigen. Die Erfahrung ist die fernster Generationen und zugleich die seine. Die Wissenschaft ist das Produkt der herrschenden Klasse, kann jedoch nicht der Besitz des Arbeiters, der sie irgendwie und ihm entfremdet anwendet, werden. „Die verselbständigte und entfremdete Gestalt, welche die kapitalistische Produktionsweise überhaupt den Arbeitsbedingungen und dem Arbeitsprodukt gegenüber dem Arbeiter gibt, entwickelt sich also mit der Maschinerie zum vollständigen Gegensatz...“

Alles wird den Werktätigen im Kapitalismus entfremdet, sein Arbeitsmittel, ja seine ganze Welt – und die Wissenschaft wirkt zugleich als etwas Fremdes und entfremdet selbst, wirkt als Katalysator der Entfremdung. Auch Gottes Akte, die den durch Erfahrung geregelten Alltag der Feudalzeit durchbrachen, verwirrten den Menschen, auch sie waren ihm oft entfremdet, da er sie nicht verstand, aber letztlich konnte er irgendwie Vertrauen in die Welt haben, da alles im Jenseits gut und richtig ausgehen würde.

Die Resultate der Wissenschaft aber sind Produkte der Menschheit selbst und permanent gewissermaßen im Alltag wie die Maschine und doch entfremdet und das Leben noch viel unsicherer gestaltend, denn ein Hagelschlag war ein einmaliges Ereignis, wohl furchtbar unter Umständen in seinen Auswirkungen, aber eben doch ein ganz anderes Erlebnis als die tägliche Fesselung an die Maschine.

Nie hatten Bauern und Handwerker gegen die Erfahrung revoltiert. Es waren Mitglieder der herrschenden oder zur Herrschaft drängenden Klassen, die die Wissenschaft entwickelten. Wohl aber haben viele Menschen aus allen werktätigen Schichten der Wissenschaft und ihren Produkten geflucht. Und heute hat in vielen Ländern Menschen aus allen Klassen und Schichten das Mißtrauen gegen die Wissenschaft erfaßt. Gegen die Wissenschaft, die den Alltag und mehr, die alle Tage, auch die Festtage, ständig bedroht. Gegen die Wissenschaft, die feststellt, daß wir seit Jahren das Leben verkürzende Luft einatmen, und die gleichzeitig erklärt, alles sei mit der Luft in Ordnung, gegen die Wissenschaft, die die Kriegswaffen so entwickelt hat, daß wir den Frieden nur durch immer stärkere Kriegswaffenentwicklung zu erhalten scheinen – und wenn das nicht gelingt, soll der Alltag um Jahrtausende zurückgeworfen werden.

Die Wissenschaft hat nicht nur durch die Art ihrer eigenen Entwicklung – Diskontinuität, permanente Revolution der Erkenntnisse, also ständiger Umsturz alter Erkenntnisse – sondern auch durch ihre Anwendung als Herrschaftskraft und Produktivkraft die gesamte Gesellschaft und ihren Alltag verunsichert . . . auf der Basis von kapitalistischen Produktionsverhältnissen, die voller Antagonismen sind.

Sie hat den durch die Art der antagonistischen Widersprüche der Basis, die die Entwicklung ständig diskontinuierlich vorantreiben, bestimmten Alltag so verwandeln helfen, daß er sich gegenüber dem durch stagnierende Produktionsverhältnisse und ihnen entsprechende Erfahrungen geformten Alltag des Feudalismus völlig verändert hat.

Und nun erinnern wir uns an eine der schönsten und gedankenvollsten Passagen im ersten Band des „Kapital“, in der Marx sich so über die Maschine äußert: „Da also die Maschinerie an sich betrachtet die Arbeitszeit verkürzt, während sie kapitalistisch angewandt den Arbeitstag verlängert, an sich die Arbeit erleichtert, kapitalistisch angewandt ihre Intensität steigert, an sich ein Sieg des Menschen über die Naturkraft ist, kapitalistisch angewandt den Menschen durch die Naturkraft unterjocht, an sich den Reichtum des Produzenten vermehrt, kapitalistisch angewandt ihn verpaupert . . .“<sup>1</sup>

Wunderbar diese Einsicht in das Wesen der Maschine, auch wenn es sie niemals in der Realität „an sich“, sondern nur kapitalistisch oder sozialistisch angewandt gibt.

Und genau wie die Maschine kapitalistisch angewandt den Alltag des Menschen völlig zerrüttet, so auch die Wissenschaft – in schärfstem Gegensatz zum feudalen Werkzeug und zur Erfahrung.

Der Alltag des Menschen im Sozialismus – und ich spreche jetzt zum Teil vom realen Sozialismus in einer Welt von Feinden, in der er zahlreiche seiner Züge nur ganz unvollständig entwickeln kann, zum Teil auch vom Sozialismus in einer sozialistischen Welt – verbindet auf unendlich viel höherer Ebene manche Züge der vorkapitalistischen und der kapitalistischen Gesellschaft. Und zwar durch eine wundervolle Verbindung von Kontinuität und Diskontinuität, von Evolution und Revolution, die auf der Basis von nicht-antagonistischen Produktionsverhältnissen durch wissenschaftliche Einsicht in die Entwicklung der Gesellschaft und ständig bessere Meisterung der Natur möglich ist.

Wie gefestigt ist doch unser Alltag, mit gesicherter Arbeit und gesichertem Einkommen, das heißt mit gesicherter Befriedigung unserer Alltagsbedürfnisse, die ständig wachsen! Noch sind „Akte von Gott“ oder, wie wir Marxisten sagen, Fehlleistungen in der Meisterung von Natur und Gesellschaft nicht aus unserem Alltag verschwunden – wir brauchen nur daran zu denken, wie der letzte Winter unseren Alltag gestört hat. Noch drohen schwere Gefahren unserem Alltag dadurch, daß die Menschheit nicht den Kapitalismus aus der Welt entfernt hat. Und doch, wie gesichert ist unser Alltag in materieller Beziehung schon im Vergleich zum Alltag in allen vorangehenden Gesellschaftsordnungen. Die ständigen gesellschaftlich verursachten Wirtschaftskrisen sind aus unserem Alltag verschwunden, scheinbar genau wie sie es in der Feudalzeit waren – aber eben nicht infolge von einfacher Reproduktion in Wirtschaft und Gesellschaft, sondern bei ständig sich erweiternder Reproduktion infolge tiefer wissenschaftlicher Einsicht in das wirtschaftliche, allgemein in das gesellschaftliche Geschehen und entsprechender Planung. Ruhig und friedlich, sich evolutionär bereichernd verläuft unser Alltag in so vieler Beziehung. So ruhig und friedlich, daß viele Menschen, der ständigen Unruhe und Zufälligkeit des Lebens im Kapitalismus entronnen, das nicht mehr zu schätzen wissen und es hinnehmen mit einer Selbstverständlichkeit wie die Luft, die sie atmen. Die tägliche Erfahrung der Reproduktion dieses Zustandes

macht die Einsichtigen dankbar und die anderen gleichgültig dieser Errungenschaft gegenüber. Und die Einsichtigen wissen auch, daß sie diesen wunderbaren Zustand vornehmlich den Gesellschaftswissenschaften, sozialistisch angewandt, danken.

Und wenn es im Alltag tausend Ärgernisse – jedoch eben keine Katastrophen wie die Arbeitslosigkeit im Kapitalismus – gibt, Ärgernisse etwa wie Schlangen beim Einkauf oder überfüllte Transportmittel oder ungenügende Dienstleistungen, dann wenden sich die Menschen nicht gegen die Gesellschaftswissenschaften, sondern gegen ihre ungenügende Kenntnis oder Anwendung durch die für solche Mängel Verantwortlichen.

Zugleich aber kann die sozialistische Gesellschaft, genau wie die kapitalistische, „nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren“. Darum sagen wir auch, wir leben in einer Zeit sozialistischer Revolution, und stets werden wir in einer solchen Zeit der Revolution leben, auch in einer Gesellschaft, die wir die des „vollendeten Kommunismus“ nennen, denn nie wird der Kommunismus in jeder Beziehung vollendet sein, genau wie die Wahrheit, die die Wissenschaft ermittelt, niemals die ganze Wahrheit umfassen, sie absolut repräsentieren kann.

**Anmerkungen:**

<sup>1</sup> „Anti-Dühring“, in: Marx/Engels Werke, Bd. 20, Berlin 1962, S. 262.

<sup>2</sup> W. I. Lenin, Werke, Bd. 27, Berlin 1960, S. 230.

<sup>3</sup> Zitiert nach der Übersetzung in: I. Maimin, Das Problem der „Geschichte als Kunst“ bei Lew Tolstoi, „Kunst und Literatur“, 11., Berlin 1978, S. 1141.

<sup>4</sup> Marx/Engels, Werke, Bd. 27, Berlin 1963, S. 40.

<sup>5</sup> Vgl. dazu U. Bentzien, Fortschritte und Fortschrittsträger der deutschen Landwirtschaft im Spätfudalismus, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte, Jg. 1978, Berlin 1978, S. 140 ff.

<sup>6</sup> Marx/Engels, Werke, Bd. 25, Berlin 1964, S. 801 ff.

<sup>7</sup> Ebendort, Bd. 4, Berlin 1959, S. 465.

<sup>8</sup> Ebendort, Bd. 23, Berlin 1962, S. 455.

<sup>9</sup> Ebendort, S. 465.



## Fideli Hotz Bayerische Ansichten

*Aus Anlaß der Wittelsbacher-Ausstellung*

„Zu den politischen Gegensätzen unserer Zeit gehört besonders, daß auf der einen Seite die Vertreter einer ideologieverhafteten Politik stehen, auf der anderen Vertreter einer Politik aus geschichtlicher Erfahrung.“ (Wort des Ministerpräsidenten F. J. Strauß, *Die Zeit*, 21. 3. 80)

Die Grundlegung einer „Politik aus geschichtlicher Erfahrung“ läßt sich der Freistaat Bayern einiges kosten. Während an den Schulen und Universitäten allenthalben Stellen gekürzt werden, weil es für das Bildungswesen an Geld fehlt, während z. B. die Archäologen sich bitter beklagen, weil ihnen für die allernötigsten Ausgrabungen selbst ein paar Hunderttausend Mark fehlen, werden in die repräsentative Pflege der Geschichte Millionen und Abermillionen investiert. Man gründete ein „Haus der Bayerischen Geschichte“, das – nebenbei bemerkt – im geplanten Gebäude der Staatskanzlei untergebracht werden soll; schon der Unterhalt dieser ganz und gar überflüssigen Institution kostet Millionen. Millionen kosteten die Ausstellungen zu Max Emanuel vor vier Jahren in Schleißheim und zu Karl IV, vor zwei Jahren in Nürnberg.

Die am 19. Oktober 80 zu Ende gegangene Wittelsbacher-Ausstellung war zunächst mit 5,6 Millionen DM ausgestattet worden. Inzwischen belaufen sich die Kosten bereits – wie man hört – auf 13 Millionen, ohne daß alle beteiligten Handwerker schon bezahlt wären.

Aber nicht nur in Ausstellungen soll die Beschäftigung mit Geschichte gefördert werden. In Bayern kann jeder Lehrerstudent – ob er nun Germanistik, Erdkunde oder Physik studiert – im Nebenfach bayerische Geschichte belegen. Und ein Augsburger Ordinarius verlangt gar im offiziösen Mitteilungsblatt des Kultusministeriums „schulreport“, daß jeder Lehrer in seinem Unterricht den bezug zur bayerischen Geschichte herzustellen habe.

Wie erklärt sich dieses enorme Interesse an der bayerischen Geschichte?

Es ist kein Zufall, daß im autoritär regierten CSU-Staat die Geschichtswissenschaft besonders hohes Ansehen genießt. Neben der Theologie hat gerade die Historie seit langem brauchbare Modelle zur Legitimation von Herrschaft geboten, und zwar besonders dann, wenn die gesellschaftliche Funktion der machtausübenden Elite obsolet geworden war.

Den Historikern kommt dabei ein Phänomen zustatten, das in Zeiten gesellschaftlichen Umbruchs immer wieder zu beobachten ist: insbesondere bäuerliche und kleinbürgerliche Schichten wandten sich, wie der englische Soziologe E. J. Hobsbawm gezeigt hat, in krisenhaften Situationen gerne der Vergangenheit zu, die Modelle des noch intakten Lebens, des ungefährdeten „alten“ Rechts, einer menschenwürdigen Sozialstruktur liefern sollte. Während freilich der Bevölkerung das „Vergangene“ auch als Begründung für Rebellionen (vom Sozialbanditentum bis zur revolutionären Erhebung) dienen kann, ist es der herrschenden Klasse vielmehr Hebel zur Integration und zur Verhinderung unkontrollierbarer Konflikte.

Zur Verabschiedung Goppels und Hanauers aus ihren Ämtern erklärte vor zwei Jahren der Münchener Historiker Wolfgang Zorn: „Bestimmt läßt sich sagen, daß Geschichtslosigkeit und daß schon die einseitige Auffassung von Geschichte als Sozialgeschichte anstatt Ereignisgeschichte die bundesstaatliche Eigenständigkeit eines Landes wie Bayern auf die Dauer ideell gefährdet.“ Die staatspolitische Funktion der Pflege von Landesgeschichte Gesamtbayerns liegt also zutage. Und im gleichen Sinne erklärt der Chef des Hauses der Bayerischen Geschichte, Hubert Glaser: „Die eigentliche Bedeutung des Hauses Wittelsbach für die bayerische Geschichte und für die bayerische Gegenwart liegt darin, daß das Haus für viele Jahrhunderte die Kontinuität in der Entwicklung des Landes, die geschichtliche Identität des Staates gewährleistet, den sozialen Gruppen, den Ständen und Klassen den Integrationspunkt gegeben hat.“ Ob das in der Geschichte Bayerns tatsächlich so war, kann Glaser, der kein Historiker ist, kaum wissen; viel wichtiger freilich ist, daß das Haus Wittelsbach auch in der Gegenwart den Integrationspunkt bieten soll. Die Fähigkeit, solche Integrationspunkte zu schaffen, traut man hierzulande besonders den Historikern zu. Und ihre Ausgangslage ist in der Tat nicht schlecht: der Historiker, der über das Wissen um Ereignisse, Zahlen, Fakten und Abläufe verfügt, vermittelt den Eindruck, lediglich wiederzugeben, was geschehen sei. Er erzählt Geschichten, die sich zur „Geschichte“ zusammenfügen. Da der Hörer oder Leser über das Herrschaftswissen des Historikers nicht verfügt, wird ihm die subjektive Auswahl des Erzählers zum objektiven Gang der Geschichte nicht bewußt, und mehr noch: das Bedürfnis nach dem Kennenlernen anthropologischer Konstanten in der menschlichen Gattungsgeschichte läßt geradezu ein zum unbekümmerten Verschieben von Zeitstrukturen. Was im alten Rom, im Hochmittelalter oder in der Zeit der Reformation als Schwäche, Verbrechen oder als Tugend „erkannt“ wird, hat auch Gewicht für die Gegenwart. Faulheit, Genußsucht, Rebellion, Libertinage oder Defätismus führen allenthalben zum Untergang; Recht und Ordnung, Disziplin, Gehorsam, Fleiß führen ebenso sicher zu Wohlstand und Sicherheit. Man muß den Organisatoren der Ausstellung „Wittelsbach und Bayern“ zugestehen, daß es ihnen gelungen ist, auf eindrucksvolle Weise eine 800jährige bayerische Geschichte zusammenzuzimmern, die nichts ist als ein Abklatsch ihrer Wunschvorstellung von einer heilen Welt, in der sich Regierte und Regierende vertragen, in der auch die gemeinsten Verbrechen noch einen Sinn haben und in der das Gute wie das Böse seinen verdienten Lohn empfängt. Eine 800jährige Geschichte in einer Ausstellung anschaulich zu machen, ist sicher eine schwierige Aufgabe. Die Ausstellungsmacher lösten sie auf traditionell simple Weise: unter der Leitung des PH-Dozenten für Didaktik Hubert Glaser hielt man sich an die Vorgabe des derzeitigen Inhabers des Lehrstuhls für Bayerische Geschichte an der Universität München, Andreas Kraus, der dekretiert hatte, daß die Fürsten in der Geschichte „wie Marksteine aufstoßen“. Wem immer sie aufgestoßen haben mögen – man wählte also diejenigen unter den vielen Fürsten aus, die besonders aufstießen und Karriere machten: die ersten Wittelsbacher, die von königlichen Pfalzgrafen zu Herzögen befördert wurden, bis zu Ludwig dem Bayern, der Kaiser wurde. Diesen widmete man eine Ausstellung auf der Burg Trausnitz über Landhut. Eine zweite

Ausstellung in der Münchener Residenz war Maximilian I. zugeeignet, der es 1628 zum Kurfürsten brachte. Die dritte Veranstaltung schließlich im Völkerkundemuseum galt Max I. Joseph, dem seine Kollaboration mit Napoleon 1806 die Königswürde eintrug.

Zur Not hätte man es verschmerzen können, daß die Veranstalter von der Entwicklung der Landes- und Regionalgeschichte in ganz Europa unbehelligt blieben und statt gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, sozialer Strukturen lediglich einige Dutzend Fürsten in der Geschichte bemerkten. Denn wenn sie sich mit der jeweiligen Gegenwart ihrer Favoriten etwas näher beschäftigt hätten, so hätten sie feststellen können, daß sie just Zeiten tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche repräsentieren.

Das Hochmittelalter brachte die Auflösung der alten Fronhofsverbände, die nicht nur den wirtschaftlichen Effekt der damals leistungsfähigeren Produktion in kleinen Einheiten mit sich brachte. Es war die Zeit der Auflösung der alten „Familie“ von Dutzenden von Männern und Frauen, die sich untereinander nach ihrer Laune und nach dem Interesse ihres Grundherren kopulierten. Bis dahin war die Ehe in der Regel denen vorbehalten, die für ihren Besitz einen exakt feststellbaren Erben und Nachfolger benötigten: den edelfreien Adligen, Grafen, Herzögen, Königen, Bischöfen. Nun gründeten auch die besitzberechtigten leibeigenen Bauern, die Bürger und Handwerker ihre Kleinfamilien mit dem ausschließlichen Anspruch auf „ihre“ ehelichen Hausfrauen.

Das Hochmittelalter ist die Zeit des sozialen Aufstiegs unzähliger Leibeigener in den niederen Adel, der allmählich den alten Adel verdrängte. Es ist die Zeit, in der Zehntausende von Opfern der Auflösung der Fronhofsverbände als Vaganten durchs Land zogen, in die reichen Bischofsstädte eindrangten und Fleisch und Wein mehr forderten als erbettelten. Sie waren es, die – zusammen mit Studenten und entlaufenen Mönchen – ganz Europa bereisten, Nachrichten austauschten, kulturelle und geistige Entwicklungen in allen Winkeln des Kontinents bekanntmachten und zum ersten Male so etwas wie eine europäische Öffentlichkeit schufen. Unzählige verließen ihre Wohnsitze, um in neu eingerichteten Bergwerken zu arbeiten, um sich in neu gegründeten Städten niederzulassen oder um im Osten Europas unter freieren Bedingungen zu roden und neue Existenzen zu schaffen. Der geographischen Mobilität entsprach eine ebenso starke soziale, die – wie damals der Dichter Seyfried Helbling beklagte – der Bäuerin und dem kleinen Adligen, dem kleinen Adligen und der Gräfin zur Gemeinschaft von Tisch und Bett verhalfen.

Die Kirche vollzog eine in der Geschichte einmalige Wendung nach „links“, um die aufrührerischen Massen wiederum in ihren Schoß zu ziehen, verkündete das Recht auf Freiheit, Gleichheit und Gemeindegut; den Zustand der Rechtlosen, die Armut, erklärte sie zum Prinzip aller menschlichen Gemeinschaft und insbesondere der Kirche.

Die Scholastik machte sich Gedanken über Gott und die Welt: nicht nur darüber, ob auch die Engel einen Verdauungsapparat besäßen und ob der Herrgott in seiner Allmacht bellen könne wie ein Hund, sondern auch über ganz aktuelle Fragen, z. B. die der Abtreibung: als der Hl. Thomas von Aquin feststellte, daß der männlichen Frucht im Mutterleibe nach 40 Tagen, der weiblichen erst nach 80 Tagen die Seele eingehaucht werde, brachte er für das

damalige Weltbild zwar nichts neues. Immerhin war festgestellt, daß zumindest bis zur 7. Woche eine Indikation absolut unnötig war.

Das späte Mittelalter war aber auch die Zeit der beginnenden Auseinandersetzungen um die Vormacht in Europa, der großen europäischen Kriege. Es ist die Zeit der Kriegshetze der Päpste gegen die Türken, ebenso wie später gegen die ungläubigen Engländer oder Russen; die Zeit der großen Hungersnöte und Pesten, die nicht nur in der Chronologie mit den Kriegen zusammenfallen. Es ist die Zeit der Verfolgung der Juden, auf die die Enttäuschung und der Haß der Entrechteten gelenkt wurden, damit sie ihren wahren Peiniger in Ruhe ließen. Dies alles – hier nur schlaglichtartig genannt – wäre eine Darstellung auf Trausnitz wert gewesen, aber gerade solche Gesichtspunkte kommen dort nicht vor.

Für die weiteren Ausstellungsteile ließe sich Entsprechendes anmerken:

Das 16. und 17. Jahrhundert – in der Schule haben wir's gehabt als „Zeitalter der Reformation“, „Die Zeit Maximilians I.“ nennen es die Aussteller – ist geprägt vom Protest gegen die Verkommenheit und Machtvollkommenheit der Kirche und zugleich vom Beginn der landesfürstlichen Bestrebungen, ihre eigene unbeschränkte Macht über das ganze Land zu etablieren. Gerade die bayerischen Wittelsbacher spielten in diesem Prozeß eine Vorreiterrolle. Mit Unterstützung des mächtigen Borgia-Papstes Alexander unterwarf sich der Oberbayer Albrecht IV. die Kirche, preßte die reichen Klöster durch Sondersteuern aus. Sein Vetter in Landshut, Ludwig der Reiche, überfiel sein Kloster in Altötting und führte den gewaltigen Klosterschatz – sieben Zentner Gold, viel Silber und Hunderttausende Gulden – in Staatseigentum über. Als dann andere Landesfürsten unter Berufung auf Luthers Lehre ihre Kirchen enteigneten und ein von ihnen kontrolliertes landesherrliches Kirchenregiment organisierten, war dieser Prozeß in Bayern längst abgeschlossen und daher der Übertritt zur Reformation unnötig.

Die Reformation war keineswegs ein Selbstzweck, und es ging auch keineswegs nur um die enormen finanziellen Reserven der Kirche. Wichtiger noch waren die Köpfe der Menschen. In einer Zeit, in der die Kanzel das einzige Massenmedium war, kam es den Regierenden darauf an, den ganzen ideologischen Apparat selbst in die Hand zu bekommen oder ihn durch einen neuen zu ersetzen.

Im späten Mittelalter war es vielen kleinen Adligen und einzelnen Klöstern gelungen, ihre Unabhängigkeit vom Landesherrn faktisch durchzusetzen oder gar vom Reich garantieren zu lassen. Ihre und zahlreiche Klosteruntertanen waren dem Zugriff des Herzogs entzogen, der nur über einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung die Kontrolle ausüben konnte. Obwohl in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zwei Adelsrevolten blutig niedergeschlagen worden waren, wagten es die bayerischen Fürsten nicht, gegen ihre Rivalen offen vorzugehen. Sie wählten daher den Weg über die Dienstbarmachung der Kirche, der effektiven Verbindung von Thron und Altar. Denn die Pfarrer waren die Transmissionsriemen, die den Fürsten mit dem Volk in Kontakt bringen, es informieren, bedrohen, disziplinieren konnten. Die Bevölkerung hatte sich nicht nur vom adeligen Grundherren dem Fürsten zuzuwenden, sondern auch Abschied zu nehmen von alten, in zähem Kampf errungenen

Rechten. Die Bauern Bayerns bestimmten ihre eigenen Angelegenheiten zum großen Teil selbst entsprechend ihren genossenschaftlichen „Ehaftrechten“, sie kümmerten sich nicht um das Interesse des Landes, sondern um ihre Gemeinden, ihre Wirtschaften, ihre aufwendigen Hochzeiten, Taufen, Begräbnisse, um ihre – für Adel, Kirche und Landesherren provokatorische – Selbstdarstellung im Lied, im Theater, in der reichen Bekleidung mit Gold- und Perlenschmuck und in ihrer Bewaffnung.

Was sich nun im 16. und 17. Jahrhundert – bis zum Ende des 30jährigen Krieges – abspielte, war nichts anderes als ein permanenter Krieg der Fürsten gegen ihr eigenes Volk, ein Feldzug zur Eroberung des eigenen Landes.

Am Anfang stand der Kampf gegen die reformatorischen Bestrebungen der städtischen und ländlichen Bevölkerung in Bayern, die mit dem Recht auf ein eigenes Gewissen ihr Recht auf Freiheit und Selbstbestimmung demonstrieren wollten. 1523 wurde der Münchener Bürgersohn Arsacius Seehofer eingekerkert, der sich öffentlich zu Luther bekannt hatte. Die Adelige Argula von Stauff verfaßte Schriften und Bücher, in denen sie Seehofer verteidigte und seine Freilassung forderte. Das „schändliche Weib“ (so der Kanzler Eck) wurde des Landes verwiesen. Noch 1523 wurde ein namentlich nicht bekannter Münchener Bäckergeselle als lutherischer Dissident erwürgt. Als 1527 der Messerschmied Ambrosi Lossenhammer am Gründonnerstag in der Frauenkirche gegen die Eucharistie protestierte, weil man bloßes Brot als Leib Christi ausgabe, wurde er ebenfalls umgebracht, genauso wie schon 1524 der Sozialrevolutionär Hans Rott. Der Terrorismus tat seine Wirkung: der Protest verstummte, die Opposition resignierte oder ging in den Untergrund. Auf dieser Grundlage führte man die „Visitation“, das regelmäßige Verhör aller Untertanen ein, schuf eine eigene Spitzelorganisation und lud – wie sich den Amtsprotokollen entnehmen läßt – die Priester, die Beichtväter, zur regelmäßigen „Beichte“ bei den Amtsverwaltern ein.

Auf diesem Weg wurden mit der Zeit alle Untertanen erfaßt, ihr Denken registriert. Abweichendes Verhalten wurde als Vergehen gegen Gott, als Bund mit dem Teufel denunziert, überführte Delinquenten, Männer wie Frauen, als Hexen und Hexer verbrannt: in Bayern wie anderswo brannten zehntausende Scheiterhaufen. Den Höhepunkt brachte schließlich der 30jährige Krieg, der – von Bayern angezettelt! – ganz Mitteleuropa im Blut ertränkte und fast den gesamten Vieh- und die Hälfte des Menschenbestandes wegraffte, wie noch erhaltene „Menschen- und Viehbestandsbeschreibungen“ dokumentieren. Am Ende hatten es die Herren im Lande geschafft: die Rechte der Räte in den Städten waren weitgehend, die der Ehaftgerichte auf dem Lande gänzlich eliminiert. Es herrschte Ruhe und Ordnung im Lande, die Zeit des Absolutismus entfaltete sich in aller Blüte.

Wenn man das, was damals geschah, mit dem vergleicht, was uns in diesem Jahr in der Wittelsbacherausstellung geboten wurde, so fühlt man sich an die Berichterstattung über die faschistischen Kriege oder den Krieg gegen Vietnam erinnert: da wird Vertreibung zur Befriedung, das Internierungslager zur Schaffung einer befreiten Zone, der Mord zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung. Zur Erdrosselung, Vierteilung, Räderung, Verbrennung zehntausender von Hexen bemerkt der Theologe und Kirchenhistoriker Benno

Hubensteiner: „Aber man muß selbst das zu begreifen suchen aus dem theologischen Weltbild der Zeit: wie alles aus dem Urgrund aufsteigt, die dunkle Dämonie der Bessenen wie die helle Mystik der Heiligen. Und Maximilian kannte nicht nur die alte, massive Teufelsangst, sondern auch die Tröstungen und Erleuchtungen des inneren Gebets.“ Was ist schon der massenhafte Tod dieser liederlichen Menschen gegenüber Maximilians Gebet! Den Veranstaltern wird nicht einmal die Ironie bewußt, wenn sie Maximilians scheinheiliges Motto in den Mittelpunkt der Ausstellung stellen: „Aliis lucendo consumor – Ich brauche mich auf, um anderen zu leuchten“. Denn Maximilian hat bekanntlich weder erleuchtet noch gebrannt – das waren schließlich andere. So wird alles „begreiflich“ was immer in der Geschichte von der Obrigkeit verbrochen wurde: die jahrhundertelange Kriegshetze der Päpste, die Ermordung Hunderttausender Unschuldiger, das Elend der Kriege, der Pesten, der Hungersnöte . . .

Die Ausstellung zum Wirken der Wittelsbacher in Bayern konzentriert sich freilich nicht auf Rechtfertigungen. Da wird vielmehr Ästhetisches geboten. In Landshut wurde eine sehr schöne Armilla gezeigt, die womöglich Friedrich Barbarossa am Arme trug; herrliche Miniaturen aus der Welfenchronik des Klosters Weingarten; das Schreibzeug des Hl. Leopold; das Kreuz des Grafen von Andechs; ein Bischofsstab aus Büffelhorn; Krückenpastorale, Grabsteine, Genealogien, Siegel, Pergamente, Dokumente und Konterfeis aus verschiedenen Miniaturen, die alle für sich wenig aussagen, die zentrale Aussage der Ausstellung aber doch wirkungsvoll dokumentieren. Zum Hochmittelalter heißt es da: Die Wittelsbacher „sorgen im ganzen Land für Ordnung. Niemand darf mehr auf eigene Faust sein Recht suchen. Sie gründen Burgen, Städte und Märkte, sie binden den höheren Adel durch Ämter und bieten dem niederen Adel Aufstiegschancen.“ Auf dem Lande aber lassen sie die Klöster gewähren: „Die Prälatenklöster und Stifte im Kurfürstentum haben reichen Grundbesitz, Herrschaft über Land und Leute, Bauern und Handwerker, Stimmrecht auf den Landtagen. Prälatenklöster – das ist nicht nur eine Stätte des Gottesdienstes, sondern ein großer Betrieb, der sich selbst versorgt, mit Äckern und Weiden, mit Pferden, Kühen, Schafen und Hühnern, mit Ställen und Scheunen, mit Forsten und Fischteichen, mit Brauerei und Apotheke, mit Maurern und Zimmerern, Kistlern und Stukkateuren, mit Schule und Gericht, Bibliothek und Registratur.“ Mit Bauern, Schafen und Brauereien kann jedermann sich identifizieren, und was mit Geflügel und Bier nicht zu tun hat, ist von Übel. Maximilian, der Hexen- und Protestantenfresser, wird in einem reichen Ambiente von Gemälden, Skulpturen und alltäglichen militärischen Gegenständen dargestellt. Zu seiner Bedeutung heißt es: „Maximilian I. (1598–1651) ist der herausragende Reichsfürst seiner Zeit. Weit über Bayerns Grenzen hinaus bewundert man seine Sorge um das Wohl des Landes. Er ordnet die zerrütteten Staatsfinanzen und fördert durch sein straffes Regiment den Wohlstand in Landwirtschaft, Handel und Gewerbe. Maximilian möchte aber auch das Ansehen seines Hauses und Bayerns mehren, gleichzeitig die katholische Sache im Reich und in Europa stärken. Als Führer der katholischen Liga unterstützt er den Kaiser im 30jährigen Krieg (1618–1648) und gewinnt durch seine Politik die Kurwürde und die Oberpfalz.“ Hier zwingt die

Fixierung auf die großen Gestalten der Geschichte und die unverdrossen durchgehaltene Absicht, Harmonie zwischen Herren und Unterdrückten von der Vergangenheit bis zur Gegenwart zurechtzubasteln, zur offenen Lüge: aus dem Schlächter wird der Menschenfreund, aus dem elenden Tod von 50 % der Bevölkerung wird Gedeihen von Landwirtschaft und Gewerbe.

Ebenso wird in der dritten Ausstellung verfahren, die die Erhöhung der Wittelsbacher zum Königsgeschlecht zum Inhalt hat. Von den Schrecken der napoleonischen Kriege bleibt eine unentzifferbare Tapete mit den Namen der Gefallenen übrig. Bestimmend sind auch hier beeindruckende Bilder von Generälen, Kardinälen, Ministern. Bayerische Landschaft, sehr schön gemalt, die Wohnzimmer-Ausstattung des Regensburger Bankiers Thon-Dittmer, das Schneutzüchlein Charlottes, das Waschbecken Max I. Josephs, Geschirr, Gerät, Gestühl. Damals zogen – bei einer Einwohnerzahl von ca. einer Million – in Bayern etwa 100 000 Bettler, Zigeuner, Vaganten durchs Land. Es gab unzählige Sozialrebelln und Banditen, die ihre eigene Antigesellschaft, ihre Alternative zur bestehenden Gesellschaftsordnung schufen, die vom Volk verehrt, von den Behörden verfolgt wurden. Ebenso verfolgt wurden aufklärerische Gedanken, ob die von Priestern, Professoren, Adeligen oder Bürgern gepflegt wurden. Die utopischen Illuminaten wurden ebenso in die Verbannung gejagt wie die Regensburger Jakobiner oder rebellische Pfarrer. Die Ausstellung preist die Behördenorganisation des 19. Jahrhunderts, die Schaffung des bürokratischen Apparates, die Perfektion des durchorganisierten, hierarchisch gegliederten Verwaltungsgefüges. Ebenso wie damals wird denen Reverenz erwiesen, die satt in sicheren Positionen saßen, das Volk aber wird arrogant übersehen.

F. J. Strauß setzte dem ganzen die Krone auf, als er zur Eröffnung der Ausstellung am 14. Juni erklärte, der „bedeutendste König Bayerns“, Ludwig I. stehe ihm vielfach näher als der erste demokratische Ministerpräsident des Freistaates Bayern, Kurt Eisner. Ludwig I. zeichnete sich aus durch die Verhöhnung des Parlaments, die Einkerkung von demokratisch gewählten Abgeordneten, durch den Befehl, harmlos feiernde Studenten als Staatsfeinde mit Säbeln auseinandertreiben zu lassen.

Strauß stellt sich also nicht in die Tradition des bürgerlich-demokratischen Freistaates, sondern in die Tradition der autoritär regierenden Monarchen. Und eben dies ist die Absicht der Ausstellung insgesamt: die Legitimation heutiger autoritärer bürgerlicher Herrschaft aus der immer schon gültigen „Wahrheit“ von Herrschaft und Unterordnung, Glaube und Gehorsam. Die Organisatoren der Ausstellung haben durchaus in eigener Sache gesprochen, als sie in der Residenz die Tafel aufstellen ließen, die die Funktion der Historie vor 400 Jahren erklären soll:

„Maximilian weiß um die Bedeutung der Geschichte: sie erhöht den Ruhm des Hauses Bayern; ist die Grundlage für ein Bild der Einheit von Dynastie und Land; aus ihr lassen sich Ansprüche ableiten, läßt sich Herrschaft begründen. So beschäftigt der Herzog zahlreiche Gelehrte, deren Geschichtsforschung diesen Zielen dienen soll, Künstler, die durch Gemälde und Plastiken die glorreiche Vergangenheit Wittelsbach in die Gegenwart stellen sollen.“

Max Faulhaber  
Jahrgang 1904

Mein Vater Michael Faulhaber wurde im Jahre 1874 als Sohn einer Kleinbauernfamilie in Dittigheim an der Tauber geboren. Seine Mutter starb sehr früh und sein Vater ging eine zweite Ehe ein. Aus der ersten Ehe kamen zwei Buben und aus der zweiten vier Mädchen. Sie waren also eine Familie von acht Köpfen geworden. Das war für eine Kleinbauernfamilie der damaligen Zeit eine harte Arbeit, acht Menschen ernähren und kleiden. Die Familie siedelte nach Gamburg an der Tauber über. Dort hatte die neue Ehefrau Grundbesitz – aber zum Leben zu wenig. Der Großvater hatte sich etwas saniert, er betrieb ein Fuhrgeschäft. Zwei schwere Pferde arbeiteten für die ansässige Bimssteinfabrik – Mühle – und den Maurermeister. Meinem Vater ging es damals sehr schlecht, weil die neue Mutter immer ihre eigenen Töchter bevorzugte. Kaum der Schule entwachsen, zogen die beiden Jungen in die Fremde. Vater ging nach Erlangen in die Lehre zu einem Brauereibesitzer, mit freier Kost und Wohnung. Nach der Lehre kam der Militärdienst im Regiment „König Humbert von Italien“, stationiert in Wörishofen.

Der Kasernenhofdrill war grausam. Militaristische und chauvinistische Kräfte beherrschten ideologisch wohl noch breite Schichten des Volkes, aber schon nicht mehr unbestritten. 1890 war das Verbot der Sozialdemokratischen Partei gefallen, es kam die Zeit ihres großen Aufschwungs. Unter der Führung von August Bebel wurde die Sozialdemokratie eine Kraft, die der kapitalistischen Gesellschaft große Schwierigkeiten bereitete. Ihre Sozialarbeit, ihre Friedensideen drangen in alle Regionen, bis auf die Dörfer und auch in die Kasernen. Nach seiner Militärzeit kehrte mein Vater wieder nach Erlangen zurück und arbeitete in einer Brauerei. Hier lernte er auch meine Mutter kennen. Sie war in einer Textilfabrik beschäftigt. Eine geborene Friedmann, ein uneheliches Kind. Die Großmutter heiratete den Schneidermeister Werner. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor. Sie wurden so auch eine Familie von acht Köpfen. Im Jahre 1898 heirateten meine Eltern. Der Vater war bereits Mitglied der SPD geworden und aus der Kirche ausgetreten. Die jungen Brauereiarbeiter hatten niedrige Löhne. In der Industrie wurde mehr verdient. So schrieb mein Onkel wiederholt, Vater solle doch nach Mannheim kommen, das sei eine aufstrebende Industriestadt. Er selbst war schon lange nach dort umgesiedelt und arbeitete in der Papierfabrik Waldhof, mit einem Wochenlohn von 26 Mark. Eines Tages packte es die Familie Faulhaber. Sie suchten ihre Siebensachen zusammen und fuhren nach Mannheim. Das war im Jahre 1907. In der Familie saßen nun drei Kinder mit am Tisch. Jakob, der Älteste, Grete und der Benjamin Max. Der Onkel hatte einen Arbeitsplatz besorgt bei der Firma Heimann, Mälzerei im Industriebahnhof. Dort verdiente der Vater 28 Mark pro Woche, und wir zogen von der ersten Wohnung später in die 14. Querstraße um.

Mannheim vergrößerte sich von Jahr zu Jahr. Die Metallindustrie wuchs stürmisch, viele Betriebe wurden in der Stadt eröffnet. Arbeitskräfte waren

genügend vorhanden. Sehr viele Kleinbauernsöhne fanden in der Landwirtschaft kein Auskommen mehr und kamen scharenweise in die Fabriken. Mein Vater hatte zunächst Schwierigkeiten, weil er noch die bayerische Staatsangehörigkeit besaß. Das sah man nicht gern im Großherzogtum Baden. Doch dem war bald abgeholfen: auf Antrag erhielt die ganze Familie die badische Staatsangehörigkeit. Große Sprünge konnte auch ein Arbeiter in der Großstadt nicht machen. Die Miete betrug 28 Mark. Und so suchte der Vater laufend nach einer besseren Arbeitsstelle. Dies gelang ihm bald. Durch seine Aktivität in der SPD – er war Hauptkassierer in der Neckarstadt und Gewerkschafts-Einkassierer – wurde er in der Konsumgenossenschaft beschäftigt, als Abteilungsleiter in der Getränkeproduktion. Als junger Arbeiter war Vater ganz der sozialistischen Bewegung verpflichtet. Heute würde man sagen: Er war „Aktivist“. Die Folge war, daß wir Kinder ebenfalls in den Strudel der politischen Arbeit kamen.

Für meine Familie gab es große Probleme. Vater Faulhaber wollte eine neue Wohnung. Sein Sohn sollte das Lehrerseminar besuchen. Zu diesen Träumen fehlte das Geld. Im stillen Herzen trug er immer die Illusion, einmal eine Erbschaft zu machen. Da sollte nun reiner Tisch gemacht werden. Und Vater Faulhaber entschloß sich, nach seinem Heimatort zu fahren und dort seine Ansprüche auf einen Erbteil anzumelden. Die ganze Familie sollte mitreisen. Die „Kleinbürgerfamilie“ fuhr in die „Sommerfrische“ – natürlich im Eisenbahnabteil vierter Klasse. Eine Sensation! Und da man ja etwas vorzeigen wollte, wenn man aus der Stadt kam, mußte die Mutter noch so „manches“ einkaufen. Da waren Hüte notwendig geworden, neue Schuhe, ein Matrosenanzug für den Kleinsten, Manschetten und Regenschirm. Es gab stundenlange Debatten, ob das alles gekauft werden könnte.

Am 3. August 1912 war es dann soweit. Eine „ewige“ Fahrt mit dem Bummelzug. Das schöne Neckartal entlang, mit den vielen Burgen und Schlössern und Windungen des Flusses. Den größten Eindruck auf die Kinder machte der Kettenschlepper. Das war ein breit und flach gebautes Schiff, das sich an einer im Flußbett liegenden Kette den Neckar hinaufzog, so daß trotz des niedrigen Wasserstandes die Schifffahrt möglich war. Auch die sechs bis acht Kähne, die der Schlepper hinter sich herzog, waren danach gebaut. Nach vier Stunden sollten wir Königshofen erreicht haben. Dort wartete die Halbschwester meines Vaters auf uns. Welch ein Schreck des Vaters! Wir stiegen aus, und Vater bemerkte sofort, daß er sich im Bahnhof geirrt hatte. Anstatt in Königshofen auszusteigen, las er am Stationsschild „Sachsenflur“. So wie hier habe ich meinen Vater nie fluchen gehört. Er schrie: „Ich könnte mir alle Haare ausreißen.“ Die Kinder lachten. Und bekamen den Regenschirm über das Kreuz. Aber die Angelegenheit war schnell geregelt. Der Stationsvorsteher rief in Königshofen an, und meine Tante kam zum nächsten Zug.

In Gamburg angekommen, erinnere ich mich an eine große Auseinandersetzung meiner Eltern mit Tante Anna und der Stiefmutter. Sie verhandelten über die Vermögensverhältnisse. Zuvor waren wir in Bad Mergentheim mit einer anderen Halbschwester meines Vaters zusammengekommen. Sie war sehr freundlich, sprach oft mit den Kindern, und wir waren glücklich. Sie fragte

mich auch einmal: „Na, was will dein großer Bruder später einmal werden?“ Da plapperte das Kindermäulchen frei heraus, was es in der Familie gehört hatte: „Wenn die Großmutter gestorben ist, dann werden wir erben, dann wird der Jakob Schullehrer.“ Alle hatten gelacht. Wir gingen auch einmal nach Dittigheim, dem Geburtsort des Vaters. Hier besuchten wir die Gräber meiner Großmutter und des Großvaters. Viele Faulhaber waren hier beerdigt. Ich bin von Grab zu Grab gegangen. Der Name Faulhaber ist in Franken sehr heimisch. Kardinal Faulhaber ist auch aus der Gegend. Meine Tanten habe ich auf dem Friedhof schwer beleidigt. Sie haben mich am Ohr gezupft, weil ich an den Kreuzen die Weihwasserkesselchen ausgeschüttet hatte. Ich konnte mir nicht denken, wofür dieses Wasser war. In religiösen Dingen war ich nicht bewandert, ich hatte ja keinen Religionsunterricht. Die Gräber trugen keinen Blumenschmuck. Es war Sitte, Glasperlenkränze auf die Ruhestätten zu hängen und zu legen. Ein solcher Kranz war oft ein handwerkliches Kunstwerk. Die Glasperlen wurden zu schönen Ornamenten gefaßt, farbenfreudig mit religiösen Motiven.

Wir blieben 14 Tage in Gamburg. Uns Kindern gefiel es sehr gut. Im Dorfe gab es viele Entdeckungen zu machen, vieles war völlig fremd für die Städter: die Tiere, die Ochsenkarren, die täglich Futter holten für die Kühe. Im Nachbarhaus hielten wir uns am meisten auf. Dort waren die Gemeindebullen, Eber und Ziegenböcke untergebracht. Wir schauten zu, wie der Befruchtungsvorgang zuing. Das war eine große Neuentdeckung. Die Vermögensverhandlungen endeten jedoch mit einem völligen Fiasko. Vater erbt keinen Pfennig. In der Schule war ich sehr zurückgezogen. Ich habe mich nie zu Wort gemeldet, habe nie den Finger gestreckt. Aber der Lehrer merkte bald, daß ich fast immer Bescheid wußte, wenn er mich aufrief. Er schätzte mich dementsprechend ein. Eine große Katastrophe, die mir bis zum heutigen Tage nachhängt, geschah im Jahre 1912: eine Sonderprüfung durch den Lehrer Langhammer aus der Bürgermeister-Fuchs-Straße 32. Der Anlaß war unser Umzug nach Waldhof, so daß ich Ende September aus der Klasse ausscheiden mußte. Langhammer sagte, er müsse nun eine Einzelprüfung vornehmen, damit er ein Zeugnis ausstellen könne. Er rief mich vor die Tafel und stellte mir Rechenaufgaben. Einen Moment war ich unfähig, nur einen Gedanken zu fassen. Ich war in einem solchen Angstzustand, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Nun hat Langhammer, dieser „Meisterpädagoge“, an die Tafel geschrieben: „1. Aufgabe nicht bestanden – Note 5“. Er stellte mir eine zweite Aufgabe, aber mein Zustand hatte sich immer noch nicht gebessert. Nun schrieb er an die Tafel: „Aufgabe zwei nicht erfüllt – Note 5“. Außer mir vor Aufregung, der Konsequenz bewußt, ein schlechtes Zeugnis zu bekommen, hatte ich bei der dritten Frage einen völligen Zusammenbruch. Ich habe angefangen zu weinen und zu schreien. Nach einiger Zeit endlich habe ich die dritte Aufgabe fließend erledigt. Der „Pädagoge“ machte aber die Bemerkung: „2 x 5, 1 x 2, gibt die Mittelnote 4“. Das ist die einzige 4, die ich in der achtjährigen Schulzeit im Zeugnis stehen hatte, und das aus diesem Anlaß.

In meiner neuen Klasse in Waldhof war ich das fünfte Rad am Wagen. Ich war ein Neuhinzukömmling, und die Schüler haben mich nur mit weit aufgerissenen Augen wahrgenommen.

Noch einige Kindheitserinnerungen aus dem Jahre 1911 und 1912 sind mir geblieben. Man spricht von den sogenannten Schlüsselkindern. Eines von ihnen bin ich gewesen. Meine Mutter ist arbeiten gegangen, um sich Geld zu sparen für den bevorstehenden Umzug. Nach der Schule ging ich sofort nach Hause, den Ranzen abgelegt, meinen Hausschlüssel mit einer Schnur um den Hals gebunden und los auf die Straße, um zu spielen. Unter den Kindern hat sich in einer Arbeitervorstadt so manches zugetragen. Es bildeten sich Gruppen, die eine Art von Texas-Leben nachahmen wollten, wie sie es in den Räuberheftchen gelesen hatten. Man suchte die Lager von Bauunternehmern auf. Die waren nicht überwacht, nur ab und zu kam ein Pferdefuhrwerk und holte Baumaterial. Da konnte man sich gut verstecken. Dort versammelte sich der Kinderklub auf dem Dachboden. Allerhand wurde ausgeheckt. Ich war der Jüngste in der Gruppe und Anhängsel meines älteren Bruders. Eines schönen Tages saßen wir auf so einem Speicher. Es waren acht oder zehn Buben, im Alter von 12 bis 13 Jahre. Sie haben Geld verteilt. Das war für mich eine ganz ulkige Art. Plötzlich hatten Kinder Geld. Nie hatten wir Geld in der Hand. Woher kam das nur? Keine Antwort. Viel später bin ich darauf gekommen. Die Buben hatten von den Baubetrieben Altmaterial mitgenommen, Blei, Kupfer oder sonst etwas. Das wanderte zum Altwarenhändler, der Geld dafür gab, obwohl er ahnen konnte, daß die Dinge gestohlen waren. Dann kam die Verteilung des Geldes. Es wurde ein Rat abgehalten, und ich weiß noch genau, daß man am Ende sagte: „Der Kleine bekommt auch 10 Pfennig“. Was sollte ich mit 10 Pfennig machen? Ich ging in einen Bäckerladen und kaufte ein Stückchen Linzertorte, das ich mit großem Genuß verzehrte.

Wie einsam ich als Schlüsselkind war, erzählt meine Tante Maria. Sie kam eines schönen Tages von Waldhof nach der Neckarstadt, um unsere Familie zu besuchen. Meine Eltern waren arbeiten, Jakob und Gretel in der Schule. Ich war ganz allein in der Wohnung. Tante Maria klingelte und klopfte. Ich stand drinnen, weinte und schrie: „Mein gutes Mütterle ist nicht mehr da“. Die Türe war verschlossen.

In dieser Zeit kam mein Onkel Fritz aus Nürnberg nach Mannheim. Anscheinend war Mannheim ein großer Anziehungspunkt. Er kam geschneigelt und gebügelt. Auf der Straße fragte er mich, ob ich der kleine Max sei. Das hatten ihm Anwohner gesagt. Ich bejahte, betrachtete ihn aber mit großem Mißtrauen. Der feine Herr, was führte der wohl im Schilde? Ich war ja gewarnt worden, mich mit niemandem einzulassen. Als er mir sagte, wer er sei, habe ich ihm den Schlüssel trotzdem nicht gegeben. Er bat mich, seine Koffer abstellen zu können. Er ging in die Wirtschaft nebenan; wenn die Eltern kämen, sollten wir ihn holen. Mit großer Freude begrüßte meine Mutter ihren Halbbruder Fritz. Die Familie war nun um eine Person größer geworden. Onkel Fritz hat als ungelerner Arbeiter eine Stelle im Hafen gefunden, in einer Großhandlung, Glas- und Porzellanwaren.

Großes Aufsehen machte damals der Zeppelin. Die Gespräche der Kinder bezogen sich laufend auf dieses „Weltwunder“. Nun sollten sie ihren Zeppelin mit eigenen Augen sehen. Ein Besuch war in Mannheim angesagt. Wir Buben begaben uns schon morgens früh auf die Dächer der Häuser. Hier saßen wir stundenlang und warteten auf die Ankunft. Den Kindern blieb die Spucke weg,

als sie das riesige Luftschiff über Mannheim in niedriger Höhe fliegen sahen. Die Konstruktion eines Luftschiffes war erneut ein Zeichen des gewaltigen technischen Fortschrittes. In den Fabriken fanden Erfindungen am laufenden Band statt.

In dieser Zeit gab es ein anderes turbulentes Ereignis. Astrologen hatten einen Kometen am Firmament gesichtet und glaubten, er bewege sich auf die Erde zu. Die Zeitungen waren voll von Spekulationen und befriedigten die Sensationslust vieler Menschen. Da wurde von der Riesengröße des Kometen gesprochen. Er falle auf die Erde und werde jedes Leben vernichten. Der Weltuntergang sei in greifbare Nähe gerückt. In den Boulevard-Blättern erschien damals ein Liedtext: „Wir brauchen nicht zu sparen, wir leben nicht mehr lang, am 15. Mai ist Weltuntergang“...

In der Mittelstraße, im Zentrum des Arbeiterviertels, gab es ein Lokal mit dem Namen „Blomaul“, also „Blauer Mund“. Der Wirt und die Wirtin waren Sozialdemokraten. Hier verkehrten die Arbeiter. Kein Wunder, daß sich mein Vater hier sehr wohlfühlt hat. Ansonsten war er kein Wirtshaussitzer. Mitgliederversammlungen der Partei fanden hier im Nebenzimmer statt. Auch eine Frauengruppe der Partei gab es. Sie kümmerte sich in erster Linie um die Kinder. Man half sich gegenseitig. Ging eine Arbeiterfrau arbeiten, so nahm oft eine andere Genossin über Tag die Kinder. Ich war oft bei Sterners. Da waren auch drei Kinder. Die Familie kam wie wir aus Bayern, und der Vater war Mälzer. Am schönsten war es bei Sterners, wenn es Dampfnudeln mit Apfelmus gab.

Im Sommer 1911 organisierte die Frauengruppe eine Ferienkolonie. Morgens trafen sich die Jungen und Mädchen bei der „Blomaul – Tante“, wie wir sie genannt hatten. Da kamen schon so um die hundert Kinder zusammen, denn der Stadtteil Neckarstadt war dicht besiedelt. Meist gingen dann die Kinder mit den Betreuerinnen in den Luisenpark. Dort waren zwei oder drei Stände aufgebaut. Die Milchzentrale brachte ihre Produkte dort hin. Es gab auch Brot und manchmal andere Leckerbissen. Viele Spielsachen hatten die Genossinnen bei den Geschäftsleuten gesammelt. Hauptsache war das Diabolo. Das war ein Gegenstand ähnlich einer großen Fadenrolle, die man auf einer dünnen, jeweils am Ende an einem kurzen Stiel befestigten Schnur tanzen ließ. Besondere Künstler zogen die Schnur schnell links und rechts auseinander. Die Folge war, daß das Diabolo hoch in die Luft flog. Das Kunststück war nun, das Diabolo wieder mit der Schnur aufzufangen. Der Tag ging allzu schnell zu Ende. Nachdem wir etwas Essen bekommen hatten, mußten wir gegen fünf Uhr wieder in die Neckarstadt zurück. Das dauerte vier Wochen lang, die ganzen Augustferien. Manchmal spazierten wir auch in den Waldpark oder auf die Reißinsel.

Am turbulentesten ging es in der Familie am Sonntag zu. Vater mußte die Parteibeiträge einkassieren. Oft nahm er mich mit. Viele neue Eindrücke kamen da auf mich zu. Mein Maßstab war ja unsere eigene Familie. Meistens wurde das Kassiergeschäft in der Küche abgewickelt. Zunächst sollte das Mitgliedsbuch vorgezeigt werden. Die Frau suchte, der Genosse suchte. Während dieser Zeit sah ich mich etwas um. Oft war kein Küchenschrank vorhanden. Das Geschirr und die Töpfe hingen an der Wand an einem Brett.

Der Tisch hatte kein Wachstuch mit schönen Farben und Mustern, wie wir es hatten. Die abgescheuerten Bretter waren rau, die Fugen voll von Brotresten. Der Abort war meistens im Hof oder im Flur, ohne Wasserspülung. Wie es roch, kann man sich vorstellen.

Gegen dreizehn Uhr kamen wir nach Hause zurück. Der Vater war verärgert, weil viele Genossen nicht bezahlt hatten und er noch zwei- bis dreimal laufen mußte, bis er den Beitrag hatte. Dann kam der Fluch: „Da lauf ich mir ja die Schuhsohlen durch, bis ich dem seinen Obulus eingetrieben habe.“ Zu Hause halfen wir Kinder schnell noch die Abrechnung machen, denn die Buchführung mußte ja stimmen, also Markenbestand aufnehmen. Danach sind abgesetzt worden: zehn Marken zu dreißig Pfennig; dreißig Marken zu fünfzehn Pfennig; Spendenmarken insgesamt dreizehn Mark und fünfundsiebzig Pfennig; macht zusammen einundzwanzig Mark und fünfundzwanzig Pfennig.

Zu Hause wartete die Mutter bereits mit dem Essen. Sonntags wurde sehr oft ein bayerisches Gericht gekocht. Kartoffelklöße aus rohen Kartoffeln, Schweinebraten und Salat. Das machte viel Arbeit, und eines der Kinder mußte die rohen Kartoffeln mit einem Reibeisen reiben. Die Reibmasse wurde dann in einen Leinensack gefüllt, mit den Händen gepreßt und der Sack ausgewrungen, so daß das Wasser völlig entwich. In einer Schlüssel mischte die Mutter die Kartoffelmasse mit Mehl und tat etwas Salz und Gewürze daran. Das ganze formte sie dann zu Knödeln, wobei beim Formen in die Mitte des Kloßes eine Handvoll in kleinen Stücken geröstete Semmeln gesteckt wurde. Um dieses Essen wurde immer ein großes Getöse gemacht. Jeder wollte recht viele dieser großen Klöße „verschluckt“ haben, obwohl sie schwer im Magen lagen. Die Erwachsenen forderten einen Schnaps. Die Kinder hatten das Nachsehen.

Nach dem Essen ging dann das große Rennen los. Die Zeit zum Weggehen war mit den Genossen festgelegt. Der Termin sollte eingehalten werden. Fünf Menschen anziehen, das war keine Kleinigkeit. Bereits morgens hatte Jakob, der Älteste, bei der Bügelei die Wäsche geholt. Vater bekam einen gestärkten Schmiß. Man könnte sagen, ein Vorhemd, das gerade die Brust bedeckte, oben ein Knopfloch, hinten und vorn ein steifer Kragen, mit den Kragenknöpfchen festgehalten. Der Kragen war sehr hoch, so daß man den Hals nicht ohne Schmerzen bewegen konnte. An den Armen wurden ebenfalls mit Hoffmanns-Stärke bearbeitete Manschetten getragen. Die dazu gehörenden Knöpfe, ein Schmuckstück des Herrn, gab es in den verschiedensten Preislagen. Von Gold bis Blech. Am Hals eine Fliege, ein Binder. Auf dem Kopfe einen Koks, ein halbrunder, kleiner, steifer Hut.

Während die Mutter dem Vater beim Anziehen helfen mußte, Kragen festmachen, Fliege anbringen, ging es bei ihr selbst verhältnismäßig schnell. Die meiste Zeit brauchte sie für das Brennen der Locken. Die Brennschere war über einer Kerze heiß gemacht worden. Die große Mode war der Hut, an dem die „Dame“ gemessen wurde. Das unterschied auch nicht die armen von den reichen Frauen. Nur das Material und das Etikett im Inneren des Hutes zeigten an, ob im Warenhaus oder im Spezialgeschäft einer Hutmacherin gekauft worden war. Das war das Zeugnis, zu welcher Klasse die Dame gehörte.

Bis die drei Kinder dann fertig aufgeputzt die Wohnung verlassen konnten, verging nochmals Zeit. Eine nervöse Angelegenheit. Der Spaziergang nahm

seinen Anfang. Das Ende war immer ein Stammlokal der SPD. Dort gab es eine begeisterte Begrüßung, Bier, Limonade und Brezel. Die Biertisch-Diskussion blieb nie aus. Politischen Stoff gab es in Hülle und Fülle. In Vorbereitung hatten die Genossen den Baseler Kongreß. Stadtteil-Versammlungen gingen über die Bühne. Gibt es Krieg? Diese Frage bewegte alle.

Aber im Vordergrund der Gespräche am Biertisch standen wohl doch die Alltagsorgen, Preise und Löhne. Die Konsumgenossenschaftsarbeiter bildeten in der Partei einen festen Kern. Sie waren nicht dem Druck am Arbeitsplatz ausgesetzt. Sie betrieben die Agitation besonders eindringlich, indem sie die Preise in den Konsum-Läden anboten und mit den Preisen der Kleinkrämer verglichen. Der Konsumverein sei preisregulierend und reeller. Die Losung hieß: Also tretet ein in den Konsumverein. Die Parteigenossen waren stolz auf ihre Errungenschaften. Manche glaubten, über die Konsumvereine den Privathandel lahmlegen zu können.

Die Jahre 1912 und 1913 waren turbulent. Die Bebel-Partei hatte in den Reichstagswahlen 1912 einen großen Erfolg errungen. Noch heute bin ich stolz darauf, daß ich, ein kleiner Junge, auch mein Schärflin zu diesem Erfolg beigetragen habe. Abenteuerlich war es, wenn ich mit meinem Onkel und Vater abends losging, mit Leimtopf und Pinsel bewaffnet. Die Wahlplakate waren sorgfältig in der Aktentasche oder der Einkaufstasche der Mutter versteckt. Die Obrigkeit machte oft Jagd auf die „Wildkleber“ und da die anderen Parteien viel Geld hatten, waren die Arbeiter auf Bretterzäune, Brücken und Häuserwände angewiesen, um ihre Wahlplakate anzukleben. Einmal legte sich mein Onkel über ein Bahnbrückengeländer und klebte auf die Eisenträger. Ich hatte eine heillose Angst, mein Onkel könnte abstürzen. Tausende Arbeiter fuhrten hier mit Straßenbahn und Fahrrad zur Arbeit vorbei und lasen die Parole: Wählt SPD, wählt Dr. Ludwig Frank. Für Frank wurden 31 560 Stimmen abgegeben. Er war gewählt.

Der Arbeiterhaushalt der Familie Faulhaber setzte sich 1912 wie folgt zusammen: Wochenlohn des Vater zweiunddreißig Mark und fünfzig. Die Mutter arbeitete ebenfalls im Konsum aushilfsweise fünf Monate im Jahr. Das ergab im Durchschnitt ein Lohneinkommen von dreihundert bis vierhundert Mark im Jahr. Von den zwei „Schlafstellen“, die die Eltern abgegeben hatten, erhielten sie noch einige Mark hinzu. Die laufenden Ausgaben bestanden in der Miete in Höhe von zweiunddreißig Mark pro Monat, der Steuer in Höhe von vierzig Mark pro Jahr, den Beiträgen für Gewerkschaft, Partei, Konsum und Baugenossenschaft, die Tageszeitung „Die Volksstimme“, sowie Licht und Heizung. Ein Zentner Briketts kostete eine Mark, Gaskoks fünfundachtzig Pfennig ab Gaswerk. Auf den Leiterwagen gingen drei Zentner. Wir mußten oft fahren, bis der Wintervorrat im Keller war. Oft ging ich nachmittags mit meinem Bruder einkaufen, hauptsächlich für das Abendessen. Da wurde für fünfzehn Pfennig Wurst für den Vater gekauft, und für Mutter und Kinder zusammen für zehn Pfennig. Vater trank ein Bier, die anderen einen Pfefferminztee oder dergleichen. Wir lebten verhältnismäßig gut. Von goldenen Zeiten konnte man bei den Arbeitern nie sprechen. Man muß den Lebensstandard vergleichen mit dem erarbeiteten Sozialprodukt. Und da sind die Kapitalbesitzer bei der Verteilung des Kuchens immer oben gewesen.

In Erinnerung sind mir auch die jährlichen Weihnachtsfeiern der SPD geblieben. 1911 mietete die SPD den großen Saal des Volkshauses in der Altstadt. Hier fand die Feier in einem festlichen Rahmen statt. Es wurden Künstler des Nationaltheaters Mannheim engagiert. Gesangsvereine der Arbeiter verschönerten das Fest. Eine Tombola mit Hunderten von Gewinnen, die die Genossinnen und Genossen bei den Geschäftsleuten gesammelt hatten, begeisterte die Besucher. Kinder wirkten im Programm mit, sagten Gedichte auf, spielten kleine Spiele. Der kleine Jakob Faulhaber konnte da nicht fehlen. Die Eltern, voll Stolz darüber, erzählten es allen Nachbarn. Ein Laienspieler, ein Genosse, trug einen Sketch vor, von dem mir heute noch einige Worte in den Ohren klingen: „Solange der Reichskanzler Bethmann regiert, wird keine Arbeit angerührt. – Solange der Bauch in die Weste paßt, wird keine Arbeit angefaßt.“ Der Vortragende hatte sich ein Kissen vor den Bauch gesteckt, die Jacke darüber, und sah aus wie ein fetter voller Bursche. Solche Feste förderten den Zusammenhalt der Partei.

Im Jahr 1911 gründeten die Mannheimer Arbeiter eine Wohnungsgenossenschaft, die „Gartenvorstadtgenossenschaft“. In der Kunsthalle fand eine Ausstellung von Modellbauten der geplanten Häuser statt. Die erste Siedlung sollte auf dem Waldhof gebaut und zu diesem Zweck ein Stück Wald abgeholzt werden. Der Plan ist verwirklicht worden. Es lag nah, daß die Genossenschaftsarbeiter auch hier an vorderster Stelle standen. Die Genossenschaft gab sogenannte Geschäftsanteile aus. Unsere Familie hatte großes Glück. Im Jahre 1912, Anfang Oktober, waren in Mannheim-Gartenstadt – mitten im Wald – 40 Arbeiterwohnungen fertig. Sie wurden durch den Vorstand ausgelost. Vater zog das Los Nummer 36, wir bekamen eine Wohnung im Grünen Hag 6. Sie bestand aus drei Zimmern und Küche, einem größeren Garten, hatte aber kein Bad, nur im Keller war eine Waschküche mit einem Waschkessel aus Emaille mit Holzfeuerung und einer Badewanne aus Zinkblech. Die Gelegenheit wurde von der Familie wahrgenommen. Wir haben jeden Samstag ein Bad nehmen können. Früher badeten wir in einem Holzkübel in der Küche. Der Garten kam dem früheren Bauernsohn sehr zugute. Er sehnte sich wieder nach Feld und seinen lieben Tieren. So baute er sich sofort einen Hühnerstall und hielt Tauben und Gänse.

Mein Vater zimmerte mir einen Leiterwagen mit Kastenaufbau, und ich ging, statt zu lernen, in meiner Freizeit auf die Straße, um Pferdeäpfel aufzusammeln. Denn der Garten verlangte viel Dünger... In der Schule hatte Max sein Säckchen dabei und las nach der Pause das Brot auf, das die Schüler weggeworfen hatten. Meist mußte er sich eine Rüge des Lehrers anhören, weil er nach der Pause oft zu spät in das Klassenzimmer zurückkam. Aber unsere Hühner hatten wertvolle Nahrung . . .

Heute weiß ich, daß meine Eltern uns Kindern zu viel zumuteten. Sie waren von ihrer eigenen Kindheit noch daran gewöhnt, daß die Kinder mitarbeiten mußten. In der Textilfabrik Forchheim wie in der Landwirtschaft meines Großvaters war Kinderarbeit eine Selbstverständlichkeit. Und so bekamen wir Beschäftigungen, die der Vater gar nicht als Arbeit ansah. Hinzu kam, daß meine Eltern selbst sehr fleißig waren – sie wollten es „zu etwas bringen“. Es mag sein, daß dadurch unsere Familie die heraufziehenden schweren Entschei-

dungen so recht gar nicht wahrgenommen hat. Auf den Höhepunkt der Friedensbewegung des internationalen Proletariats, die große Weltkonferenz in Basel 1912, folgte die zunehmende chauvinistische Verhetzung des Volkes durch die Kriegsparteien und ihre Helfer. Noch im Frühjahr 1914 hatte die Anklage von Rosa Luxemburg gegen die Soldatenmißhandlungen so viel Unterstützung und soviel Bestätigung durch die Opfer des Militarismus selbst gefunden, daß der Prozeß gegen Rosa zwar eröffnet, aber sogleich auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Und doch setzte sich im Sommer 1914 die Kriegspartei durch, um 1918 die totale Niederlage erleben zu müssen. Für uns bedeutete der Krieg vor allem noch mehr Arbeit. Das Ährenlesen auf den Feldern begann mit der Gerstenernte und endete mit Weizen und Roggen. Im Sommer 1917 haben meine Mutter und ich 120 Pfund Getreide von den Feldern zwischen Waldhof und Heddeshelm gelesen. Die Ergiebigkeit wurde erreicht, weil viele Bauern nicht die Arbeitskräfte hatten, um mit dem Rechen den Rest der Ähren zu bergen. Was eine solche Menge für die Familie bedeutete, daß kann nur der ermessen, der weiß, wie man dieses Getreide nutzen konnte. Eine Schrotmühle sorgte für Mehl. Es war zwar eine harte Arbeit, die Mühle mit der Hand zu drehen. Aber man mahlte immer nur soviel, wie man gerade brauchte. Ein Rundsieb trennte die Kleie, die dann dem Vieh verfüttert wurde. So war das Getreide gleich Brot, Fleisch und Eier. Und noch ein wertvoller Rohstoff kam hinzu: die Bettfedern, die Daunen von den Gänsen.



## Franz Müller Der Mut zu leben

Im Namen des Deutschen Volkes!

In der Strafsache gegen

1. den Alexander *Schmorell* aus München, geboren am 16. September 1917 in Orenburg (Rußland),
2. den Kurt *Huber* aus München, geboren am 24. Oktober 1893 in Chur (Schweiz),
3. den Wilhelm *Graf* aus München, geboren am 2. Januar 1918 in Kuchenheim,
- ....
6. den Franz Josef *Müller* aus Ulm, geboren am 8. September 1924 in Ulm,
- ....

zur Zeit in dieser Sache in gerichtlicher Untersuchungshaft wegen Feindbegünstigung u. a.,

hat der Volksgerichtshof, I. Senat, aufgrund der Hauptverhandlung vom 19. April 1943, an welcher teilgenommen haben

als Richter:

Präsident des Volksgerichtshofs Dr. Freisler, Vorsitzender,  
Landgerichtsdirektor Stier,  
SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-SS Breithaupt,  
SA-Gruppenführer Bunge,  
SA-Gruppenführer und Staatssekretär Köglmaier,  
als Vertreter des Oberreichsanwalts:

Erster Staatsanwalt Bischoff,

für Recht erkannt:

Alexander *Schmorell*, Kurt *Huber* und Wilhelm *Graf* haben im Kriege in Flugblättern zur Sabotage der Rüstung und zum Sturz der nationalsozialistischen Lebensform unseres Volkes aufgerufen, defätistische Gedanken propagiert und den Führer aufs gemeinste beschimpft und dadurch den Feind des Reiches begünstigt und unsere Wehrkraft zersetzt. Sie werden deshalb mit dem Tode bestraft. Ihre Bürgerrechte haben sie für immer verwirkt.

....  
Hans *Hirzel* und Franz *Müller* haben – als unreife Burschen von Staatsfeinden verführt – hochverräterische Flugblattpropaganda gegen den Nationalsozialismus unterstützt. Dafür bekommen sie fünf Jahre Gefängnis.

....  
Am 12. Oktober 1943 wurde Willi Graf im Münchner Gefängnis Stadelheim hingerichtet. Das klingt unabwendbar und endgültig. Dem Abschlagen auf der Guillotine mit den grausamen Riten davor war er ausgeliefert. Darauf hatte er ein halbes Jahr zu warten. Voll Lebenswillen, Verzweiflung und auch geringer Hoffnung.

Warten war im Grunde die einzige Hoffnung. Noch lebte er ja von Tag zu Tag und schlimmer – von Nacht zu Nacht. Die Dauer half ein wenig. Auch die

gleichen Gesichter der Wachtmeister, das „Einleben“ in der Zelle, das Verteilen der wenigen „persönlichen“ Dinge, die Mitwartenden in den anderen Zellen. Die ausgesuchten Wächter: Professionell beruhigend und gewöhnt an den Umgang mit Todeskandidaten, also nie über DAS BEVORSTEHENDE sprechen, gedämpfter Umgangston, gut zureden, das wenige doch zu essen, Ratschlag für oder besser gegen das auch nachts brennende Licht, zurückhaltende Aufsicht beim Hofgang im eigenen Todeskandidaten-Hof . . .

Dieser Hof war Ende Mai 43 voll und da wurde auch ich durch diesen Hof geführt. Wir kamen „auf Transport“, und irgendwie gerieten wir in dieses Mauer-Viereck, der Wachtmeister sprach kurz mit einem Kollegen oder fand auch den Schlüssel nicht gleich und so sahen wir etwa 50 Menschen mit gefesselten Händen im Kreis gehen. Ich, der Davongekommene, wenigstens vorläufig dieser gleich an der Hofseite stehenden Todesmaschine mit Glöckchenturm Entronnene, sah Willi und die Freunde, Prof. Huber und Alexander Schmorell, und all die anderen, von Warten und Angst Erschöpften, die auf Anweisung etwas für ihre Gesundheit taten. Der Gefangene darf ja nur (möglichst) in gesundem Zustand hingerichtet werden! Das hat doch seine Ordnung hier! Wir sind doch nicht in Dachau oder sonstwo! Das ist doch ein deutsches Gefängnis mit Regelungen und Beamten!

Da stand ich also sprachlos und die Freunde hoben die Hände und grüßten und dann kamen sie näher im Kreisgang und ich sagte etwas, sagte vielleicht „Lebwohl“ oder „Alles Gute“. Dümmeres fiel mir da wahrhaftig nicht ein. Aber unter Freunden ist der Umgang in wenigen Sekunden nicht leicht, wenn die einen zum Tode verurteilt sind und die anderen weiter leben.

„Der Gefangene kann am Kirchengang teilnehmen“, da nahmen auch die Todeskandidaten teil. Sie hatten es ja vielleicht nötiger als all die anderen, die natürlich auch hingingen, und kaum hat eine Kirche – getrennt katholisch und evangelisch – so viele Gläubige und Ungläubige vereint. Das war ja die Gelegenheit aus der Zelle herauszukommen! Da konnte nicht alles überwacht werden. Die Wachtmeister standen rechts und links an den Wänden und es konnte geredet werden. Richtig ausgenützt wurde das, denn die Wachtmeister durften in der Kirche nicht einfach losbrüllen. Die merkten sich höchstens einen Vorlauten und nahmen ihn sich später vor.

Bei den Katholiken gab es die Kommunion. Das war ein Gedränge nach vorne und da schaffte ich es einmal, neben Prof. Huber zu kommen und mit ihm zu sprechen. Doch zuvor einmal mit Willi Graf zusammen im Durcheinander und er sagte etwas von „Gnadengesuch“, und Einsatz an der Ostfront gebe da vielleicht eine Chance für lebenslänglich. Auf jeden Fall glaubte er wohl hinauszögern zu können. Die Bomber kamen jetzt immer häufiger bis nach München, waren also über ganz Deutschland und das waren ja nicht die Feinde für uns. Ja, ihr lieben deutschen Landsleute, das waren für uns Freunde, die da Tod und Zerstörung brachten und natürlich später auch auf uns abladen. Ihr hattet uns zu euren Feinden erklären lassen: Wir waren ja Volksschädlinge geworden! Und die Rote Armee, die im Sommer 43 um Kursk Hitlers Waffen-SS und seine Panzer-Divisionen vernichtete – Hitlers wahres Cannae –, danach kam ja auch nicht mehr viel vom großen Feldherrn. Das konnte, mußte doch etwas auslösen! Oder war es möglich, daß die Deutschen vergessen

hatten, wie Göring kein feindliches Flugzeug übers Land lassen wollte, und daß sie nicht anfangen, dem Schrecken ohne Ende das Ende zu bereiten? Der deutsche Generalstab konnte doch nicht einfach diesem Lemmingszug seiner Armeen im Osten zusehen. Da waren doch zumindest die Kommandeure an der Front, Männer, die vielmals den Tod bestanden, die vor allem Befehlsgehalt und Waffen hatten, die – und das ging nicht aus unseren Köpfen – ja täglich blutig erlebten, was es an diesem Krieg noch zu gewinnen gab. Dieser Todesmut, dieser unsinnige Mut, der nur noch eigene und fremde Zerstörung und Auschwitz ermöglichte – sollte er nicht ausreichen, das Schwert umzukehren gegen den, der es menschenverachtend gezogen hatte? Diese Soldaten hatten doch gerade Stalingrad erlebt oder unmittelbar davon gehört, bekamen doch den Pomp „des tragischen Untergangs der 6. Armee“ (wie Teja am Vesuv, lernten wir in der Schule früher und hörten es jetzt wieder im Radio): Da mußte doch jetzt übergelaufen oder kollektiv Befehl verweigert werden! Wie war das denn damals 1917 in der französischen Armee, als ganze Divisionen das Weiterschlagen verweigerten?

Während ich dies schreibe, heute 1980 kurz vor dem 8. Mai, wo in unserem Land der Niederlage, des Kriegsendes, der Befreiung gedacht wird und gerade in Bremen die Rekruten eingeschworen werden, weiß ich natürlich, daß dies alles Gedanken einer verzweifelten Hoffnung waren, die da durch unsere Köpfe gingen. Nur eben: Wir hatten ja nichts anderes als Hoffnung. Unser Leben in der Einzelzelle war auf ein Minimum reduziert.

In den alten, kalten Zellen der Gefängnisse, die um die Jahrhundertwende gebaut worden waren, ging ich dünn gekleidet, frierend auf und ab, oder ich saß auf meinem Schemel am herunterklappbaren Tischblatt. Es gab die 8–10 Stunden Schlaf, den einzigen Trost. Unglaublich, wie gut man mit 18 Jahren auch unter Bedrohung schlafen kann. Gewiß träumte man nicht immer gut, aber schlimmer war das Erwachen am Morgen durch eine Sturm läutende Glocke, so gegen 5 Uhr 45. Da brauchte ich eine Zeitlang, um mir klar zu werden, wo ich war, welcher Tag da anbrach und was er einem näherbrachte: das Gericht. Das war wie ein Schlag in die Magengrube und von Tag zu Tag wurde das Aufstehen ein wenig schwieriger, denn langsam wurden wir schwächer, bis ich mich eines Morgens am Boden liegend wiederfand, auf den ich zusammengesackt war . . .

Kaum hatte die Glocke geläutet, ging um 6 Uhr der Höllenlärm der aufgeschlossenen Türen und das Lärmen der herausgestellten Fäkalien-Kübel los, die von den „Hausln“ geleert und zurückgebracht wurden, damit sie aufs Neue, mit durchgerostetem Rand nicht mehr schließend, die Luft verpesten konnten. Dieser kurze Zeitraum zwischen dem Abholen und Leeren waren die einzigen Minuten der Zellen-Öffnung und da konnte man riskieren, gegenüber oder seitwärts Kontakt aufzunehmen. Hungriges Warten auf das Frühstück, das aus 1 Scheibe Brot und Malzkaffee ohne Zucker bestand. Dieses Brot gewöhnte ich mir an, mehr als eine Stunde zu kauen, den Magen betrugend. Danach gab es nichts mehr zu tun als warten und Glockenschläge zählen bis 12 Uhr, wenn das Mittagessen mit Steckerüben oder Suppe oder Kartoffeln ausgegeben wurde, alles viel zu wenig und niemals sättigend. Die Ernährung war einfach so, daß bei der ständigen Unterkühlung Lungenentzündung, Angina oder Nierener-

krankungen häufig waren und ganz „natürlich“ für „Abgänge“ unter den Häftlingen sorgten. Sehr lange dauerte es bis 6 Uhr abends, wo das Abendessen wieder mehr die Magennerven reizte als zufriedenstellte. Aber dann wurden die Betten, gleich nach 6 Uhr morgens an die Wand hochgeklappt, endlich heruntergelassen und man durfte sich hinlegen . . .

Jeder Gefangene hofft auf Befreiung von außen und jeder denkt darüber nach, wie er sich selbst befreien kann. Natürlich kann Fremd- und Selbstbefreiung einander ergänzen, einander bedingen, wie manchmal am Kriegsende – so in Buchenwald oder Landsberg – geschehen. Ganz lebensnotwendig wird der Selbstbefreiungs-Gedanke und -Entschluß, wenn nichts mehr zu hoffen, aber alles zu befürchten ist. Dann wird auch die Furcht vor dem Risiko geringer: Was ist noch zu verlieren? Bei einem Ausbruchversuch erschossen zu werden, ist allemal besser, als die Guillotine. Man fällt gewissermaßen im Kampf und ist nicht das wehrlose, abzuschlachtende Opfer.

Die Chancen für Selbstbefreiung waren sehr gering, aber es gab sie: im Lager-„Alltag“, im Gefängnis oder Zuchthaus nach längerer Vertrautheit mit den örtlichen Bedingungen, wie Kenntnis des Wächterverhaltens, Einbeziehung von Tageszeit und Zeiteinteilung. Wichtig: Zielbewußtes Hinarbeiten auf eine Funktion, die einem mehr an „Infrastruktur“ zu wissen erlaubte. Uns allen gelang im Laufe der Jahre, „insider“ zu werden, und wir nutzten dies. Das zähe Verbessern der Haftumstände für sich und die Freunde gelang partiell, Geistesgegenwart und Witz in gefährlicher Situation halfen Bedrohliches zu entschärfen, umzubiegen, der jeweiligen Ordnung noch entsprechend scheinen zu lassen. Diese „Ordnung“ bestand natürlich nicht darin, daß Gefangene irgendwelche Rechte hatten. Willkür war normal. Da lief eine direkte Linie vom obersten „Gerichtsherrn“ hinunter bis zum kleinen Hilfsaufseher und seinen Launen.

Aber welche Chancen hatte der, der sie am nötigsten brauchte: der Todeskandidat? Oder der in U-Haft auf das Todesurteil Wartende? Solange man in Gestapo-Haft war, wohl keine. Aber es gab die kurze Zeit der „Überstellung“ an Untersuchungsgefängnisse am Ort zwischen Abschluß der Verhöre und Verhandlung. Die Gestapo-Leitstelle Süddeutschland brauchte dringend Platz für neue Häftlinge und so wurde ihr Gefängnis nur zum Durchgangsort.

Ich wurde am 17. 3. 43 dort eingeliefert, begleitet von einem Unteroffizier und einem Gefreiten aus Epinal/Frankreich kommend. Dort war ich als Soldat verhaftet worden, und die beiden Landser brachten mich per Zug nach München. Vor der Einfahrt zum Bahnhof Ulm, meiner Heimatstadt, sah ich unser Haus und meine Mutter, die Betten in die Sonne legte. Mein Gott, das Würgen in der Kehle und das nicht Hin-können oder besser nicht Hin-dürfen! Können ja, denn meine beiden Begleiter schliefen und ich stand draußen auf dem Gang des Zugwagens. Doch da gab es diesen Ersatzterror gegen die Angehörigen, die wären gewiß verhaftet worden. Und wohin hätte ich fliehen sollen, wo auf Dauer unterkommen können?

So kamen wir also ins Wittelsbacher Palais zur Gestapo. Die beiden Landser lieferten mich bei einem Beamten dort ab, der den „Kameraden“ dankte, und die scherten sich nicht darum, gaben mir die Hand und eine Zigarette und

Feuer und "Mach's gut Kamerad" zum Abschied. Mensch, tat das gut. Das war von einfachem und anständigem Mut, und vielleicht wäre es von da gar nicht mehr so weit gewesen bis zum weniger Mitmachen und schließlich Verweigern. Aber zuerst hatte der Gestapo-Mann Mut: Der schlug mir die Zigarette aus dem Gesicht und schrie mich an, ob ich nicht wisse, wo ich sei! Wenn ich es noch nicht wußte, so erfuhr ich es bald. Es war Abend und ich wurde über den Hof in die Zelle gebracht. Im kleinen Gefängnis war plötzlich der Hausl neben mir und flüsterte, ich solle aufpassen, in meiner Zelle sei ein Spitzel. Ich könne ihm vertrauen, er sei Kommunist. So war es dann auch: Ein biederer Münchner war es, der mir bald durch neugieriges Zuhören und wenig Reden auffiel. Auf ca. 20 m<sup>2</sup> lebten 12 Mann, ein Redakteur der *Münchner Neuesten Nachrichten* war dabei, ein nervöser „Angestellter“, ein Bauer aus dem Bayerischen Wald und vier Tschechen, die frisch vom Arbeitsplatz im blauen Anton hierhergeschleppt worden waren. Sie pfften fröhlich und meinten, es sei nicht so schlimm, nur „Sabotage“. Die Armen, sie wußten nicht, was auf sie wartete: Mauthausen. Sie gehörten zu jenen Millionen Fremd-, d. i. Zwangsarbeitern in Deutschland, die erfolgreich, aber kaum meßbar, bis heute in den Resultaten nicht annähernd aufgeklärt, passiven Widerstand leisteten und vielleicht den größten Beitrag zur Verringerung der Rüstung leisteten.

Nach einer Woche Abschluß der Verhöre (darüber wäre manches zu berichten), dann über die Isar ins Gefängnis Neudeck. Dort sah ich schon am ersten Tag einen jungen, blonden Mann, der mich beim Hofgang ansprach. Es war Willi Graf, den ich bis dahin nicht kannte. Der Wachtmeister hatte beim Hofgang uns „Politische“ aus welchen Gründen auch immer separiert und so fiel es uns leichter, einander auszumachen und zu erkennen. Beim Zurückgehen in die Zellen merkten wir, daß wir unglaublicherweise auf dem gleichen Gang und nur durch eine Leierzelle getrennt waren. Das war ein Glücksfall für uns und ein Fehler der Gefängnisverwaltung, der dann auch korrigiert wurde. Trinkwasser durfte zweimal täglich am Hahn auf dem Gang geholt werden, und so schafften wir es noch am gleichen Tag, in einer kurzen Reihe dort anzustehen und mit Gedrängel sogar hintereinander zu kommen. Dicht neben Wachtmeister und Hausl einige hastige Worte von Willi an mich: „Abhauen, hab eine Möglichkeit gefunden“. Der Wachtmeister, mit „Maulhalten“ dazwischen, verhindert mehr.

Das wiederholte sich einigemal, aber es gelang uns nicht immer, hintereinander anzustehen. Soviel aber wurde in den langen Stunden in der Zelle bedacht, hin- und hererwogen, für möglich gehalten, wieder verworfen und neu aufgenommen und hastig ausgetauscht: Wenn es uns gelänge, ans Ende der kurzen Reihe der Mitgefangenen zu kommen, wären wir zuletzt mit einem älteren Wachtmeister und dem Hausl allein. Wichtig, ja entscheidend die Frage, ob der WM die „Kriminellen“ so wie sie aus den Zellen kämen gleich wieder einschloße oder nicht. Sonst stand nämlich zu befürchten, daß sie dem WM und Hausl zu Hilfe kämen, wenn wir die anfielen. Das war der Ausgangspunkt aller Überlegungen: Wie kommen wir an die Pistole des WM und wie an seine Uniform (Paßt sie Willi, sitzt die Mütze einigermaßen, das Koppel muß verändert werden, wieviel Zeit kostet das alles mit Umziehen?) Wir mußten binnen 1 oder 2 Minuten entscheiden, ob wir losschlagen sollten oder nicht.

Aber gesetzt den Fall das ginge: den Bierkrug auf den Kopf des Hausl und den WM an die Wand gedrückt, dann Umziehen und die beiden in die Zelle eingeschlossen: Wo war die Torwache, zu der Willi als WM mich führen wollte? Zuerst mußte einer der vielen Schlüssel das Gitter am Gangende öffnen. Willi wäre ein junger WM, aber das fiel wohl nicht so auf, denn viele Schwerkriegsbeschädigte wurden damals in Gefängnisse dienstverpflichtet, das waren auch junge Leute und sie kamen von heute auf morgen. Vielleicht sollte man doch den Hausl oder den WM in Uniform, mit der Pistole bedroht, uns führen lassen!

Dann die Torwache selbst. Immer mit 2 Mann besetzt und nur einer davon hat den Schlüssel zum Haupttor. Da wäre natürlich die Überraschung für uns gut, aber am Tor spielt sich auch ein ständiges Kommen und Gehen ab. Also sehr schnell müßte das sein und die beiden Pistolen sollten auch her und womöglich noch eine Uniform für mich. Dann ständen wir vielleicht auf der Straße, und hinter uns würde bald Alarm ausgelöst, denn so recht konnten wir nicht sehen, wohin wir die beiden Torwächter stecken sollten.

Wir wären frei, aber wie lange? Eventuell hätten wir gleich die Verfolger hinter uns, oder kurze Zeit später, wenn die so zahlreiche und allgegenwärtige Polizei alarmiert worden wäre. Aber nehmen wir einmal an, wir könnten einen PKW oder LKW (beim geringen Verkehr unwahrscheinlich) anhalten und den Fahrer zwingen, uns wegzubringen: Wohin sollten wir? Willi war aus Saarbrücken, ich aus Ulm. Ich kannte in München niemanden, und ob Willi einen nahen sicheren Unterschlupf, ohne jede Vorankündigung, wußte, war mehr als zweifelhaft. Wir erfuhren später, daß kaum jemand aus unserem Bekannten-, Verwandten- und Freundeskreis unverhört, unbeobachtet geblieben war.

Das Einfachste wäre natürlich gewesen, sich „unters Volk“ zu mischen und unerkannt zu Fuß unterzutauchen in den vielen Mitbürgern dieser Stadt, Schweigenden, Zunickenden, geheim und schnell Weiterhelfenden. Wir wie Maos „Fische im Wasser“ – und das war der Denkpunkt, der lähmte: Das sprungbereite Mißtrauen, die Denunziationsucht, das Ängstliche, Vorsichtige, diese schlichte Hemmung der meisten, fast aller „Volksgenossen“, zu helfen, wenn Verfolgte daher kamen. Auch diese schöne Rechtlichkeit im Satz: „Es wird schon etwas dran sein, wenn ihr im Gefängnis seid, ganz ohne Grund kommt man da nicht hinein“ (sagte mir ein schwäbisches Bäuerlein . . .). Natürlich war es schwer, das Unrecht an jeder Ecke zu sehen, die Lüge als verlogen zu bezeichnen und dann anschließend so zu tun, als sei nichts gewesen. So mußte denn „etwas dran sein“, wenn die Juden zum „Arbeitseinsatz in den Osten“ kamen, Fremd-Zwangsarbeiter ausgebeutet wurden und Landsleute in Lagern und Gefängnissen saßen. Das war für moralische und psychische Hygiene doch unerläßlich, oder? Außerdem: Bewiesen nicht Ruhe und Sicherheit im Lande, daß Recht und Ordnung fest im Sattel saßen? War der Bürger denn nicht ungefährdet? Dem „Gesocks“ war sein Platz zugewiesen worden, und es wurde dafür gesorgt, daß die ihn nicht verließen.

Um ein Beispiel zu bringen, und ich bitte, das ganz nachzulesen in Günther Weisenborns „Lautloser Aufstand“ ab Seite 250: Die entsetzliche Geschichte vom 72jährigen Rentner aus Berlin, der in ein Pissoir in Berlin „Hitler, du Massenmörder“ schrieb, und dafür guillotinierte man den armen Kerl, der mit

78,80 RM Rente zu leben hatte, und seine Frau bezahlte dann von ihrem Rentenrest 300,- RM „Gebühr für Todesstrafe“ und 158,18 RM „Vollstreckung des Urteils“. Wie man den alten Mann ans Messer brachte? Der Buchdrucker R. war wachsam und „ertappte“ nach „mehreren vergeblichen Versuchen am 28. 10. 1942 den Beschuldigten“.

Von dieser Sorte hatten wir das Land voll, schön getrennt in amtliche und Amateur-Überwacher, vom Blockwart bis zum aufmerksamen Volksgenossen. Für den war es manchmal opportun, manchmal einfach ein inneres Bedürfnis, sich um seine Nebenmenschen zu kümmern.

Als Alexander Schmorell vor der Verhaftung floh, um in einem russischen Kriegsgefangenenlager bei Insbruck unterzutauchen und dort das Kriegsende abzuwarten (er sprach von Jugend auf russisch, war in Russland geboren und die Mutter war Russin), verschlief er einen Anschlußzug, mußte nach München zurück und geriet in einen Luftschutzkeller, wo ihn eine Frau, eine „Bekannte“ sah – die informierte schnell die Gestapo oder einen nahen Polizeibeamten, der nahm dann Alexander fest. Im Sommer 43 richteten sie ihn ebenfalls in Stadelheim hin.

Wo lebt diese Frau heute, wie lebte sie? Hatte sie die folgenden Jahre einen gesunden Schlaf? Wie fühlte sich denn der Pedell Schmid, der die Scholls denunzierte und festhielt? Natürlich zuerst gut. Wie berichtet wird, stolzierte er bei der Volksgerichtshof-Verhandlung gegen die Scholls und Probst im schwarzen Anzug umher, hatte m. W. wohl auch das KVK (Kriegsverdienstkreuz) bekommen. Direkt nach dem Krieg hatte er einige Jahre Schwierigkeiten, konnte aber schließlich doch seine Rente in Ruhe verzehren.

Ein wenig möchte ich jetzt weiterdenken zum Thema Überwachen und Registrieren, aber ich meine, daß ich dann den Lesern dieser Zeitschrift Eulen nach Athen liefere . . .

Das war der Endpunkt unserer Überlegungen: Wohin? Wohl auch der entscheidende. Vielleicht hätten wir es trotzdem getan, d. h. Willi hätte gehandelt und ich wäre dabei gewesen, wenn nicht das Versehen unserer Zellen-Nähe entdeckt und sofort an einem Sonntag-Abend geändert worden wäre. Ich wurde in einen entfernten Teil des Gebäudes verlegt und sah Willi Graf erst bei der Verhandlung wieder.

Am 19. 4. 43 verhandelte der Volksgerichtshof gegen uns. Die 14 Angeklagten wurden aus den verschiedenen Gefängnissen in den Münchner Justizpalast gebracht und dort vor ausgesuchtem Publikum auf die Anklagebank gesetzt. Viel Uniformen mit Orden, überwiegend Parteibraun. Aber offenbar auch jene jungen dekorierten Offiziere, denen man zeigen wollte, die „Heimat“ sei wachsam und es werde kein „Dolchstoß in den Rücken der kämpfenden Front“ mehr erfolgen. Ich glaube, daß sich auf den Gesichtern der jüngeren Offiziere wenig Begeisterung, d. h. wenig Abscheu über unsere Tat, zeigte. Eher, ich schaute da öfters einen jungen Leutnant an, Unbehagen und vielleicht ein wenig Widerwillen. Auch einige der nächsten Verwandten durften ganz hinten im Saal Platz nehmen. Vater, Mutter und Onkel waren bei mir da.

Auf dem Richterpodest saßen die fünf Richter, drei davon in Uniform, und in der Mitte Roland Freisler in roter Robe. Also da war viel Farbe auf der Richter-Bühne, und so wie in einem schlechten Theater ging es auch meistens zu:

Freisler gestikuliert, flüsterte, schrie, unterbrach, beugte sich vor, sprang auf, warf sich zurück. Ein Schmierer-Komödiant mit Macht über Leben und Tod. Das ist alles später in den Prozessen nach dem 20. Juli 44 von den Nazis selbst in Bild und Originalton festgehalten worden, war im deutschen Fernsehen zugänglich und wird im ehemaligen Führerhauptquartier in Rastenburg/Polen neben den gesprengten Bunkern gezeigt.

Es gab keinen Zweifel, daß Freisler, der die Verhandlung ausschließlich führte, auch die Urteile festsetzte. Die Beisitzer waren Staffage. Einer fiel mir dadurch auf, daß er nachmittags öfters und länger einnickte, was ihn gewiß nachher nicht hinderte, seine Zustimmung zu drei Todesurteilen zu geben.

Die Verhandlungsführung war ganz auf moralische, persönliche Diffamierung des Angeklagten gerichtet. Zuerst wurde der Angeklagte „fertiggemacht“, dann übergab man ihm dem Vollzug. „Ehrlose, ehrvergessene Ehrgeizlinge“ waren später die Männer des 20. Juli. Bei uns mußte zuerst der Professorentitel von Prof. Huber weg und auch der Dokortitel. Als Alexander Schmorell sagte, er fühle sich als Deutscher und Russe, schäitete Freisler unmittelbar auf Russisch um, bekam aber geläufige Antwort von Schmorell. Woher Freisler Russisch offenbar gut sprach? Es geht das Gerücht, er sei nach 1917 jahrelang in der SU gewesen. Was er tat, weiß ich nicht. Dieser Versuch, Schmorell mit seinem deutsch-russischen Selbstgefühl als nicht der Sprache mächtig lächerlich zu machen, scheiterte mit einem „Na, Russisch können Sie ja wenigstens“. Jede Schutzbehauptung von uns Angeklagten wurde niedergebügelt, fast immer unterbrochen mit der Stereotype: „So, Sie wollen also für Deutschland, Ihr Vaterland das getan haben? Sie wagen es, das hier zu sagen, wo doch Deutschland in diesem Schicksalskampf geschlossen wie ein Mann hinter unserem Führer steht!“. Oder: „Sie glaubten, Sie meinten, Sie dachten, – und draußen an der Front kämpfen und fallen unsere Besten . . .“.

Wir waren also draußen, abgesondert, Verrückte bestenfalls, jedenfalls aber Verräter, „Hochverräter“. Da helfen einige Jungen von noch nicht 18 Jahren beim Flugblattverteilen, und sehen sich dann wieder vor diesem Gericht wegen dreier mit dem Tod bedrohten Verbrechen angeklagt.

Bei aller Spannung, die dieser 19. 4. 43 brachte, aller Belastung, es war in uns eine merkwürdige Sicherheit. Wir zweifelten keinen Augenblick daran, daß das Recht auf unserer Seite, daß wir das „andere Deutschland“ waren. Nichts von der Macht, dem Prunk, dem Ordensgeklimper, der Titel- und Hierarchie-Inflation machte Eindruck oder erweckte gar Zweifel. Das ist schon seltsam und mir bis heute nicht ganz erklärbar, woher wir diese Sicherheit nahmen. Zwei Quellen speisten sie: Es konnte nicht gut sein, den Menschen so zu behandeln, wie die Nazis das taten, getrennt nach Rasse, Herkunft und Land und entsprechend verachtet, mit Krieg überzogen, ausgebeutet, geschunden, erschossen, gehenkt, vergast. Das wäre die Herrschaft der Mörder für immer gewesen und dazu war der Mensch nicht Mensch geworden. Der hat eben „Stiefel im Gesicht nicht gern“, und noch weniger einen Strick um den Hals. Das konnte nicht lange dauern, war eine reine Frage der Gewalt-Durchsetzung. Sonst sprach nichts, aber auch gar nichts für die Nazis.

Das andere: Dieser Krieg war nicht mehr zu gewinnen. Der war militärisch bereits verloren. An allen Fronten wurde rückwärts gekämpft. Da halfen keine

geschönten Wehrmachtsberichte oder partielle Gegenerfolge. Das trieb in die Katastrophe für die Nazis, aber leider auch für das Volk. Siehe unser letztes Flugblatt nach Stalingrad.

Mitteilen muß ich noch einiges zur Verhandlungsführung von Freisler: Die STPO, auch zum Schutz des Angeklagten da, wurde aufs gröbste verletzt, und auf Prof. Hubers Einwand, daß etwas nicht der Verfahrens-Ordnung entspreche, schrie Freisler: „Herr Huber, wir brauchen hier kein Gesetzbuch. Ich habe nicht einmal eines bei mir“. Rechte der Angeklagten wurden wesentlich beschnitten. Wir hatten keine freie Verteidigerwahl, bekamen einfach jemanden zugeteilt. Ich hatte denselben, der Sophie und Hans Scholl pflichtverteidigt hatte, was sich nach Zeugenberichten eher wie eine Entschuldigung, daß er das tun müsse, anhörte. Ähnlich bei mir. Ich sah diesen „Rechtswahrer“ während der Untersuchungshaft einige Minuten. Er sprach von einer Sache, in die ich mich selbst „hineingeritten“ hätte und zwar laut Anklageschrift, andere Unterlagen habe er nicht, brauche er wohl auch nicht bei der Aussichtslosigkeit des Falles. Dann verschwand er wieder. Ein wahrer Trost für einen 18jährigen, der Wochen isoliert in seiner Zelle saß! Es fehlte halt in diesem Land (Imperfekt?) so ein Weniges wie ein Lächeln, eine kleine Aufmunterung, ein Händedruck. Das wäre ja alles ganz „legal“ und gefahrlos zu leisten gewesen. Aber das verkniff sich eben dieser Herr. Das war (und ist?) „des Landes nicht der Brauch. . .“

Nur Prof. Huber und die Geschwister Hirzel insistierten auf freie Verteidigerwahl, Hubers Anwalt legte mit Beginn der Verhandlung sein Mandat nieder, da er vom Ausmaß des Verbrechens entsetzt sei. Er wurde nicht einmal rot, dieser Anwalt, bei dieser Infamie und Feigheit. Ich gehe davon aus, daß der Herr der Familie Huber bekannt und ein Mann ihres Vertrauens war. Hirzels Anwalt blieb die große Ausnahme. Der focht mit Mut, Lächeln, Einfällen für seinen jungen Mandanten. Dabei sah er gar nicht so kühn aus mit seinen längeren Haaren, eher wie ein kluger Genießer. Aber der hatte eben eine Eigenschaft, die damals seltener als alles andere war: Zivilcourage. Ich glaube, er bemängelte auch, daß die Prozessunterlagen den Anwälten erst mit Beginn der Verhandlung überreicht wurden – ein ganz klarer Rechtsbruch, da jede ordentliche Verteidigung so unmöglich wurde.

Das ist gewiß keine vollzählige Aufzählung von Regel- und Rechtsverstößen dieses höchsten deutschen Strafgerichts. Aber schon hier muß man jetzt fragen, wie weit ist ein Gericht überhaupt eines, wenn es fundamentale Verstöße gegen seine eigene Verfassung dauernd und gravierend begeht? Das ist auch die Frage, die Robert A. Kempner, früher Chefankläger in den Nürnberger Prozessen, jetzt stellt. Keiner der 574 Richter und Staatsanwälte an „Volksgerichtshöfen“ wurde bis heute rechtskräftig verurteilt, weil man ihnen nicht vorsätzliche Rechtsbeugung vorwerfen könne, – so auch Richter Frehse, an über 200 Bluturteilen beteiligt –, wie der BGH letztinstanzlich entschied. 5 286 Todesurteile sprachen diese furchtbaren Juristen aus und keiner von ihnen wurde bis heute bestraft. Da fanden sich im Gegenteil diese Henkersgehilfen wieder in guten Stellungen, sogar im Justizdienst, und brachten es teilweise wieder zu Rang und Ehre. Das verzehrt heute in Ruhe seine erheblichen, verdienten Pensionen.

Nein, um Rache geht es nicht. Es geht um eine Krankheit, eine von vielen ähnlichen, die wir seit Jahren alle mit uns herumtragen und deren Gift in und zwischen uns so vieles zerstört und unmöglich macht, dessen wir dringend bedürfen. Schweres Unrecht, nicht von der Gesellschaft zur Rede gestellt und zur Rechenschaft gezogen, wirkt ja weiter, bleibt künftig leichter möglich, hält uns ab, unsere Geschichte freier, unbelasteter zu sehen. Das hängt uns wie ein Mühlstein am Hals und macht alle Schritte zur Befreiung von diesen Mördern und ihrer Gesinnung so schwer.

Vor einigen Tagen war ich in Saarbrücken und sprach dort zu jungen Menschen. Ich besuchte das Grab von Willi Graf, das – von der Stadt besorgt – schön in einem alten Friedhof mitten in der Stadt liegt, ganz in der Nähe von Gräbern russischer Zwangsarbeiter. Ich hörte, daß bei „antifaschistischen Stadtrundfahrten“ vor allem viele junge Leute, ganze Schulklassen an das Grab kommen, und wir beschlossen, am Friedhofseingang und womöglich am Grab Tafeln aufzustellen oder anzubringen, die mitteilen, warum hier ein junger Mann begraben ist, was er wollte, was er tat und wer ihn umbrachte.

Ich habe die Hoffnung, daß Teilnahme an diesem Ort mehr als Augenblicksempfindung bleibt. Leben heißt handeln. So lange wir und die Jungen im Sinne von Willi Graf handeln, lebt er. Aber nur so lange . . .

## Rodolfo Caltopen Bittere Erinnerungen

„Hallo!“ bremst mich auf der belebten Sierpesstraße in Sevilla eine Stimme. Ich sehe überrascht auf.

„Ja, Mathias! Was willst Du denn hier?“

Es ist Dr. Göritz aus unserm Berliner Freundeskreis. Ich ziehe ihn beiseite.

„Hör, ich muß vorsichtig sein. Komm, wir gehen in ein kleines Lokal, wo die Kellner Francogegner sind“.

Als wir dann zusammensitzen, erzählt mir Göritz, der ja eine jüdische Großmutter hat, daß ihn sein Hochschullehrer beim Goetheinstitut untergebracht hat, das ihn jetzt nach Marokko gesandt hat, um ihn vor der Gestapo zu sichern. Er berichtet mir von Flechsig, einem Redakteur des Börsenkuriers, der sich das Leben nahm, da er die Unsicherheit bei seiner jüdischen Abstammung nicht mehr ertragen konnte. Und er berichtet mir von manch andren Freunden, die sich retten konnten oder spurlos verschwunden sind.

Ich erzähle ihm, daß ich versuche, die Stimmung gegen die Nazis in Spanien zu beleben, unter den Deutschen wie unter den Spaniern, was recht schwer ist, da hier jeder auf sich allein angewiesen ist. Man kann ja keinem trauen. Der Francostaat ist zwar offiziell neutral, doch Verwaltung und Polizei sind von Nazispitzeln durchsetzt. Selbst ein Spanier, bei dem man etwa eins der offiziell von den Alliierten Botschaften herausgegebenen Bulletins findet, wird verhaftet und ist auf den Polizeistationen meist Mißhandlungen ausgesetzt. Unter den Deutschen gibt es nur wenige, die es wagen, mit mir gesehen zu werden. Da ist vor allem der Bankbeamte Löttscher aus Sachsen, der sein Leben in Spanien als Angestellter der Banco Aleman Transatlantico verbracht hat, der aber immer zittert, wenn er wieder Post von seinen jüdischen Kusinen aus New York erhält. In Madrid ist es ein deutscher Uhrmacher, der, seiner jüdischen Abstammung wegen, in ständiger Sorge lebt, als Sozialist von den Nazis angeschwärzt zu werden und seine Aufenthaltserlaubnis zu verlieren.

Von all diesen Menschen erzähle ich Mathias, ehe wir uns mit festem Händedruck trennen. Keiner ahnt, es wird 15 Jahre dauern, ehe wir uns in Mexiko wiedersehen, wo er an der Universität lehrt und wohin ich zu Vorträgen gereist bin. Göritz ist inzwischen in Mexiko bekannt geworden, und auch die meisten Touristen kennen nun die fünf wuchtigen Türme, die den Zugang zu Neumexiko bilden, ein Werk von Göritz. Inzwischen sind wieder Jahre verstrichen, wir haben die Freundschaft nur durch kurze Telefongespräche aufrecht erhalten, wenn er auf dem Flug von Amerika nach Israel kurz in Zürich Pause machte. In diesem Jahr hoffe ich, wir sehen uns wieder, wenn er in Israel ein großes Monument fertiggestellt hat. Auch er ist einer, der den deutschen Namen in der Welt hochhielt, aber von der Heimat vergessen wurde. Jeder hat ja – nicht nur in Deutschland – den Kampf gegen die Barbarei allein zu führen. Spanien war ja, trotz seiner sogenannten Neutralität, von der Gestapo durchsetzt. Franco hatte als kleines Trostpflästerchen die „Division azul“ zu Hitler gesandt, doch Verwaltung und Polizei waren fest in Händen der Gestapo, die nicht nur die Deutschen, sondern auch die Spanier überwachte.

Heute frage ich mich oft, hat die spanische Polizei wirklich ihre Reihen von all den Hitlerelementen gesäubert?  
Erst nach Stalingrad wurden USA- und englische Propaganda und Radiosendungen geduldet.

Ich mußte wieder nach Madrid zurück, wo ich, von spanischen Freunden geschützt, weiter versuchte, Deutschen und Spaniern das wahre Gesicht des Nazismus zu zeigen.

Das war der Gestapo nicht recht. In Madrid waren ja oft 40 bis 50 Gestapoleute, um jede Antihitlerbewegung zu unterdrücken. Es waren junge, kräftige Männer, die man aus Deutschland schickte, die ihren Mut besser hätten an der Front beweisen können. Und immer mehr junge SS-Leute kamen, um die alten deutschen Firmenvertreter abzulösen und sich in gemachte Betten zu setzen. Den Witwen suchte man die Häuser billig abzukaufen, sie sollten nach Deutschland zurückkehren, wo es ihnen viel besser gehen würde. Und die Söhne brauchte man ja als Kanonenfutter, nur sagte man das nicht. Es war schwierig, all diesen Menschen durch Hintermänner die Aufklärung zu geben, daß die Wirklichkeit ganz anders aussah, denn natürlich hingen diese Deutschen an ihrer Heimat und waren durch die anfänglichen Siege auch begeistert. Auch die alten Lehrer wurden durch junge Nazilehrer ersetzt, die meist auch die Führung der deutschen Ortsgruppen übernahmen und so jeden einzelnen überwachen konnten.

Arrogant trugen sie ihre feinen Uniformen durch Spaniens Städte und trugen mit ihrem Hochmut dazu bei, daß die althergebrachte Zuneigung des spanischen Volkes zu den Deutschen einen tiefen Riß erhielt, der bis heute nicht vernarbt ist.

Gerade im Ausland konnte man deutlich sehen, *wie verfault* die sogenannte Partei der Erhebung war. Fast alles Händlertypen – gerade das, was man den Juden vorgeworfen hatte! – und Drückeberger, als es galt, sich selbst einzusetzen.

Beim Versuch, dem Kameraden Walter aus Berlin, der in Gefahr war, den Weg nach Portugal zu ebnen, wurde ich dann doch von der Gestapo in Madrid ergriffen. Sicher gut bezahlte spanische Polizisten verhafteten uns in einem Restaurant am Bilbaoplatz in Madrid. Alles war glänzend organisiert. Vor der Tür des Restaurants warteten schon drei Gestapobeamte in einem Wagen mit dem diplomatischen Abzeichen der Deutschen Botschaft. Ihnen wurden wir übergeben, obwohl ich gegen diesen Völkerrechtsbruch sofort protestierte. Bis heute habe ich weder von deutscher noch von spanischer Seite irgendeine Entschädigung erhalten. Spanische Bekannte, die anwesend waren, berichteten sofort der USA-Botschaft den Vorfall, doch die Madrider Polizeibehörde leugnete jede Kenntnis. Nun, Diktatorsysteme fragen nie nach dem Völkerrecht.

Wir waren ja nicht die einzigen, die so ruckzuck von der Gestapo nach Deutschland verfrachtet wurden. Diese Geschichten sind bisher noch nicht geschrieben. Man kennt nur Einzelfälle.

Schweigen wir von der Behandlung im Gestapohauptquartier in der Madrider Botschaft auf der Castellana, im zweiten Stock.

Vor allem der Chef, Polizeiattaché Winzer, zeichnete sich durch seine Brutali-

tät aus. Gott sei Dank, er wurde bei der Rückkehr von einer Besprechung in Berlin von den Alliierten abgeschossen.

Meinem Kameraden Dullin trat er ohne jeden Grund so stark in die Hoden, daß dieser ohnmächtig zusammenbrach und noch jahrelang darunter litt.

Es waren schlimme Nächte in der Botschaft.

Ein Scheck auf die Banco Hispano Americana für meine Frau, um Miete und andre Ausstände zu begleichen, ist nie übergeben worden.

Wahrscheinlich kam er dem Gestapokommissar gerade recht, sich wieder in Madrider Kabarets zu vergnügen.

Nach zwei Tagen verfrachtete man uns in zwei Diplomatenwagen mit je zwei Kommissaren. Ab gings zur französischen Grenze. Da man wußte, ich würde mich keinesfalls ohne Protest über die Grenze schaffen lassen, – ich hatte ja die Gestapoleute immer wieder auf ihre völkerrechtswidrige Handlung hingewiesen – verband man mir kurz vor der Grenze den Mund, schlang einen Schal um meinen Hals und drückte mich unter die Bank. Ohne Halt gings an dem spanischen Grenzposten vorbei. Man hatte diesen wohl telefonisch unterrichtet. Vielleicht waren es auch die diplomatischen Abzeichen der Autos...

Wir landeten im Gestapogefängnis von Hendaye. Eine schlimme Prügelstelle. Hier habe ich zum ersten Mal die sogenannten Volksdeutschen aus Jugoslawien in ihrer Brutalität kennengelernt.

Während man im Erdgeschoß, da man da alles von der Straße aus beobachten konnte, nur Fußstritte und Ohrfeigen bekam, war dann im Keller die Hölle los. Der Gestapomann nickte mit dem Kopf, schon schleiften einen zwei oder drei dieser Jugoslawen in SA-Uniform in den Keller. Dort spielten sie Fußball mit uns, von einer Ecke zur anderen, bis man ohnmächtig wurde. Dann schlossen sie die Zellentür und ließen einen bis zur nächsten Vernehmung liegen.

Es waren junge Volksdeutsche aus dem Banat. Vielleicht wollten sie an uns ihre Wut auslassen über die Behandlung, die sie, wie sie behaupteten, von den Serben erlitten hatten. Mag sein, ich glaub es nicht...

In meiner Nebenzelle lag ein junger Franzose, der mit einer Anzahl seiner Resistance-Freunde verhaftet worden war, als sie junge Franzosen – meist Lothringer – auf Schleichwegen über die Pyrenäen brachten, damit sie sich in Afrika der Bewegung de Gaulles anschließen konnten. Ich habe viele von ihnen in Madrid in sicheren Gaststätten untergebracht, ehe sie an die portugiesische Grenze weitergeleitet wurden.

Dieser junge Franzose, Gaston Berdane, in Pau, ist noch heute mein Freund und ich besuche ihn immer, wenn ich in Frankreich bin.

Eines morgens sah ich, wie unter seiner Zellentür Blut floß.

Er hatte also wahrgemacht, was er mir ein paar Tage vorher gesagt hatte. Er hielt die Torturen der Gestapo nicht mehr aus. Mit ein paar Scherben hatte er sich die Pulsadern durchschnitten.

Ich rief die Nachwache.

Ein feiner Landsturmmann aus Königsberg, der einen französischen Arzt holte. Rechtzeitig kam Gaston ins Spital. Doch es war keine Rettung vor dem Konzentrationslager. Sobald es nur ging, wurde er in ein Lager nahe bei Hamburg gebracht.

Als alter Sportler überlebte Gaston die Qualen und kehrte lebend nach Hause

zurück. Allerdings schwer an der Wirbelsäule verletzt. Er ist kein Deutschenhasser geworden. Er hat erlebt, es gab auch unter den Deutschen eine Anzahl Menschen, die sich gegen Hitler auflehnten und opferten. Nicht allzu viele allerdings!

Doch ist bei Gaston, wie bei vielen Franzosen und Engländern, ein Mißtrauen wach, ob sich die Deutschen wirklich geändert haben...

Und die Deutschen von heute, in ihrem unverhofften Wohlstand, tun nicht gerade viel, um bei ihren Auslandsreisen dieses Mißtrauen zu beseitigen.

Erlebte ich es doch nach 1946, als die ersten deutschen Touristen nach Paris kamen, wie sie nachts mit alten Hitlerliedern den Boulevard St. Michel entlangzogen.

Takt scheint nicht gerade eine deutsche Eigenschaft zu sein?

Das ist auch die Sorge von uns alten Widerstandskämpfern, wenn wir die Milde unserer Justiz gegenüber den Nazileuten sehen. Erinnert man sich nicht erst heute an die Juristen des Volkserichterhofes, die sicher meist verstorben sind und ihre guten Pensionen ruhig verlebten!

Bei solch tristen Erinnerungen tröstet mich stets der Gedanke an jenen erwähnten Landsturmmann, einem Eisenbahner im Zivilberuf, der mir als Wachmann in der Nacht stets die Tür aufschloß, damit man sich die Füße vertreten konnte. Er gab uns auch von seinem Abendbrot, meist frische köstliche Sardinen, und er warnte uns vor bestimmten Typen der Gestapo.

Ein liebenswerter Ostpreuße, was mag aus ihm geworden sein?

Mich plagte die Sorge, ob man in Spanien noch mehr unserer kleinen Antifaschistischen Gruppe verhaftet habe.

Erst nach dem Krieg erfuhr ich, es war nicht der Fall gewesen.

Gewiß war mit meinem Weggang die gemeinsame Arbeit zusammengebrochen. Niemand hielt die einzelnen mehr auf dem laufenden, niemand konnte ihnen bei bestimmten Vorfällen mehr raten. Jeder war auf sich allein angewiesen. Doch die Deutschen, Österreicher, Holländer, Tschechen, Franzosen, Spanier haben weiter ihren Glauben an den Sieg der Demokratie hochgehalten und Gefährdete in Sicherheit gebracht.

Da man für einige Tage auch Gastons Frau verhaftet hatte, konnte ich meiner Gefährtin in Madrid ein kurzes Lebenszeichen senden.

Nach ein paar Tagen ging's dann, an Händen und Füßen gefesselt, ab nach Berlin. Auch hier der Gegensatz unter den Menschen. Ein junger Gestapomann aus Bremen und eine älterer Feldgendarm, im Zivilberuf Konservenfabrikant in Konstanz, waren die Begleiter. Ganz offen wandte sich der Gestapomann gegen die Absicht des Feldgendarmen, uns gefesselt bis Berlin zu transportieren. Erst nach langen Auseinandersetzungen wurden uns die Fußfesseln abgenommen, die so eng an den Sitz angeschlossen waren, daß uns schon nach paar Minuten jedes Leben in den Füßen erstarb.

Und dieser junge Nazi war es auch, der auf den Stationen, wo das Rote Kreuz heißen Tee ausschenkte, uns zu trinken gab. Ein Funke Menschlichkeit in dem Meer der Brutalität.

Nichts anderes war ja von diesen Fanatikern zu erwarten. Mit ihnen hatten wir uns als pazifistische und sozialistische Studenten in Dresden und Leipzig seit 1920 herumgeschlagen. Von den Leuten der sogenannten „Knüppelkunze“ aus

Berlin, Vorläufer der Nazis, hatten wir nur den Stock kennengelernt, wenn ihnen bei Veranstaltungen die Diskussionen nicht zusagten.

Und die deutschen Richter? Nun, die verurteilten immer uns, denn die andern waren ja national empfindende Deutsche.

Ist das nach 1950 anders geworden? Ich hege starke Zweifel.

Das Schlimmste dabei, die Sozialisten haben nichts daraus gelernt. Noch 1962 wurden Entschädigungsansprüche von Personen abgelehnt, deren Bruder in Köln ohne Urteil mit 16 Jahren und mit 12 anderen jungen Menschen als Kriminelle aufgehängt worden waren, da sie gegen das Terrorsystem aufgetreten waren. 1962 – ich betone 1962 – lehnte ein Kölner Regierungspräsident und sein Dezernent für Wiedergutmachungsfragen es ab, diese Taten der jungen Menschen als Widerstand zu bezeichnen. Paragraphenreiterei.

Unser Grundgesetz verlangt von seinen Bürgern, Widerstand gegen jede Diktatur!

Was aber ist dann Widerstand in den Augen dieser Juristen!!!

Wo waren denn all diese Juristen und Bürokraten, als in unserem Land das Faustrecht als Recht galt?

Nach 1945 waren alle diese Herren verschwunden. Langsam erst krochen diese Steigbügelhalter Hitlers aus ihren Schlupfwinkeln und nahmen unter der Obhut eines Herrn Globke wieder ihre hohen Posten in Justiz und Verwaltung ein.

Sie waren ja alle nicht am „Faustrecht“ des Nazistaats beteiligt gewesen!

Diesen Zustand schildert sehr eindrucksvoll Werner Rings in seinem neuen Buch „Leben mit dem Feind“.

Es war ja und bleibt für alle Widerstandsleute das traurigste Kapitel, das man nach Ende des Krieges erlebte. Keiner hatte etwas gewußt, keiner hatte daran teilgenommen.

Man hatte nach oben Bücklinge gemacht, nach unten aber Fußtritte gegeben. So war es überall.

Auch in der Prinz-Albrecht-Straße, dem Gestapohauptquartier in Berlin. Vergiftet hatte Hitler und Göbbels mit seinen Phrasen das Volk, vor allem die Frauen, und man hat oft den Eindruck, dies Gift ist noch immer im Kopf vieler Deutschen.

Holte mich in Berlin der „Rotkopf“, so nannten wir den Gestapomann wegen seiner roten Haare, zur Vernehmung in den zweiten Stock und prügelte mich, weil ich seine fein abgestimmten Protokolle nicht unterschrieb, so lachte die junge Frau an der Schreibmaschine, die kurz vorher dem Kommissar von ihren zwei kleinen Kindern vorgeschwärmt hatte. Kein Zeichen des Mitleids bei dieser Blonden, wenn man mit Füßen getreten wurde. Für sie schien alles selbstverständlich zu sein. Ich hätte nie ein Wort zu meinen Gunsten erwartet, dafür kannte ich die Lage zu gut, aber lachen ... und dann fröhlich weiterplaudern...

Welche Gefühlskälte bei diesen Frauen!

Selbst Sklaven, wie alle KZ-Leute, hatten im KZ Sachsenhausen, als man einen jungen Burschen zum zweiten Male aufhing, einen einstimmigen Schrei der Abscheu.

Und das kostete allen ein schweres Strafexerzieren.

Natürlich gab es auch Ausnahmen – aber eben nur Ausnahmen!

Da war der alte Oberaufseher in der Prinz-Albrecht-Straße. In Gegenwart der SS und SA Kommissare schrie er uns an, doch war er allein, fand er auch ein Wort des Trostes. Ein Mensch – ein alter Gefängnisaufseher, der auch in den langen Jahren schweren Dienstes noch ein Mensch geblieben war.

Ich muß noch heute oft an den griechischen Journalisten denken, mit dem ich in der Prinz-Albrecht-Straße zusammenlag. Er setzte alles daran, von dort fort in ein Konzentrationslager zu kommen, da es dort besser wäre.

Nun, eines Tage wurde er wirklich nach Dachau gebracht.

Am Ende dies Krieges erfuhr ich von seiner Frau aus Athen, er habe das grausame Leben dort nicht ausgehalten.

Schwer zucker- und magenkrank ist er dort gestorben, sagen wir besser „verreckt“ Vielleicht auch totgeschlagen. Wer kann das wissen?

Ja, ja, Prinz-Albrecht-Straße. Das hieß für uns die Keller.

Trotz der Schläge, die es dort gab – mir wurden die letzten Zähne ausgeschlagen – trotzdem besser als ein Konzentrationslager. Leider sind meine Notizen bei der Befreiung verlorengegangen, so fehlen mir heute die Namen. Dann und wann fällt mir wieder einer ein, fällt mir eine Begebenheit, eine Grausamkeit ein, die mich noch heute nachts aufschrecken läßt. Das deutsche Volk lebt nur von den Grausamkeiten, die andre nach der Niederlage an ihm begingen, es will nicht von den eigenen Schandtaten hören...

Prinz-Albrecht-Straße. Außer dem griechischen Journalisten war da noch ein Volksschullehrer aus Bregenz, Parteimitglied. Er hatte Zweifel am Siege geäußert, nun saß er unter uns und wartete die Untersuchung ab. Verzweifelt, verbittert...

Auch ein ukrainischer Flugzeugingenieur war da. Mit ihm hatte man auch gleich seine Frau als Geisel verhaftet, um so mehr Druck auf ihn auszuüben. Und heute regt man sich über Geiselnahme auf!

Haben es nicht die Nazis so richtig vorexerziert.

All das will man heute nach so langen Friedensjahren nicht mehr wissen.

Eines Tages kam in unsere Zelle ein junger Bursche, vielleicht so 16, 17 Jahre alt. Zeuge Jehovas, wenn ich mich nicht irre, ein Luxemburger.

Er lehnte jeden Kriegsdienst ab.

Noch heute bewundere ich seine Standhaftigkeit.

Zuerst versuchten es die Gestapoleute mit Liebenswürdigkeit. Vaterlandsliebe, Kampf gegen Barbarentum, Antikommunismus. Als all das nichts half, wurde man brutaler. Nach ein paar Tagen kam nach jeder Vernehmung der Junge zerschlagener zurück, doch ungebeugt.

Am Ende wurde er nach Dachau geschickt, zur weiteren Behandlung seines Starrsinns, wie man sagte. Letztens, um ihn zu ermorden...

Ungebeugt gingen auch die Mönche, in der Mehrzahl Österreicher, ihren Leidensweg, so sehr man sie auch anbrüllte, schlug, verhöhnte; sie zeigten der Gestapo nur Verachtung. Zähne zusammengebissen, ließen sie alles über sich ergehen. Ihr Glaube und ihr Mut waren nicht zu brechen.

Sie waren der Gegensatz zu der Feigheit der Hitlerleute.

Recht anschaulich erlebten wir, wenn feindliche Flugzeuge angekündigt wurden, wie die Herren Himmler, Kaltenbrunner, Müller und wie sie alle hießen,



ihre Wagen nahmen, um nach außerhalb zu rasen. War es einmal zu spät, so rannten sie in die tiefliegenden Bunker, die mit allem Komfort ausgestattet waren, um ihr kostbares Leben zu retten.

Von Tapferkeit war bei ihnen allen nichts zu spüren.

Immer wieder werden Bilder der Vergangenheit lebendig.

KZ Sachsenhausen.

Die Strafkompagnie.

Wieder rannte man mit einem 30 Kilo schweren Sandsack auf dem Rücken auf dem Hof umher. Immer singend nach Kommando.

Auch das Bild des jungen Kameraden taucht auf, der es gewagt hatte, trotz des elektrischen Zaunes zu fliehen, um noch einmal seine Mutter zu sehen.

Weit war er nicht gekommen. Bald war er wieder da, den ganzen Körper zerschlagen.

Wie konnte es einer nur wagen, der Gestapo zu entfliehen...

Schon am nächsten Morgen war der Galgen im Hof aufgerichtet. Wir, 30 000 Häftlinge – sagen wir lieber „Sklaven“ – mußten früh auf dem Hof antreten, um der Hinrichtung beizuwohnen.

Zur Abschreckung!

Der junge Mensch bekommt die Schlinge um den Hals gelegt, der Schemel wird fortgestoßen.

Ein Ruck, aber der Strick reißt. Der Häftling fällt auf den Boden.

Alle sind wir überzeugt, man wird jetzt wohl, wie fast überall, Gnade walten lassen.

Nazis und Gnade?

Wie konnten wir so etwas denken?

Eine neue Schnur um den Hals. Diesmal klappt's. Ein Ruck. Der Mensch baumelt mit gebrochenen Wirbeln in der Luft. Ein paar Minuten, dann stellt der Arzt den Tod fest.

„Wegtreten!“ brüllten die Wächter. Wir hatten es gewagt, einen Schrei des Ekels auszustößen.

Erholung – das Wort ist eigentlich eine Blasphemie... ein paar Abendstunden in der Baracke. Ein paar alte Sozialdemokraten – ich glaube, aus Kiel – sind da. Schon recht eingeschüchtert von den Prügel des Stubenältesten, einem Homosexuellen, der sich so bei den Gestapos einschmeichelt. Gern denke ich noch an den jungen Kommunisten aus Annaberg, der mir in der Früh beim Aufstehen hilft, den Strohsack zentimetergenau auszurichten. Sonst gibts Strafexerzieren.

Wer aber kann sich vorstellen, daß es selbst in dieser Hölle unter den Häftlingen Haß und Grausamkeit gibt?

Da ist ein junger Pole. Kaum von Kultur beleckt, auch deutsch versteht er nicht. Wo man nur kann, schreit man ihn an:

„Saupole! Dreckiger Pole!“

An ihm läßt man die innere Wut aus, die in jedem tobt.

Man gibt ihm die kleinste Brotration, die Schüssel oft nur halbvoll von Wassersuppe.

Ist ja nur ein Pole, sagen die andern Häftlinge, als ich sie zur Rede stell, diese Häftlinge, die genau so wie, der Pole der Willkür der Wärter ausgesetzt sind.

Wie oft habe ich mich da gefragt – und frage mich noch heute – gibt es denn nicht einmal unter Sklaven – das waren wir ja alle – Menschlichkeit.

Eines Tage wurden wir zwei Madrider Deutschen dann ins Zuchthaus Brandenburg verfrachtet, wo die Todesstrafen vollstreckt wurden. Unsere Zellen lagen dem Hof gegenüber, in dessen Eingangstor immer die Guillotine aufgestellt wurde. Wir „NN“- (Nacht-und-Nebel)-Häftlinge, das heißt Häftlinge, die bei einer nahenden Befreiung durch die Alliierten sofort umgelegt werden sollten – zuletzt kam es nicht mehr dazu, da diese deutschen Helden des Nazismus ja zuerst an ihr eignes Leben dachten –.

Den Tag über waren wir – gefesselt an Händen und Füßen – unseren Gedanken überlassen. Wir hatten kein Papier, keinen Bleistift um Gedanken niederzuschreiben – alle paar Minuten sah ein Wärter durchs Guckloch, erwischte er einen am Fenster, so gab es Prügel. Je nach Lust des Wachhabenden wurden wir wöchentlich ein- oder zweimal im Hof an die frische Luft geführt. Da wir völkerrechtswidrig im Gefängnis saßen, wurden wir zuerst nur allein in den Hof geführt; erst später, als auch das Wachpersonal an die Front mußte, wurden wir zusammen mit einem Franzosen, einem Halbjuden, Jean Weiß, und einem englischen Fliegeroffizier in den Hof geführt. Mit großem Abstand, um jeden Kontakt zu unterbinden. Doch riefen wir uns zu, was wir wußten – politische Lage, die Kampffront, die Gesamtsituation.

Es waren feine Kerle, mit denen ich noch lange in Verbindung stand. Ihnen verdanke ich den Optimismus, durchgehalten zu haben. Beide lagen in einer Gemeinschaftszelle, aus der einzelne zur Arbeit in nahegelegene Fabriken geführt wurden, wo sie Nachrichten über den Krieg erhielten. Auch sonst gab es mutige Kameraden. Einer war in der Bibliothek, der legte mir in das Buch, das man alle 14 Tage bekam, kurze Notizen: „Russen an der Weichsel“ – „Schlacht in den Ardennen“ – „Engländer in Arnheim“ usw. Eine gefährliche Sache. Hätte ein Aufseher so einen Zettel gefunden, wäre der Informant sicher auch unter dem Beil gelandet.

Auch die Leute des Juli waren nun bei uns eingekerkert. Es zeigte den langsamen Zerfall des Nazismus. Würden wir das Ende noch erleben? Ein paar Tage vorher erst zählte ich früh 15mal das Fallen des Beils. Wieder hatten 15 Kameraden im Kampf gegen den Faschismus ihr Leben dahingegeben.

Monatelang hatte ich jeden Freitag – manchmal auch Dienstag – früh im Halbdunkel das Aufschließen der Zellentüren verfolgt. Ob ich heute dran war...

Dann hörte man Füße die Treppen abwärts laufen, das Brüllen der Wächter. Und aus den Kellerfenstern gegenüber riefen uns die Kameraden ein letztes Mal zu:

„Adieu, camarade!“

„Nieder mit Hitler!“

„Abajo el fascismo!“

In deutsch, polnisch, französisch, italienisch, tschechisch.

Und bald darauf das dumpfe Fallen des Beiles.

So ging es Monat für Monat, seitdem man uns aus dem KZ Sachsenhausen ins Zuchthaus Brandenburg gebracht hatte. Vor ein paar Tagen hatte man den

todkranken Chef eines Königsberger Krankenhauses den Gang entlang geschleift. Er hatte nur gewagt, am Sieg zu zweifeln, und schon waren Untergebene als Spitzel tätig gewesen.

Wem konnte man noch in diesem System trauen?

Und für diese Nervenqual fanden die Herren der Kommission, die nach Kriegsende über Entschädigung beriet, einen Betrag von 5 Mark angemessen?

Wer von den Abgeordneten hat am eigenen Leib diese Nervenqual erlitten... Die letzten Wochen vor der Befreiung waren es die Spanier, die neben mir lagen. Die Hitlerpropaganda hatte sie als Arbeiter nach Deutschland gelockt. Man hatte ihnen nichts von den Gefahren gesagt, die die immer schrecklicheren Bombenangriffe für jeden brachten.

Die jungen Burschen hatten sich verlocken lassen, bei Bombardierungen aus den Ruinen Lebensmittel mitgehen zu lassen. Es ging nur kurze Zeit, dann wurden sie erwischt und zum Tode verurteilt. Jetzt warteten sie, ob die spanische Botschaft zu ihren Gunsten intervenieren würde.

Nun verkümmerten diese an Sonne und Fröhlichkeit gewöhnten Andalusier in ihren Einzelzellen.

So hatten sie sich ihren Deutschlandausflug nicht vorgestellt!

Und jetzt hingen sie alle am Fenster und jubelten. Sie lebten auf, und die Wärter waren ohnmächtig, ihre Begeisterung zu unterbinden.

„Ans Fenster!“ „Rasch ans Fenster!“ schrie es von allen Seiten, klopfte es an die Zellenwände.

Leichter gesagt als getan. Die Gestapo wußte ja, ihre Häftlinge müde zu machen. Tag und Nacht an Händen und Füßen gefesselt, des nachts das grelle Licht einer starken Lampe mitten aufs Gesicht, da werden auch kräftige Menschen langsam müde und schlapp.

Langsam habe ich meinen Hocker ans Fenster geschoben und bin raufgekrochen.

Na, was ist denn das! Aus allen Zellenfenstern starren Gesichter auf die gegenüberliegende Mauer.

Von überall ruft man sich zu:

„Seht, die hauen ab!“

„Sie bauen die Guillotine ab!“

„Bald sind die Russen da!“

„Und dort, der Schläger, dieser gemeine Aufseher, ist ja plötzlich in Zivil!“

„Und sein Fahrrad hat er neben sich.“

„Der will noch rechtzeitig abhauen!“

Schreie der Wut, Schreie der Erlösung gellen über den Hof.

Ich kann es noch nicht fassen. Aber es wurde Wirklichkeit. Die Türen wurden aufgeschlossen. Wir waren frei.

30. April. Mein Geburtstag. Ich war fünfzig Jahre.

Welche Bilder ringsum. Tränen, Umarmungen. Die Orientierten liefen zu den Vorratskammern, die rasch geleert waren. Nur Zucker war noch in Säcken da.

Ich sah überall ausgehungerte Skelette wie Tiere auf dem Bauche liegen und sich aus den aufgerissenen Säcken den Zucker in den Mund stopfen. Der Hunger ließ die Menschen zu Tieren werden.

In der ersten Freude vergaßen wir, die Macht in neue Hände zu legen. Der

rasche Aufstieg Deutschlands ließ die breite Masse schnell vergessen, daß es nur einzelne gewesen waren, die mit ihrem Opfer die moralische Anerkennung Deutschlands in der Welt retteten.

Juristen und Politiker schufen Entschädigungsgesetze, in denen das Herz fehlte. Nichts war von dem Gedanken belebt, den der berühmte Jurist Spaniens, L. Alas, Sohn des Dichters Clarin, als Rektor der Universität von Oviedo, den auch die Henker Francos als Republikaner umbrachten, als Grundlage jeden Rechts aufgestellt hatte:

„Über dem toten Buchstaben des Gesetzes steht das Herz des Menschen!“

In Deutschland rühmt man sich immer der Milliarden, die man den Naziopfern bezahlt habe. Wirklich eine geschickte Propaganda der alten Herren der Macht, um im Volke gegen die Kämpfer gegen Hitler eine Abneigung aufzubauen.

Die Milliarden mögen wahr sein, doch was haben von diesen Milliarden die Leute des Widerstandes, die Leute der KZs gesehen?

Das heißt, die wirklichen Kämpfer gegen den Nazismus.

Schon 1945 sagte Walter Hammer, der lange mit mir in Brandenburg saß:

„Wehret den Anfängen!“

Sein Ruf verhallte. Man war ja mit dem Wiederaufbau beschäftigt, und dann kam der kalte Krieg. Und unter dieser Losung wußten sich die alten Kräfte wieder in den maßgebenden Positionen breitzumachen.

Wie bedrückend ist es, daß wir in unserer Demokratie, für die wir gekämpft und gelitten haben, nicht einmal einen Staatssekretär für unsere Angelegenheiten haben, wie in Frankreich.

Unverständlich bleibt mir noch immer, daß führende Sozialdemokraten die „Gruppe verfolgter Sozialdemokraten“ auflösen wollten, da diese ja 30 Jahre nach dem Krieg überflüssig wäre.

Erst unter dem Eindruck von „Holocaust“ und der Abnahme der Stimmen bei Wahlen erinnerten sich diese Sozialdemokraten an die Bedeutung gerade dieser „Gruppe verfolgter Sozialdemokraten“. So ließ man sie bestehen.

Ich frage nur: wie lange noch?

Bis man die Wahlen gewonnen hat – bis das letzte Opfer der KZs gestorben ist...

In den Zellen hatten wir uns den Neubeginn anders vorgestellt. In der Freude der Befreiung übersahen wir vieles. Wir schlossen uns den Zügen an, die gen Westen zogen. Wir wollten ja wieder in unsere Wohnungen in Spanien.

Voller Hoffnung, auch dort würde die blutige Diktatur Francos fallen, die ja nur mit der Hilfe der Hitlerleute gesiegt hatte. Wir hatten ja am eignen Leib die enge Zusammenarbeit beider Diktaturen erlebt.

Es kam Enttäuschung über Enttäuschung.

In Deutschland schufen die alten Herren Entschädigungsgesetze, bei denen einige große Summen bekamen, die Mehrheit nur kleine Beträge nach vielen Umständlichkeiten erhielt.

Am Ende 5 Mark pro Tag für all die Qual und Pein.

Denn ich glaube, die Entschädigung für die Gesundheit, die man auch erst nach langen ärztlichen Untersuchungen erhielt, kann man nicht als Entschädigung ansehen.. Jeder Arbeitende erhält ja für einen Unfall seine Rente.

Manchmal muß man denken, unsere Politiker glauben, daß wir, – um fünf Mark täglich zu verdienen – alle freiwillig in die KZs und Gaskammern gerannt sind, wo über dem Lagereingang uns alle ein großes Schild zynisch verhöhnte:

„Arbeit macht frei!“

Auf diesen Hohn antworten wir, die überleben:

„Kameraden, wir haben Euch nicht vergessen. Wir kämpfen weiter für eine humane Welt.“

#### Beilagenhinweis:

Einer Teilaufgabe liegt eine Bestellkarte des Monitor-Verlags (Deutsche Volkszeitung), Düsseldorf, bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schühler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/8; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/8; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/8; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/8; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl, Anschrift Verlag: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuß.

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-. Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München. Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40. Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.  
ISSN 0023-5016.

# AutorenEdition Herbst '80

## Michael Schneider Das Spiegelkabinett

Novelle

152 Seiten. Paperback. DM 18,-  
ISBN 3-7610-0569-5

Michael Schneiders virtuose, mit großem Kunstverstand erzählte Novelle über eine abgründige Bruderbeziehung, die Darstellung von Aufstieg und Fall des berühmten Zauberkünstlers Alfredo Cambiani, der Menschen verschwinden läßt, und seines Bruders, der menschliche Fähigkeiten in seiner Zauberkunst entwickeln will.

„Es ist eine höchst spannende, lebendige Geschichte . . . Das Unterhaltsamste, was man in diesen Monaten in deutscher Sprache lesen kann.“

Marcel Reich-Ranicki

## Jeanette Lander Ich, allein

Roman.

228 Seiten. Paperback. DM 24,-  
ISBN 3-7610-0571-7

Der schwierige Prozeß einer Selbstfindung. Eine Frau, Mitte 40, kehrt nach einem längeren Auslandsaufenthalt nach Berlin zurück. Raum für ein eigenes Leben kann sie sich nur dort schaffen, wo sie Unterdrückung erfahren hat, konfrontiert mit einer Vielzahl von Widerständen – nicht wenigen in Gestalt von Männern.

## Richard Hey Ohne Geld singt der Blinde nicht

Kriminalroman.

320 Seiten. Gebunden. DM 29,80  
ISBN 3-7610-0550-4

Rauschgift, Menschenhandel, Kunstdiebstähle und zwei scheinbar zusammenhanglose Morde. Doch die Fäden laufen zusammen in einem Netz, das Katharina Ledermacher, Oberkommissarin beim West-Berliner Morddezernat fast zum Verhängnis wird, als man sie mit dem heiklen Auftrag, während eines Urlaubs inoffiziell und unauffällig nachzuforschen in einen italienischen Badeort schickt. Ihre Recherchen zeigen, daß offenbar eine große Organisation hinter den Verbrechen steht. . . Ein blinder Mandolinenspieler ist einer der wenigen, die Durchblick haben, und über ihn führt die Spur wieder zurück nach Berlin.

Richard Heys Kriminalromane » . . . gehören zu den besten deutschsprachigen Exemplaren dieser Gattung.«

Frankfurter Rundschau

**Verlag AutorenEdition  
München und  
Königstein**

# 75 JAHRE



## offensiv kritisch aktuell konkret

Ein kleines Heft feiert ein großes Jubiläum – 75 Jahre traditionsreichen Bestehens, immer auf der Seite der Menschlichkeit und des Fortschritts.

„Die Weltbühne“, 1905 von Siegfried Jacobsohn zunächst als Theaterzeitschrift gegründet, von Carl v. Ossietzky unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky und anderen namhaften progressiven Publizisten zu einem Blatt von Weltruf gemacht, hat auch heute viele Freunde und Anhänger. Stets bemüht, die verpflichtende Tradition in Ehren zu halten, ihr unverkennbares publizistisches Profil, ihre Liebe zu Sprache und Stil zu bewahren, ist „Die Weltbühne“ in den 75 Jahren ihres Bestehens jung geblieben.

Wir senden Ihnen unverbindlich ein Probeexemplar:  
**Verlag der Weltbühne, Karl-Liebknecht-Str. 29, DDR 1056 Berlin**

„Die Weltbühne“ ist jetzt preiswerter durch Direktversand ab Verlag. Jahresabonnement 26,40 DM zuzügl. 10,40 DM Versandkosten. Sichern Sie sich den Bezug des Blattes durch Abonnement. Senden Sie den Kupon an **Brücken-Verlag, Ackerstr. 3, 4000 Düsseldorf**

#### KUPON

- Ich bitte um Zusendung eines kostenlosen Probeexemplares  
 Ich möchte „Die Weltbühne“ im Abonnement beziehen  
(Zutreffendes bitte ankreuzen)

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

Postleitzahl, Wohnort

## Zeit-Gedichte

Bisher liegen vor:

Reihe 1975

- 1 Georg Herwegh
- 2 Hans Marchwitza
- 3 Attila József
- 4 Portugal – Lied der Revolution

Reihe 1976

- 1 Ferdinand Freiligrath
- 2 Welemir Chlebnikow
- 3 Chile: Unser Lied wird nicht verstummen

Reihe 1977

- 1 Joseph von Eichendorff
- 2 Alain Lance
- 3 Volker Braun
- 4 Erich Weinert
- 5 Uwe Timm

Reihe 1978

- 1 Andreas Gryphius
- 2 Nicolás Guillén
- 3 Ernst Toller
- 4 Olshas Sulejmenow
- 5 Artur Toppmann

Reihe 1979

- 1 Gotthold Ephraim Lessing
- 2 Gerd Semmer
- 3 Ludwig Fels
- 4 Ernst Stadler
- 5 Julian Przybos

1980 erscheinen:

- 1 Eva Strittmatter
- 2 Peter Schütt
- 3 Reinhard Weisbach
- 4 Liselotte Rauner
- 5 Manfred Bosch

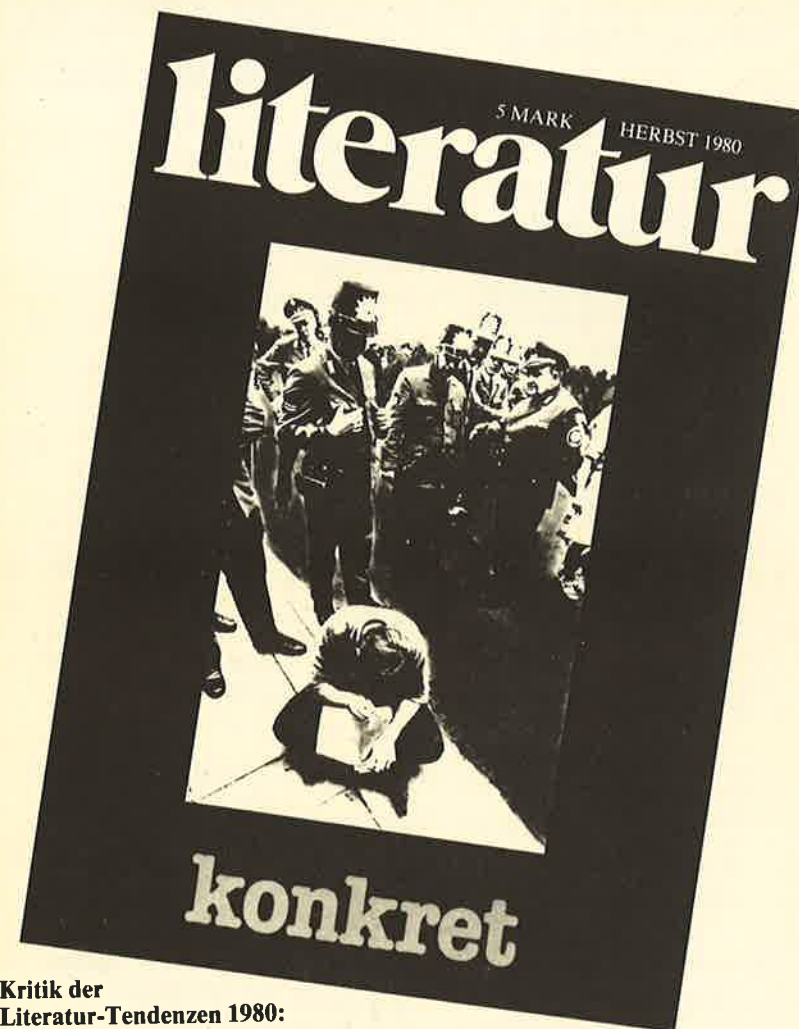
(Die Hefte 5/1975 und 2 + 3/1976 sind vergriffen.)

Preis pro Bändchen 2,- DM (jedes Bändchen 32 Seiten). – Bei Abnahme von 5 Heften eines Jahres mit Kassette 10,- DM (Kassette kostenlos).



**Damnitz Verlag GmbH**  
Hohenzollernstr. 144 · 8000 München 40

## Jetzt neu an jedem Kiosk:



#### Kritik der Literatur-Tendenzen 1980:

Ehrlichkeitskitsch, linke Kultbücher, Deutschland nach dem Herbst / Literaturmarkt, Betrieb, Neuerscheinungen mit Beiträgen von: Hermann Peter Piwitt, Michael Schneider, Wolfgang Pohrt, Martin Walsér, Bernt Engelmann, Walter Boehlich, Gerd Fuchs, Hanjo Kesting, Gisela Elsner, Erdmute Beha, Günter Her-

burger, Volker von Thörne, Angelika Mechtel, Erich Fried, Yaak Karsunke, Claudia Wolff, Arno Klönne, Monika Walter, Axel Eggebrecht, Hans Christoph Buch, Karl Heinz Roth, Heinar Kipphardt, Christel Dormagen, Regine Walter-Lehmann, Werner Heine und Hermann L. Gremliza

**ERNESTO CARDENAL  
FRIEDENSPREISTRÄGER  
DES DEUTSCHEN  
BUCHHANDELS 1980**

**Unser Land mit den  
Menschen die wir lieben**

Neue Gedichte  
Mit Bildern aus Solentiname und  
dem neuen Nicaragua  
64 Seiten / Großformat / DM 19,80  
ISBN: 387294 1690

**Das Evangelium der  
Bauern von Solentiname**

(Gesamtausgabe)  
680 Seiten / Leinen / DM 36,80  
ISBN: 387294 1631

**Die Stunde Null**

(Von der Heiligkeit der Revolution /  
Gebet für Marilyn Monroe / Für die  
Indianer Amerikas / Das Buch von  
der Liebe)  
400 Seiten / 2. Auflage / DM 14,80  
ISBN: 387294 147X

**In Kuba**

Bericht von einer Reise  
388 Seiten / Neuauflage / DM 16,80  
ISBN: 387294 1666

**Nationallied für Nicaragua**

(bisheriger Titel:  
Orakel über Managua)  
3 Gedichte  
88 Seiten / DM 12,-  
ISBN: 387294 1682

**Psalmen**

48 Seiten / 10. Auflage / DM 6,80  
ISBN: 3779576139

**Ufer zum Frieden**

Ein Meditationsbuch mit Fotos  
von Conrad Contzen  
64 Seiten / Großformat / 4. Auflage /  
DM 19,80  
ISBN: 3779576236

**Peter Hammer Verlag**

Postfach 200415  
5600 Wuppertal 2

**Der Landbote**

Zeitschrift für Lyrik und Kritik

bringt junge und kritische  
Autor/inn/en –  
ist ein Forum engagierter Literatur  
von „Unten“ –  
ist ein Bestandteil alternativer  
Kultur!

Nr. 2 mit Themenschwerpunkt  
„Sprache und Erfahrung“:  
Schreiben als Akt der  
Selbsterfahrung und kriti-  
schen Reflexion; Lyrik und  
Texte von Kurt Hiller!

Nr. 3 mit Themenschwerpunkt  
„Phantasie und Alltag“:  
Barrieren in unserem Kopf  
und die Lust an der Grenz-  
überschreitung!

Nr. 4 mit Themenschwerpunkt  
„Frieden“:  
Züricher Krawalle – direkt  
erlebt, und Der Unfrieden  
als „Frieden“ der Abhän-  
gigen; Autorinnenporträts,  
Literaturrezensionen und in  
Erinnerung gebracht; ein  
verhungertes Wiener Lyri-  
ker! (erscheint April '81)

Einzelheft gegen DM 5,50 in Brief-  
marken; Abonnement über vier  
Nummern DM 20,-; auf Pschkto.  
München 3220 01-809. Verlag  
Der Landbote, Winfried Richter,  
8000 München 80, Wörthstr. 24.



**RÖDERBERG-VERLAG**

Schumannstraße 56 · 6000 Frankfurt 1  
Postfach 4129 · Telefon (06 11) 75 10 46 · Telex 04-14 721

**Ernst Antoni**

**KZ**

**Von Dachau  
bis Auschwitz**

**Faschistische  
Konzentrationslager  
1933–1945**

etwa 150 Seiten,  
mit zahlreichen Abbildungen,  
kartoniert, 9,- DM  
ISBN 3-87682-703-5



**Die Konzentrationslager der Nazis im Überblick**

Dieses von vielen Seiten seit  
langem gewünschte Buch gibt  
in einem kurzen historischen  
Abriß einen Überblick über die  
wichtigsten Konzentrations- und  
Vernichtungslager im faschisti-  
schen Deutschland und in den  
während des Zweiten Weltkrie-  
ges besetzten Ländern. Gleich-  
zeitig wird das System der Kon-  
zentrationslager unter der fa-  
schistischen Diktatur in seinen  
Mechanismen zur Unterdrück-  
ung, Ausbeutung und Ermor-  
dung der Häftlinge untersucht.

Eine Auswahl von Dokumenten  
und Berichten ergänzt die Dar-  
stellung des Verfassers. Dabei  
handelt es sich vor allem um hin-  
terlassene Selbstdarstellungen  
der Verbrechen des deutschen  
Faschismus. Aber auch Zeug-  
nisse des Widerstandes unter  
den schweren Lebensbedingun-  
gen im Konzentrationslager  
werden dem Leser vermittelt.

## Anmerkungen

ANDERSCH, ALFRED, 1914 – 1980. Von Oktober 1980 bis Februar 1981 veranstaltet das Schiller-Nationalmuseum in Marbach eine Ausstellung „Texte und Zeichen, für Alfred Andersch“, die in dem von Thomas Scheuffelen zusammengestellten Katalog „Marbacher Magazin“, 17/1980, dokumentiert ist.

BELLI GIOCONDA, sh. kk 2/80.

CALTOFEN RODOLFO, sh. kk 2/77.

CARLS CARL D., lebt in Westberlin. Autor der großen Barlach-Monographie, Rembrandt-Verlag, Berlin, außerdem London und New York.

DÜRRSON WERNER, geb. 1932 im Schwarzwald. 1949 Handwerkslehre in Stuttgart. Erste Gedichte. 1953 Studium der Musik in Trossingen. 1957 externes Abitur, danach Studium der Literaturwissenschaft in München und Tübingen. 1962 Promotion. Lehrtätigkeit an der Universität Poitiers/Frankreich bis 1968, anschließend bis 1978 in Zürich. Lebt als freier Schriftsteller in Kattenhorn am Bodensee. Veröffentlichungen: Dreizehn Gedichte, mit Graphiken von Klaus Staack, 1965; Flugballade, mit Holzschnitten von Hap Grieshaber, 1966; Drei Dichtungen, 1970; mitgegangen, mitgegangen, Gedichte 1970–75; „Werner Dürrson liest Lyrik und Prosa“ LP 1978; Schubart, Christian Friedrich Daniel, Drama 1980; Schubart-Feier – Eine deutsche Moritat, 1980. Mehrere Literaturpreise. Mitglied im P. E. N.

FAULHABER MAX, geb. 1904; lebt in Freiburg/Breisgau. M. F. war nach 1945 Landtagsabgeordneter der KPD und Bezirksvorsitzender der IG Chemie in Baden. Er wurde dieser Funktion wegen seines aktiven Eintretens für die Volksbefragung gegen Remilitarisierung Anfang der 50er Jahre entzogen. Veröffentlichungen u. a.: im „Badischen Volkskalender“ und „Vom Hotzenwald bis Wühl“.

FUCHS GERD, sh. kk 1/79. Bei dem Text handelt es sich um einen Auszug aus dem Roman „Stunde Null“, der im Frühjahr 1981 im Verlag der Autoren Edition erscheint.

HAIDEGGER CHRISTINE, geb. 1942. 1974 Gründungsmitglied der Autorengruppe Projekt und seit 1975 Herausgeber der gleichlautenden Literaturzeitschrift. „Entzauberte Gesichte“ Lyrik, 1976; „ZUM FENSTER HINAUS“. Eine Nachkriegskindheit. Roman 1979 bei Rowohlt. Veröffentlichungen in Zeitschriften, Zeitungen, Hörfunk und Anthologien BRD, Schweiz und Österreich. Diverse Literaturpreise ebenda.

HOTZ FIDELI, geb. 1948. Historiker in München. Promotion in Bayerischer Landesgeschichte. Veröffentlichungen in Zeitschriften.

KAROLCZAK ELKE, 16 Jahre alt, Schülerin, lebt in Hamburg. Schreibt seit ungefähr zwei Jahren Kurzgeschichten und Gedichte.

KELTER JOCHEN, geb. 1946 in Köln. Studium der Literatur- und Sprachwissenschaft in Köln, Aix-en-Provence und Konstanz. Studentenbewegung. Wohnt am Bodensee bei Konstanz und in Zürich. Lehrtätigkeit in Zürich. Gedichte, Prosa, Aufsätze, Kritiken. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, Sendungen im Rundfunk. Mitarbeiter beim Feuilleton-Programm des Süddeutschen Rundfunks, Stuttgart. Mitglied im VS und in der Schweizer Autoren Gruppe Olten. „Mein Land ist eine feste Burg – neue Texte zur Lage in der BRD“, Hrsg., Rastatt 1976; „Literatur im alemannischen Raum – Regionalismus und Dialekt“, Hrsg. mit P. Salomon, Freiburg 1978; „Zwischenbericht“, Gedichte, Zürich 1978; „Land der Träume“, Gedichte, Freiburg 1979; „Johannes oder die Liebe zum Leben“, Erzählung, in: „Etwas geht zu Ende“, Hrsg. von D. Wellershoff, Köln 1979.

KITTNER DIETRICH, sh. kk 4/79 und *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein. 30 Jahre BRD: Geschichten Berichte Gedichte“.

KLAUS GUSTAV H., geb. 1944. Lehrt englische Literatur an der Universität Osnabrück. Veröffentlichungen u. a.: „Marxistische Literaturkritik in England“, 1973, und „Caudwell im Kontext“, 1978. Herausgeber der Zeitschrift „Gulliver“.

KUCZYNSKI JÜRGEN, sh. kk 3/78. Der Beitrag ist mit freundlicher Genehmigung des Autors den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften der DDR – 4G180 – entnommen. Der 1. Band des neuen Werks „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes“, 1600–1650, Studien I, ist soeben im Akademie-Verlag, Berlin-DDR, und beim Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln, erschienen.

LASSAHN BERNHARD, sh. kk 1/78 und 4/79.

LESKIEN JÜRGEN. Der Autor arbeitet mit einer Jugendbrigade aus der DDR als Mechaniker und Überlandfahrer, als ihr Brotholer und „Dichter“ in Angola. Davon berichtet er in „Ondjango Ein angolantisches Tagebuch“, demnächst *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 70.

MÜLLER FRANZ, geb. 1924, lebt in München.

PREUSS WERNER, lebt in Berlin. Literaturwissenschaftler. Promotion über Heinrich von Kleist; Kulturredakteur bei Radio DDR.

PÜSCHEL URSULA, sh. kk 4/79. Ihr jüngstes Buch „Unterwegs in meinen Dörfern. Bericht von Berlestedt am Ettersberg“ ist als Band 62 der *Kleinen Arbeiterbibliothek* erschienen.

RHEINSBERG ANNA, sh. kk 4/79 und *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein. 30 Jahre BRD: Geschichten Berichte Gedichte“.

RUBINSTEIN HILDE, sh. kk 1/78 und 1/79. Das Gedicht ist dem Zyklus „Tellurische Nachrichten“ entnommen. Die Autorin hat ihm die Notiz angefügt: Claude Julien (von LE MONDE) schreibt: „Trotzdem die Amerikaner nur 6 % der Weltbevölkerung ausmachen. . . konsumieren sie fast ebensoviel wie der Rest der Welt. . .“

SCHULZ MAX WALTER, lebt in Leipzig. Autor der Romane „Wir sind nicht Staub im Wind“ und „Triptychon mit sieben Brücken“, beide Damnitz Verlag. Die Novelle „Der Soldat und die Frau“ erschien in der *Kleinen Arbeiterbibliothek*, Band 59.

STÖPPLER ERIKA, sh. kk 2/80.

VALENTA REINHARD, sh. kk 3/80.

WEISENBORN THEODOR, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek* Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein. 30 Jahre BRD: Geschichte Berichte Gedichte“.

Die Gedichte: „Eine andere Ankunft“, „Lichter“, „Letzte Offensive“, „Meditation in einer DC-3“ von Ernesto Cardinal in Heft 4/80 waren Vorabdrucke aus dem Gedichtband „Die Stunde Null“ von Ernesto Cardenal, Peter Hammer Verlag.

## neu Arbeiterbibliothek

Irmela Brender **Stadtgesichter**  
(Band 66, DM 8,-)

Irmela Brender berichtet aus New York und Warschau. Es sind Geschichten über Menschen in ihrer Stadt – Alltägliches und Außergewöhnliches. Beobachtungen und Eindrücke einer Deutschen aus der Bundesrepublik, die, offen für das Fremde Eigenes, Menschliches entdeckt.

Jürgen Leskien **Ondjango – ein angolantisches Tagebuch**  
(Band 70,-, DM 8,-)

Jürgen Leskien ist mit einer Jugendbrigade aus der DDR zur Arbeit nach Angola gekommen. Er half mit beim Aufbau des befreiten Landes; als Mechaniker und als Kraftfahrer, als Brotholer und auch als „Dichter“.

Erik Neutsch **Zwei leere Stühle**  
(Band 67, DM 8,-)

Das neueste Werk von Erik Neutsch setzt mit der spannungsreichen Darstellung tiefer Konflikte die Linie seiner großen Romane („Spur der Steine“, „Auf der Suche nach Gatt“, „Der Friede im Osten“ I und II, alle bei Damnitz) fort.

Ursula Püschel **Unterwegs in meinen Dörfern**  
(Band 62, DM 8,-)

Im Mittelpunkt dieses Berichtes über die moderne sozialistische Landwirtschaft in der DDR steht Berlestedt am Ettersberg. Wie werden die Alten da mit der Vergangenheit und Buchenwald fertig, wie sehen die Jungen ihre Zukunft?

Harry Thürk **Die Stunde der toten Augen**

(Band 71, DM 8,-)

Die Geschichte einer deutschen Fallschirmjägergruppe, die im Zweiten Weltkrieg in sinnlosen Einsätzen hinter den russischen Linien operiert. – Das Kriegsbuch wird zum Antikriegsbuch, das im Namen der Toten die Lebenden warnt.

Artur Troppmann **Besichtigung**  
(Gedichte und Photos – Band 64, DM 8,-)

Artur Troppmanns Gedichte sind nicht für die „feinen“ Leute gedacht, sondern für alle die, die nicht zu den Oberen gehören. Den Menschen, die meinen, daß nicht alles so bleiben muß, wie es ist, hat Troppmann Sätze an die Hand gegeben, mit denen sie was anfangen können.

Ludwig Turek **Ein Prolet erzählt**  
(Band 63, DM 8,-)

In den 1929 geschriebenen autobiographischen „Lebenserinnerungen eines deutschen Arbeiters“ erzählt Ludwig Turek vom Aufbegehren gegen Not und Unterdrückung im kaiserlichen Deutschland bis zu den Kämpfen der Arbeiterklasse in den ersten Jahren der Weimarer Republik.

Zu beziehen über Buchhandel oder direkt bei

Damnitz Verlag GmbH,  
Hohenzollerstr. 144, 8000 München 40



**neu** **Kleine  
Arbeiterbibliothek**

Irmela Brender **Stadtgesichter**

(Band 66, DM 8,-)

Irmela Brender berichtet aus New York und Warschau. Es sind Geschichten über Menschen in ihrer Stadt – Alltägliches und Außergewöhnliches. Beobachtungen und Erlebnisse einer Deutschen aus der Bundesrepublik, die, offen für das Fremde Eigenes, Menschliches entdeckt.

Jürgen Leskien **Ondjango –  
ein angolantisches Tagebuch**

(Band 70,-, DM 8,-)

Jürgen Leskien ist mit einer Jugendbrigade aus der DDR zur Arbeit nach Angola gekommen. Er half mit beim Aufbau des befreiten Landes; als Mechaniker und als Kraftfahrer, als Brotholer und auch als „Dichter“.

Erik Neutsch **Zwei leere Stühle**

(Band 67, DM 8,-)

Das neueste Werk von Erik Neutsch setzt mit der spannungsreichen Darstellung tiefer Konflikte die Linie seiner großen Romane („Spur der Steine“, „Auf der Suche nach Gatt“, „Der Friede im Osten“ I und II, alle bei Damnitz) fort.

Ursula Püschel **Unterwegs in meinen Dörfern**

(Band 62, DM 8,-)

Im Mittelpunkt dieses Berichtes über die moderne sozialistische Landwirtschaft in der DDR steht Berstedt am Ettersberg. Wie werden die Alten da mit der Vergangenheit und Buchenwald fertig, wie sehen die Jungen ihre Zukunft?

Harry Thürk **Die Stunde der toten Augen**

(Band 71, DM 8,-)

Die Geschichte einer deutschen Fallschirmjägergruppe, die im Zweiten Weltkrieg in sinnlosen Einsätzen hinter den russischen Linien operiert. – Das Kriegsbuch wird zum Antikriegsbuch, das im Namen der Toten die Lebenden warnt.

Artur Troppmann **Besichtigung**

(Gedichte und Photos – Band 64, DM 8,-)

Artur Troppmanns Gedichte sind nicht für die „feinen“ Leute gedacht, sondern für all die, die nicht zu den Oberen gehören. Den Menschen, die meinen, daß nicht alles so bleiben muß, wie es ist, hat Troppmann Sätze an die Hand gegeben, mit denen sie was anfangen können.

Ludwig Turek **Ein Prolet erzählt**

(Band 63, DM 8,-)

In den 1929 geschriebenen autobiographischen „Lebenserinnerungen eines deutschen Arbeiters“ erzählt Ludwig Turek vom Aufbegehren gegen Not und Unterdrückung im kaiserlichen Deutschland bis zu den Kämpfen der Arbeiterklasse in den ersten Jahren der Weimarer Republik.

Zu beziehen über Buchhandel oder direkt bei



Damnitz Verlag GmbH,  
Hohenzollernstr. 144, 8000 München 40